Geschichten aus Steiermark.

Geschichten aus Steiermark.

Von

P. K. Rosegger.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1871.

Pest. 1871. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

Meinem Buche zum Geleitbrief.

Ich brauche mich wohl nicht zu entschuldigen, daß ich Bücher schreibe. Das habe ich schon in meines Vaters Hütte als Knabe gethan und ich werde es kaum zu lassen vermögen, so lange meine Hand eine Feder tragen und mein Auge derselben folgen kann; mein Wesen verlangt es so. Aber vielleicht hätte ich mich zu entschuldigen, daß ich diese Bücher drucken lasse, daß ich ihnen die Weihe der Dichtung zutraue und daß ich den Menschen zumuthe, diese Bücher zu lesen. Ich meine aber, es entschuldiget mich vorläufig mein Wunsch, daß es mir gelingen möge, etwas Weniges des Schönen und Edlen, wie es in dem Ideale eines Dichterherzens glüht, den Menschen würdig zu reichen und als redliches Erbe zu hinterlassen.

Meine literarischen Versuche sind einfach und harmlos, ich bin noch unerfahren in der Welt und nur in dem Volke der österreichischen Alpenländer bin ich daheim. Dieses Volk kenne ich, wie es lebt in seinen armen Hütten, in seinen einsamen Gehöften und in seinen stillen Dörfern, und seinen Charakter trage ich selbst in meinem Geblüte und in meinem Gemüthe.

Dieses mein Feld wäre so undankbar nicht Der Schauplatz ist mitten in der großen Natur, die Menschen, wohl ein wenig rauh und ein wenig schlicht im Geiste, haben ein Herz voll tiefen Gefühles, nicht allzuselten maßlos übersprudelnd in Liebe oder Haß, aber bieder und edel im Kerne. Das ist ein derbkräftiges Volk und für uns um so interessanter, als es sich eben gegenwärtig aus seiner Geistesträgheit aufzuraffen und sich den fortschrittlichen Interessen der Zeit zuzuwenden beginnt. Und ich glaube, zu einer Zeit, in welcher die politischen so wie die culturhistorischen Schwerpunkte mehr und mehr in das Volk zu fallen beginnen und in welcher die Humanität mit aller Anstrengung auf das Wohl des Volkes hinarbeitet, dürften volksthümliche Schriften und die Dorfgeschichte im engeren Sinne mehr als je die Aufmerksamkeit der Lesewelt verdienen. Wahrhaftig, das Leben und Streben des Volkes, besonders des, durch natürliche und

culturgeschichtliche Umstände eigenartigen Gebirgsvolkes darf nicht unbeachtet bleiben, wie es ja an einem Auerbach, an einem Silberstein und beziehungsweise auch an einem Stifter bereits würdige Vertreter gefunden hat.

Auch das steierische Volk wäre in der Literatur eines begabteren Vertreters werth, als ich es bin, und es ist durch manchen wackeren, vaterländischen Sänger auch verherrlicht worden. Dennoch will ich es versuchen, seine Eigenarten und seinen Charakter von der klaren, ruhigen Seelengröße bis zu den wildbrausenden Leidenschaften herab zu zeichnen. Es ist nicht unmöglich, daß mir die Liebe und Begeisterung, welche ich für Steiermark in meinem Herzen trage, vorläufig das Talent zum Theile ersetzt und mir nach und nach durch ernstes Studium die entsprechende Kraft verleiht, welche nöthig ist, ein solches Volk in seiner ganzen Wahrheit künstlerisch darzustellen.

Wohlan, mein liebes Buch, so ziehe wohlgemuth hinaus und erzähle von den Bewohnern unserer Alpen. Erzähle in jener schlichten und herzlichen Weise, wie es dem Charakter dieses Volkes entspricht. Vielleicht findest und Gemüther, deren warme Neigung du dir zu erwerben

vermagst; vielleicht findest du Freunde, die deine kleinen Vorzüge, wenn solche in dir sind, aufmunternd würdigen und die dich in treuer Offenheit auch auf deine Fehler aufmerksam machen, auf daß dein Verfasser an Einsicht und Selbstständigkeit gewinne und seiner Zeit zur Ehre seines Volkes und zum Besten der Literatur Würdiges leiste.

Graz, den 24. Dezember 1870.

P. K. Rosegger.

Das Holzknechthaus.

Wahrhaftig, wenn um die Hütte nicht einzelne, gelbe, geringelte Ahornblätter herum gelegen wären, man hätte gemeint, es sei ein Juniabend.

Dieser Flechten- und Moosteppich, der sich so wunderbar sorgsam über Erde und Gestein hinzog, und sich so innig an alle Glieder des Waldes zu schmiegen wußte, mußte von den fleißigen Rosenfingern des Mai gewoben sein. Die hohen Fichten und Tannen hatten noch keine einzige ihrer Millionen Schmucknadeln, die sie vom Frühling hatten, weggeworfen; sie standen gar stolz da in ihren dunkelgrünen Mänteln, jeder hatte eine Krone auf, und sie standen so nahe beisammen, daß sie ihre Arme ineinander verschlingen konnten. Selbst die kahlen Stämme, vom Boden bis zu den ersten Aesten hinauf, hatten ihren Schmuck; ihre grauen und braunen Rinden waren so nett und verschiedenartig gezeichnet und geschnitzt, daß man meinte, die ganze Weltgeschichte sei in Holzschnitt da. Die kleine Wiese zwischen den hohen Bäumen, die rechts am Bache liegt und bis zur Hütte herausgeht, wollte heuer auch noch Gutes thun; sie trieb mehr des jungen Grases, als die zwei weidenden Ziegen verzehren konnten, und am Rande des Wassers hatte sie einen zierlichen Wald Farrenkräuter. Wie war denn dem „Ackerl" jenseits am Rain, das der Mirtl (Martin) durch Axt und Brand der Wildniß abgerungen, bis

es, sorglich gepflegt, statt wildes Gesträuche volle Garben gab? Ihm war, als habe es noch zu wenig des Brotes gespendet, und es trieb neue Keime.

Es war, wie an einem Juniabend, aber viel stiller und feierlicher; man konnte es weithin hören, wenn ein Ast seufzte. — Ein alter, wohlthätiger Ahorn stand auch im Gebirgsthal, aber der hatte sich hinter die drei Tannen, welche die Hütte, Mirtl's Daheim beschützten, verborgen, weil er keine grünen Blätter mehr hatte; diese waren ihm gestorben und abgefallen und nun hüpften sie, wie Gespenster, in allen Farben und Ringelformen im Thale aus und ein. Es kam heute dann und wann ein leiser Windstoß in das Thal, die Wolken waren weiß und „lämmerlt" und gingen schnell über das kleine, von hohen Bergen begrenzte Stück Himmel dahin und vom Hochwald hernieder rauschte es.

Im Thale begann es bereits zu dämmern und der Mirtl saß auf dem Bänklein vor der Hütte und schärfte seine Axt mit einem Schiefer und befestigte sie dann an der Krax'n (Trage von Holz), auf welche bereits Mehlsack, Schmalzbutte, Hafen, Pfanne und verschiedene andere Gegenstände, wie sie der Holzknecht die Woche hindurch auf dem „Schlag" benöthigt, gebunden waren. Mit dieser Beschäftigung fertig, stellt Mirtl die Kraxe in die Hütte, setzt sich behaglich auf die Bank, und schlägt Feuer für sein Abendpfeifchen.

Mittlerweile hatte sein Weib die Ziegen, die schon lange um die Hütte herum und sogar rückwärts auf das schiefe Rindendach gestiegen waren, in den Stall gethan, und war eben beim Melken für Abendsuppe und Frühstück, wenn der Mirtl morgen fortging. Dabei sang sie einen „Almer", den

der Holzknecht vor dem Häuschen mit einer nicht „unebenen“ Baßstimme schmunzelnd begleitete, bis ihm derweil sein Pfeifchen ausging.

Plötzlich klopfte es von innen an das kleine Fenster und hinter dem Glas wurde das gemüthliche Gesicht eines alten Mütterchens sichtbar: „He, Mirtl, wo sein denn heut die Kinder so lang; geh schau ein wenig und bring s' heim; 's geht der Wind rechtschaff'n kalt.“

„Nun, wird euch schon zeitlang, Mutterl?“ entgegnete der Angesprochene, indem er aufstand, die Finger in den Mund steckte und pfiff. Nur der Wald gab Antwort, sonst blieb es still, bis Mirtl den Ruf wiederholte.

„Was hast denn, Mirtl, sind leicht die Kinder noch nit da?“ schrie die Melkerin vom Stall hervor; aber der Mann war schon auf und fort, er erinnerte sich, daß die Kleinen seit frühem Nachmittag nicht mehr um die Hütte waren. Es war schon dunkel. Auf der Wiese stand er still und blickte umher und horchte. Vom Lahnkogel hörte er das Bellen eines Rehes und im Hochwald rauschte der Wind. Sonst war Alles ruhig.

Dem Mann wurde bang, er pfiff noch einmal, dann rief er: „Hansl! — Julerl!“

Ach, der böse Wald, wie er immer höhnend nachsprach und wie er so schwarz dalag, und geheimnißvoll, als berge er Unglück in sich.

Mirtl eilte weiter; er lief gegen die Schlucht und rief in Einem fort die zwei Namen. Vergebens. Es wurde finster. Der Holzknecht betete: „Jesus Maria!“ in seinen Gedanken und dann wurde ihm leichter und er dachte, es werde doch

nicht sein. Aus der Schlucht hörte er das Rauschen des Bächleins, das dort einen Wasserfall bildete.

Und mit dem Wasserrauschen schlug plötzlich — aber es war nur momentan — der Laut einer Kinderstimme an sein Ohr. Dann horchte er und pfiff und schrie und hörte nichts, als Wind- und Wasserrauschen. Mirtl eilte in die Schlucht und auf einmal — o, welch' freudiges Aufwallen und Entzücken — ganz nahe hörte er die wohlbekannten, fröhlichen Kinderstimmen. Sie saßen am Bach; die Kleinen schienen es gar nicht zu bemerken, daß sich darin schon die Sterne spiegelten — so beschäftigt waren sie, aus den Steinchen und Holzstückchen ein Häuslein zu bauen und eine Mühle, wie sie der Anbauer weit draußen im Dorfe hatte, bei dem sie schon einmal waren, als der Vater Korn hinaus und Mehl hereintrug und sie mitgenommen hatte. Jetzt wollte der Knabe auch noch das Wasser in die Mühle leiten, er war ja Müller und das Schwesterchen, das war der Vater, der das Korn brachte — he! da rief er, da stand er vor ihnen. „Wart's ich werd' euch helfen, wenn's nit heimgehen wollt's; marschts gleich auf der Stell; wißt's nit, wanns Zeit ist und wo ihr hin g'hörts — ich möcht gleich die Ruthe nehmen!"

So zürnte der Vater und die Kinder rafften sich erschrocken auf. Sie hatten früher seine Stimme ja nicht gehört, weil das Wasser rauschte und jetzt sahen sie es erst, daß es bereits finster war. Sie hatten ihn böse gemacht, wußten sich keinen Rath und schluchzten. Aber der Mann hob jetzt die Kleinen an seine Brust und ohne ein Wort mehr zu sprechen, hielt er sie fest — fest. — Sie waren ja sein Alles — sie waren sein Alles auf Erden!

So trug er sie nach Hause, und daheim am Herdfeuer wurden die nassen Kleider der Kleinen, und das Auge des Mannes bald wieder trocken. — Der Wind rüttelte am Fenster und bei der Abendsuppe, die den Kleinen heute doppelt schmeckte, weil ja auch der Vater wieder gut war und ihnen erlaubt hatte, morgen wieder in die Schlucht gehen zu dürfen, nur nicht so lange — meinte nun Mirtl, das würde schlecht Wetter machen, dann werde es diese Woche zum Holzen.

„Das ist mir schon allemal z'wieder, wenns zum Holzen ist!" sagte das Weib halb wehmüthig, halb unmuthig, „man muß sich die ganz' Wochen grämen; 's vergeht halt doch kein Jahr, daß nit ein Unglück geschieht?"

„Geh, geh, Waberl (Barbara), denk auf'n Obern!"

„Vergiß 's Zellerkreuzl (Kreuz aus Maria-Zell) nit, Mirtl!" mahnte die Großmutter, während sie die Kinder auszog und dieselben dann in's gemeinsame Bettchen an der Ofenbank brachte.

„Und sonst fehlt nichts daheim?" frug der Holzknecht, indem er die braune Schwarzwälderuhr aufzog; — „daß ich nichts vergeß, morgen muß ich zeitlich auf — ein Salz ist noch?"

„Na, das werd ich schon machen, Mirtl; schau, daß dir nichts abgeht. Nimm den Lodenrock und ein wenig Branntwein mit. Da steck ich dir einen englischen Balsam und eine Kräutersalben ein, daß du zum Fall doch was nehmen kannst. Den Tabak hast?"

„Bei Leib, den vergiß ich nit. Wann ich nur einen Tabak hab, ums Andere frag ich nit viel. Eines muß ich dir noch sagen, Waberl: gib auf die Kinder acht — schau, ich bin

heut so sterbens erschrocken, wie ich sie nit gleich gefunden hab, 's kann bald was sein! Und noch was, diese Wochen ist Niklo, draußen im Kasten unter'm Korn hab ich Aepfel und ein paar Lebzelten, die steckst den Kindern in die Schuh und der Mutter hab ich ein Kopftuch kauft, das legst ihr auf's Fenster neben ihrem Bett. Und du Waberl, kriegst zum Niklo erst Samstag was, wenn ich heimkomm," setzte der Mann schelmisch hinzu und strich seinen Schnurbart.

Bald darauf war der Kienspan im Holzknechthäusel verloschen. —

Julerl wurde zuerst wach. Sie sah, wie es so licht war in der Stub' und draußen, und Alles so weiß. Sie wußte es gleich, sie sah es ja, wie sie noch immer herabfielen, die weißen Vögelchen. Sie hüpfte vor Freude im Bettchen und zwickte den Hansl, daß er auch erwache und flüsterte ihm in's Ohr: „A Schneewerl hat's g'schneibt, a Schneewerl hat's g'schneibt!"

Und als die Kinder angezogen waren, — Julerl durfte heute das neue Lodenjöpl, das sie von der Pathin im Dorf erhalten hatte, tragen — warteten sie gar die Suppe nicht ab, so eilten sie in den schneienden frostigen Tag hinaus. Der Knabe wollte des Vaters Griesbeil nehmen, weil es spitzig war und mit demselben allerhand Dinge auf den feinen Schneegrund zeichnen; aber das war schon in aller Früh mit dem Vater fort, weit hinaus in den großen Raitschlag, wo heuer der Baron schlagen ließ und dreißig Holzknechte beschäftigte. Das war ein wahres Vergnügen für die Kleinen, wie sich ihre Fußtrittchen und Finger so rein und nett in den weichen Schnee eindrückten und wie sich aus demselben allerlei Männ-

lein formen ließen, die sie auf die Bank stellten, wo sonst der Vater so gerne saß. Viel Spaß machten die großen Flocken, die langsam um die dunklen Tannen tanzten und von denen Julerl kaum erwarten konnte, bis sie herabkamen. Dann langte sie mit den Händen nach denselben oder hielt wohl gar das Gesicht so, daß die kalten, wunderlichen Blättchen auf ihre rothen, warmen Wangen fallen konnten, bis Großmutter sagte, daß das gar nicht gesund sei. „Mußt die Flankerl in Ehren halten, Kind," sagte sie dann noch, „das sind Brieferln, die der liebe Herrgott im Himmel oben schreibt und zu den Menschen herab fallen läßt, daß sie auf ihn nit vergessen!"

Das fand nun das Mädchen so merkwürdig und lieb, daß sie es gleich dem Hansl sagen ging, worauf dieser nach einer recht großen Flocke haschte, um einmal ordentlich zu untersuchen, was denn darauf stände, aber sie zerging ihm in der Hand und er hatte nur einen hellen Wassertropfen.

Als die Mutter auf den Mittag Feuer anmachte und über das Dach des Häuschens blauer Rauch stieg, dachte sich Julerl, daß das eigentlich nicht sein sollte, weil dadurch die Himmelsbrieflein schwarz würden.

Das Schneien hielt an und die Kinder waren schon ganz naß, als sie die Großmutter zu Mittag in die Hütte brachte. Sie selbst fühlte Frost und bat die Waberl, ihr die Suppe heute an ihr Ofenbänklein zu bringen.

Nach dem Essen, als Waberl im Stall und am Herd fertig war, brachte sie einen Strohschaub und einen Bund Weidenruthen in die Stube. Daraus flocht sie Brot-, Zeug-, Näh- und Strickkörbe, welche sie recht geschickt und zierlich zu formen verstand und welche für den Winter ihren Erwerb

bildeten. Weit draußen, wo die hohen Berge aufhörten und die Mürz floß, wuchsen die Weiden, und Mirtl brachte, wenn er von der Rait kam, immer einen Bund davon mit.

Die Kinder mußten Späne klieben und das Mädchen versuchte sich mitunter auch im Flechten, was aber immer viel zu locker wurde, weil ihre Finger noch zu schwach waren. Der Hansl machte sich an die Großmutter; sie sollte wieder Märchen erzählen, oder sonst was, sie konnte so schön, daß man sich gar nicht satt hörte und die Kinder aufjubelten oder sich nach Umständen wohl gar zu fürchten anfingen.

Die Großmutter wußte Sachen, die wahr waren und sich einst in der Gegend zugetragen hatten.

Wie's draußen aussah, das wußte sie freilich nicht; sie war ihr ganzes Leben in diesem Thale und kam nie weiter, als in's Dorf und zur Kirche hinaus. Nur einmal, als sie noch jung war, und draußen in Zell eine „Ehrmesse" gehalten wurde, war sie mit ihrem Manne dort. Das war so weit, daß sie unterwegs einmal bei fremden Leuten über Nacht bleiben mußten. Sonst hatte Großmutter von der Welt nichts gesehen und meinte, es werde auch nirgends so schön und gut sein, als daheim im kleinen Thal bei den hohen Bergen. — Ihr Vater soll das kleine Haus vor der Schlucht, deren Felsen vor Wind und Wetter schützten, erbaut und sich von Wurzengraben ernährt haben. Als er starb, erhielt sie das Häusl und heiratete einen jungen Mann, der oft in die Gegend kam, allerlei Kräuter sammelte und aus den Ameishaufen den „Waldrauch" herauszog; mit letzterem betrieb er Hausirhandel und setzte dieses Geschäft fort bis zu seinem Tod. Es war schon manches Jahr um, seitdem man ihn aus der Hütte fortgetragen

hatte, da übernahm der einzige Sohn, der Mirtl, die Wirthschaft.

Aber der Mirtl befaßte sich nicht mehr mit den Wurzeln und Kräutern, sondern machte ein Flecklein Wald urbar, worauf Korn und Erdäpfel wuchsen. Am Bache, wo Wachholder und Hagebuttengesträuche wucherten, haute er diese aus und verbrannte sie an der Stelle, damit durch das Feuer auch die Wurzel getödtet werde. Darauf grub er den schwarzen Grund um und legte Gras- und Kräuter-Samen hinein, so daß in zwei Jahren fußhohes Futter wuchs. Nun brauchte er die Ziegen nicht erst in den Wald fortgehen zu lassen, um sie den Gefahren vor Jägern und wilden Thieren oder eines Absturzes auszusetzen.

Wie Mirtl nun seine kleine Wirthschaft im Gedeihen sah, heirathete er ein armes Mädchen von Marwänden herüber, und die junge Hausfrau legte auch noch einen Gemüsegarten an und putzte das Häuschen heraus, daß es eine Freude war.

Da kam eines Tages der herrschaftliche Förster in das Thal und sah sich die Sache an und frug den Mirtl, wer ihm denn erlaubt habe, hier auf fremdem Grund und Boden so zu wirthschaften. Der Wald und das Thal und Alles gehöre dem Baron von Scharfenthal und die Hütte stände nur aus Duldung da. Wolle er, der Mirtl, hier anbauen, so habe zwar der Baron nichts dagegen, nur müsse er sich zur Robot in den herrschaftlichen Waldungen auf zwei Tage in der Woche verpflichten. Das hatte nun Mirtl zusagen müssen, sonst wäre ihm Alles weggenommen und zerstört worden.

Da nun aber draußen an der Mürz, wo der Baron Werke und Hämmer hatte, viel Holzkohlen verbraucht wurden,

nahm der „Herr“ Holzleute auf und schickte sie mit glänzenden Aexten in seine Urwälder.

So hatte auch Mirtl — der nun nicht mehr gezwungen war, bei der alten Mutter zu Hause zu bleiben, weil sie und auch das Hauswesen die arbeitsame Waberl versorgte — im „Schlag“ Arbeit erhalten; für die zwei Tage war er „verpflichtet“, für die vier übrigen erhielt er den Taglohn. Es that den Leuten daheim in der Hütte recht weh, wenn sie an den Hausvater dachten, der mit Schweiß und Lebensgefahr bei karger Kost die langen Tage draußen waltete und sich opferte für die wenigen Groschen, die er freudig seinem Daheim brachte, und zum Vortheile eines reichen Mannes, der mit dem abgekargten Lohn des Arbeiters seine Hunde fütterte.

Waberl blickte trüb in den schneienden Nachmittag hinaus. Sie ließ ihr Flechtwerk ruhen, sie flocht und wob ihre Gedanken in den Winter, in die traurige Zeit, die heuer so lang ausblieb und doch kam.

„An was denkt ihr denn, Mutter; daß der Winter viel schöner ist, wie der Sommer, gelt?“ Das sinnende Weib gab dem Knaben, der so frug, keine Antwort und mußte erst lächeln, als dieser mit der schwarzen bestaubten Zither kam, die sonst immer an der Wand neben dem Bette hing: „Ihr werdet gewiß das schöne Lied vom Häuserl im Oberland vergessen; möcht's recht gern lernen — spielt's doch wieder einmal!“ Und Waberl spielte. Sie spielte die melancholische Weise eines Liedes, das einen traurigen Inhalt hat und bemerkte es nicht, daß die Saiten verstimmt waren. Als Waberl damit zu Ende, ging sie, der Großmutter einen Strohpolster unter das Haupt zu legen, weil diese bei ihrer Ofenbank eingeschlafen war.

Nun mußten die Kinder mäuschenstill sein und sie schlichen auf den Zehenspitzen in das Vorhaus, wo sie wieder laut plaudern und scherzen konnten.

Am nächsten Tag blieb die Großmutter im Bett, weil sie, in Folge der kleinen Verkühlung gestern, ein wenig unwohl war. Sie war aber recht heiter und unterhielt die Kleinen, die heute doch nicht mehr ausgehen konnten, denn der Schnee war schon zu tief geworden.

Die langen Aeste der Tannen hingen schwer nieder und die Zaunstecken des Gärtchens hatten hohe Hauben auf. Nur zur Noth ließ sich der Schnee noch ausfassen, wenn Waberl vom Bächlein Wasser holen wollte. Das Bächlein war auch schon so verschneit, daß man es gar nicht mehr sah und hörte, sondern es wie durch einen Kanal still dahin sickerte. Sonst war das Wetter nicht kalt und es ging auch kein Wind, nur war der Himmel fortwährend grau und voll.

„Aber die Knecht' werden ja völlig nit arbeiten können, meinte Waberl zur Großmutter, indem sie mit einem Besen den Schnee von den Schuhen kehrte. „Dann kommt der Mirtl wohl gar noch vor dem Samstag," entgegnete diese, „das Holzen geht doch nit."

Großmutter blieb im Bett, es sei ihr nur ein wenig kühl und schwach und versäumen thäte sie ja nichts. —

So verging der erste Theil der Woche und als es Donnerstag Morgens wurde, war eine große Freude in der Hütte.

Die Kinder konnten in die Schuhe nicht hinein.

Oh, sie hatten gar nicht daran gedacht oder geglaubt, er könne in diesem Wetter doch nicht kommen. Es war

Niklo, und der heilige Bischof war in der Nacht da gewesen und hatte Aepfel und Lebzelten in die Schuhe gethan und der Großmutter ein schönes, buntes Kopftuch auf das Fenster gelegt. Julerl getraute sich die rothen Aepfel gar nicht zu essen, sie meinte, es sei schade, weil sie im Paradies gewachsen wären. —

Allein, so selige Freude heute auf den frischen Gesichtchen der Kleinen glänzte, so schwerer Kummer lang auf dem Herzen der Hausfrau. In tiefster Sorge stand sie mit der Schale Hollunderthee vor der kranken Großmutter und bot ihr zu trinken. Diese trank ein wenig und mußte immer wieder einschlafen, wenn sie geweckt wurde. Sie war so müde. Mitunter lispelte sie leise, daß ihr Sohn kommen möge, und daß ihr ein bischen kühl sei. Dabei hatte sie eine glühende Stirne und heiße Hände. Waberl legte der Kranken Sauerteig auf, daß die Hitze vergehe. Die Großmutter ließ es lächelnd geschehen, und einmal sagte sie, wie im Träumen, jetzt werde sie wieder jung und kriege rothe Wangen wie vor vielen Jahren, als sie den Josl zum Mann genommen. Er sei zwar schon gestorben, aber sie werde ihn doch wieder nehmen.

Ueber Nacht war sie so geworden und Waberl wußte sich vor Angst nicht zu helfen und sie ging in den Ziegenstall und weinte und betete, daß ein Schreckliches doch nicht über ihr Haupt kommen möge. Mit Angst und Hoffnung sah sie dem Samstag entgegen. Wenn doch nur das Schneien aufhörte; daß nicht etwa alle Wege und Pfade — sie wagte das Weitere gar nicht zu denken, und der Schneefall dauerte fort.

Es waren keine großen, breiten Flocken mehr, die da fielen, nein, es war wie ein dichter Nebel und Staub, was

nun niederging, daß man selbst die nächsten Bäume kaum sehen konnte. Das Bänklein vor der Thür war längst unter Schnee, und Waberl meinte bei sich, jetzt müsse es doch bald aufhören, denn über das Bänklein sei der Schnee sonst auch in dem tiefsten Winter selten gegangen. Die zwei Nebenfensterchen in der Stube, die gegen die Schlucht sahen, waren bereits verschneit und wenn man durch die anderen hinaussah, hatte man die gleiche Schneehöhe mit den Fenstern, so, daß der Hansl einmal verwundert ausrief: „Mutter, unser Haus ist in die Erd' gesunken!"

So war es Freitag Abend geworden und das Schneien hatte endlich aufgehört. Nun, da man wieder klaren Blick hatte, sah man erst die ungeheueren Schneemassen, die im Sonnuntergehen gar golden schimmerten. Fremde Vögel flatterten auf den Bäumen umher, wie man sie sonst nie in der Gegend sah, und sie hatten ein gar eigenes Gezwitscher.

Später wurde es ruhig und es ging der Mond auf. Auch die Sterne sah man; es war eine heitere Nacht.

Waberl saß am Bette der Kranken und blickte traurig auf die kranken Züge. Sie schlummerte, nur als jetzt der Mondschein langsam auf ihre Wangen rückte, erwachte sie und lächelte ein wenig. — „Er sieht mich schon an," lispelte sie „aber er hat ein so bleiches Gesicht. – Die Sonne, die möcht' ich wohl auch noch einmal sehen!"

Die Großmutter sagte dieses mit einem Ton, der die arme Waberl schier zum Tode erschreckte. Waberl verhüllte darauf das Fenster mit einem blauen Tuche, daß der Mond nicht so hereinscheinen konnte.

„Gelt, die Kinder schlafen schon?“ frug dann die Kranke vollständig wach.

Sie ruhten neben in ihrem Bettchen und hielten sich umschlungen, wie zwei Engel.

Die Großmutter griff nach der Hand ihrer Schwiegertochter: „Waberl, sei nit traurig; ’s geht Alles gut aus. Noch verlaßt euch die alte Mutter nit, schau, ich hab euch ja Alle gern. Bleibt’s nur o, und schaut’s auf die Kinder, das bitt’ ich euch! —“

Waberl schluchzte, die Kranke blickte ihr starr ins Gesicht, dann lispelte sie schwächer: „trinken!“

Die Tochter reichte ihr das Preißelbeerwasser, das kühlend und stärkend wirkt, und die Greisin nahm ein paar gierige Züge. „Jetzt ist mir besser, viel besser,“ hauchte sie auf den Polster zurücksinkend — „geh, leg’ dich nieder, Waberl, bist auch müd; ich werd’s schon sagen, wenn ich was will.“

Bald darauf schlief sie ruhig ein.

Waberl horchte dem Athem, er war viel ruhiger und geregelter. ’s wird doch wohl, dachte sich das besorgte Weib, mich deucht ’s wird ein wenig besser, — nein, da wär ich aber froh! ’s wird doch wohl; und morgen kommt ja der Mirtl. — Sie besprengte nun die Schlafenden mit Weihwasser und machte ein Kreuz über alle drei. Bald darauf war der Kienspan im Holzknechthäusel verloschen.

Wie sie nun ruhten, die vier Menschenherzen und träumten freudig und bang — und die Wanduhr tickte und der Mond strahlte — still durch die Fensterlein; — da zog das Schicksal durch die Stube, drückte einen Kuß auf die Lippen der schlummernden Greisin und verhüllte das Antlitz.

Ein leiser Windstoß, der am Fenster klirrte, weckte Waberl auf. Sie machte Licht, um nach der Kranken zu sehen. Diese schlummerte.

In der Stube war's kühl geworden, und Waberl wollte der Großmutter ihre Decke bringen; es mußte ihr kalt sein. Aber sonst hatte sie einen leichten Schlaf und keine Beschwerde im Athemholen.

So süß hatte Großmütterchen schon lange nicht geruht, nie in ihrem Leben. Sie war eingegangen zur ewigen Ruhe.

Der Kienspan flackerte roth und düster, als wollte er ein bleich gewordenes Antlitz wieder färben . . . .

Julerl lächelte im Traum und schmiegte sich an den Hals des lieben Brüderleins. Und Waberl war hingesunken auf dem Lehnstuhl und verbarg ihr Gesicht. Ihre Lippen zuckten, sie hatten keinen Laut, ihr Auge hatte keine Thräne — Alles, Alles im Herzen! —

Der Kienspan verlosch, aber die Kohle glimmte noch lange, wie das Gedenken der Liebe an ein verblichenes Herz. —

— — — — — — — — — — —

Sie todt, und begraben mit ihr im Schnee, getrennt von ihm und von aller Hilfe und von allem menschlichen Trost!

An den Fenstern blühten wundervolle Eisblumen und durch dieselben schimmerte die Morgenröthe.

Waberl ging und machte Feuer in dem Ofen und molk die Ziegen zur Suppe für die Kinder. Die Ziegen gaben heute weniger Milch als sonst; vielleicht, weil Waberl nicht sang? Als die Kinder erwachten, sagte sie, sie sollten heute still sein und beten, es sei die Großmutter gestorben. Darauf durften

sie die Leiche ansehen und Hansl sagte, sie sei nicht gestorben, sie sei ja noch da und schlafe nur. Dann küßte Waberl ihre Kinder und konnte endlich weinen.

Nun holte sie ihren Wachsstock aus dem Kasten hervor und als sie die Leiche mit einem Leinen überdeckt hatte, zündete sie den Wachsstock an und stellte das kleine Crucifix dazu, das sonst auf dem Hausaltar stand. Dann that sie ihre Arbeiten, wie sonst jeden Tag und dachte fortwährend an den Abend, wenn er kommen und es sehen werde.

Draußen ging ein kalter Wind und fegte an den riesigen Schneemassen und wehte ihn in alle Fugen und an die Fenster, daß es ganz dunkel wurde im Häuschen und das Wachslicht einen gar eigenen Schein an die Wand warf.

Die Kinder fürchteten sich und gingen zur Mutter in die kleine Küche. Dort kauerte sie am Herdfeuer und betete und die lustig flackernde Flamme heimelte sie an und erleichterte ihr Herz.

So erwarteten sie den Abend. Er kam, aber Mirtl kam nicht. — Lange war die Stunde schon vorüber, um welche er sonst an die Thür klopfte, sein gutes Weib und sein liebes Mutterl begrüßte, und die Kleinen an den Schnurbart drückte. Heute war diese Stunde längst vorüber. Er konnte ja nicht kommen, es war unmöglich; der Schnee lag klaftertief und vom „Schlag" bis zur Hütte hatte man im Sommer gute drei Stunden.

Vielleicht hatte er's versucht und es ging und er ist weiter gewatet und weiter, bis er immer mehr einsank, ermüdet ein wenig ausruhen wollte und einschlief und — verweht wurde. — —

Solche Gedanken folterten das arme Weibesherz. Waberl stürzte zum Fenster, riß es auf, als wollte sie zu Hilfe rufen die Bäume, den ganzen Wald und Erde und Himmel! Dann schwankte sie wieder zur Herdlehne und zog die Kinder an die stürmende Brust, als seien sie nunmehr ihr Einziges und Allereinziges, an dem sie Gattentreue und Mutterverehrung, in unendlicher Kindesliebe vereiniget, zu verschwenden habe! —

Die Herdflamme war ausgegangen. Sie sah es nicht, sie hielt die Kinder in den Armen und barg ihr Gesicht in die jungen Locken. — Da klopfte es an der Thür.

Waberl sprang auf: „Da ist er, Gott sei Lob und Dank!"

Sie zündete einen Span an und ging öffnen. Die Thüre wollte nicht aus den Riegeln; von außen drückte eine zu große Schneelast an dieselbe. Jetzt wich sie: „Endlich bist da, Mirtl, grüß dich zu tausendmal Gott!" jubelte sie dem Eintretenden klagend entgegen. Dann stieß sie einen Schrei aus und der Span entfiel ihrer zitternden Hand.

Es war nicht Mirtl; es war ein fremder Mann!

Dieser sagte: „Beruhigt euch gute Frau; ich bitt' euch nur um ein Lager für diese gräßliche Nacht und thu' euch nichts zu Leide."

„Ja bleibt's, aber mein Mann, kommt er auch? habt's ihn nit gesehen; wißt's nichts von ihm?; ich bitt' euch!" jammerte Waberl.

„Ich kenn' ihn nicht und hab auch Niemanden —"

„Ihr kennt's ihn nit, mein' Mann, den Holzknecht Mirtl; ja, seid's nit vom Dorf herein?"

2*

„Mirtl! – vom Dorf, nein, nicht vom Dorf — der Holzknecht Mirtl ist euer Mann?“

„Nit wahr, ’s hat ihn nit verschneit! — oder hat’s ihn? sagt’s nur gleich heraus, ich ertrag’s schon — ich ertrag Alles! — Alles!“

Die Kinder weinten. Der Fremde suchte das aufgeregte Weib zu beruhigen und sagte, daß Mirtl nicht todt sei, gewiß nicht und daß er kommen werde, er habe ihn gesehen, auch gesprochen — im Schloß — im Dorf draußen, aber heute könne er nicht mehr kommen, heute nicht mehr. Grüßen ließ er sie. — Dabei war der Mann selbst sichtlich aufgeregt und schüttelte mißmuthig den Schnee von den Kleidern, lehnte den Stock und ein Gewehr an die Wand und warf den Hut mit seinem hohen Federbusch auf die Bank, die ihm das nun etwas beruhigte Weib zum Niedersitzen hinstellte.

Der Fremde war ein großer, schöner Mann, in eleganter Jagdkleidung und mit langem Knebelbart, an dem noch Eis hing. Die Kleinen fürchteten sich vor ihm, bis er jedem ein freundliches Wort gab.

Waberl stand am Herd und blies die Glut an. „Mögt’s doch eine Suppe?“

„Dank euch, Mutter; hab ein bischen Schnaps bei mir. Aber das ist euch ’ne verdammte G’schicht; hab’s noch nit erlebt so. Soll der Teufel alle Jägerei holen! ’s war aber nicht so arg heut’ Morgens, und neuer Schnee, sagt man, ist des Hasen Weh; ’s ging auch ganz vortrefflich bis in den Mittag hinein und ich schieß’ sogar ein Thier. Verlier ich euch mein Gefolge und finde in diesem Höllengestöber die Spur von keinem Teufel. Mein’t ihr, der Hund käm’ mir

nach, oder ich hört' wenigstens 'nen Schuß — Nein. Ich geb' Nothschüsse und verpuff mein Pulver bis auf den letzten Kern. Umsonst! Als ob sie alle die Erd' verschlungen hätt', die Sakramenter. Gab euch ein gut Stück Arbeit, bis ich da vom Kamm 'rab komm! Ist doch der Schnee bald mannstief! Fall ein Dutzendmal bis unter die Arm' ein und wie's nun gar finster wird — mein' schon, 's ist aus mit mir — seh' ich zum Glück das Licht eurer Hütt'. — Wie weit rechnet ihr, bis da zur Schlucht 'nein, Frau?"

„Mein Gott, hat unsere alte Mutter nit mehr braucht, als eine kleine Viertelstund. —"

„Und ich wat' euch gute zwei Stunden da 'raus. Sackera! Ich spür' ja gar keinen Finger und keine Zehe mehr!"

„Zieht's euere Schuh aus und setzt's euch auf den Herd da — wart's, ich bring euch Schnee herein, der zieht die Gefrür aus — so! Aber zieht's doch den Rock aus, er ist ja pritschlnaß, ich geb' euch eine Joppen von mein' Mann. — Aber, mich deucht, wann der Mirtl doch nur auch da wär!"

„Kommt morgen! Ein paar Schneereif', Frau, sind gewiß im Haus? ich zahl sie; sonst könnt ich kaum fort; 's werden aber schon meine Leut' kommen."

So wurde geholfen und gesprochen und berathen. Hernach aßen die drei ihre Suppe und beteten laut ihr Tisch- und Abendgebet. Dem Fremden kam das recht eigen vor und wie die Kleinen so unschuldig aufblickten und nun noch ein Vaterunser für die Großmutter, die gestorben, und für den Vater, der nicht gekommen sei, beteten, bekam's ihn, wie ein Zittern im ganzen Leib, und als müsse er fort, in der Nacht noch, augenblicklich und befehlen und erlösen. —

Nach dem Gebet frug Waberl den Fremden, ob er gleich schlafen zu gehen wünsche, sie trage ihm Stroh in die Küche; oder ob er mit in die Stube gehen wolle, sie und die Kinder würden heute durch die Nacht aufbleiben, weil sie einen Todten hätten.

Das war eine neue Ueberraschung für den Mann und er wollte den Todten sehen.

Der Mann stand, fern von seinen Prachtgemächern und seinem Ueberfluß, in der Wildniß, mitten in einer Hütte voll Armuth und Noth und Grauen und starrte in das stumme Todtenantlitz der Greisin und in die abgehärmten Züge seiner Wirthin und in die frommen Engelsgesichtchen der beiden Kinder.

Es war ein tiefes Schweigen, ein allgewaltiger Augenblick — der Mann sank wie gebrochen auf einen Stuhl und verdeckte mit den Händen seine Augen, daß er nichts, gar nichts mehr sehe.

Aber draußen um die Hütte herrschte ein fürchterlicher Sturm, ähnlich dem in seinem Herzen. Das mächtige Rauschen der Tannen, das heftige Tosen an den Pfählen und Wänden der schutzlosen Hütte drang schauerlich an ein ungewohntes Ohr.

Aber Waberl hörte von all' dem nichts. „Gelt, guter Herr," sagte sie, als sie die Erregung des Fremden gemerkt hatte, „gelt? Mein lieber Gott, er hat sie noch so gesund und wohlauf verlassen und im Fortgehen noch gesagt: Werdet mir nit älter derweil, Mutterl, und bleibt allaweil, allaweil lustig! — Und jetzt ist 's so. Nein, der wird aber hausen (sich grämen)!"

Hansl war auf dem Stuhl eingeschlafen und Waberl brachte die Kinder in's Bett.

Der Fremde kauerte im Winkel hinter dem Ofen und horchte dem nächtlichen Sturm. Die Fenster waren verweht und verfroren. Waberl bat den Mann, daß er schlafen gehe und nicht etwa auch noch krank werde, er sehe so unwohl aus. Aber der Fremde zitterte und sagte, daß er doch nicht schlafen könne und er werde sich schon so ausruhen.

Nach Mitternacht ließ der Sturm nach und man hörte ihn nur mehr von der Ferne wie ein dumpfes Nachdonnern nach einem Gewitter.

Dem Manne waren endlich die Augen zugefallen, aber Waberl saß bei der Leiche und betete. Die Lider waren ihr schwer — sie verlor sich und träumte unzusammenhängende Bilder aus heiteren Zeiten. Da hörte sie aus Fernem gleichmäßige Schritte, die immer näher und näher kamen. Waberl fuhr plötzlich auf. Sie hörte nichts sonst, als das Ticken der Uhr.

Das Weib blickte auf die schlummernden Kleinen und drückte auf die blühenden Wangen einen Kuß, in welchem alle Freude und aller Schmerz des Mutterherzens aufgelöst war.

Der Fremde mußte schwere Träume haben, er war sehr unruhig und seufzte. Waberl war besorgt um ihn und dachte bei sich, wie es doch gut sei, daß er gekommen. Er war ihr ein Trost in diesen Schrecknissen, die sie allein wohl kaum zu ertragen vermeint. War es wer immer, er werde das ja wohl sagen, er sei nun Hausfreund und müsse helfen, helfen, bis Mirtl da und Alles wieder besser wäre.

Es mußten dicke Wolken am Himmel hangen, es wollte in solchem Wetter nicht recht Tag werden.

Der fremde Mann erwachte auf seiner Bank, rieb sich die Augen und entsann sich seiner Lage. „Will denn diese gottverdammte Nacht kein Ende nehmen?“ murmelte er aufspringend und auf seine Uhr sehend. Sie mußte von der Nässe gelitten haben und stand. Die Wanduhr zeigte im düsteren Schimmer des Wachslichtes die achte Morgenstunde.

Waberl, die an der Wand herum gegangen war, und die Fenster geprüft hatte, rang sprachlos die Hände.

„Was habt ihr denn schon wieder?“ fuhr sie der Fremde an, „ob's nit licht wird in diesem elenden Loch, frag' ich euch!“

Da wankte das trostlose Weib auf ihn zu: „Flucht nit, wir sind verschneit und verweht.“

„Verschneit? Was habt ihr da gesagt! verschneit und verweht?“

Er rannte wie wahnsinnig zu den Fenstern und raufte sich die Haare aus. Verschneit und verweht! abgeschlossen von aller Menschenhilfe, gehüllt in ewige Nacht — lebendig begraben, — verhungernd — zerschmettert, wenn das Dach seiner unberechenbaren Last weicht und einstürzt. Verschneit und verweht! —

Und es blieb Nacht in der Hütte.

Der Fremde hatte sich ausgetobt. Jetzt saß er am kleinen Tisch und starrte sprachlos in die Flamme des Kienspan's. Waberl mußte ihn trösten. Sie sagte, daß man durch den Rauchfang Tag schimmern sehe, und daß Mirtl schon kommen werde und sie alle erretten.

Da lachte der Mann auf. Es war fürchterlich, wie er auflachte und das Weib und die Kinder erschreckte. „Heute noch nicht,“ murmelte er dann.

Nun machten sie Versuche, ob denn nirgends ein Ausweg. Sie öffneten die Thür; eine Schneemasse stürzte in das Haus, aber es blieb dunkel über derselben. Sie mußten tief liegen. — Aber durch den engen, hohen Rauchfang lächelte jetzt heiterer Himmel nieder. Doch da hinaus zu kommen, war unmöglich. Alles Rathen und Anstrengen vergebens.

Die Kinder hatten zuerst ihren Spaß, daß es heute finster bleibe; sie löschten in der Küche den Span aus und spielten „blinde Kuh". Als aber die Mutter sagte, daß sie beten sollten zum lieben Gott um Hilfe und Errettung, sonst müßten sie alle mitsammen sterben, da wurden sie denn doch ein wenig traurig.

Waberl war ein starkes Weib und hatte sich Fassung errungen. Sie ordnete Alles neu an und dachte nach, wie es jetzt werden müsse. Lebensmittel waren im Hause, sie müsse nur sehr sparsam damit umgehen. Die Ziegen geben ja täglich Milch und wenn's darauf ankäme, auf einige Wochen Fleisch. Brennholz lag im Vorhaus und wenn dieses verbraucht, wolle sie die Wand zwischen Stall und Futterkammer angreifen. Und endlich müsse doch ihr Mann und Hilfe vom Dorfe kommen.

Vor allem beschloß Waberl die Leiche der Großmutter mit Hilfe des Fremden auf den Vorboden zu schaffen, denn der Geruch in der Stube sei ungesund.

Nach alldem schmeckte bei Tisch die Erdäpfelsuppe recht gut, aber der Fremde aß nichts, sondern versuchte nur einmal aus seiner Pfeife, welche reich und zierlich beschlagen war, zu rauchen. Dabei hing er seinen Gedanken nach. — Wird er wohl kommen? Nein, vor drei Tagen gewiß nicht.

O Hohn des Schicksals! das ist zu viel! Laß' mich doch nicht so elendiglich verderben. — Wird man mich nicht suchen? Ja, Hunderte werden es, aber sie werden mich in diesem Schneegrabe nicht finden.

Den zweiten Tag war der Fremde schon recht heiter und spielte mit den Kindern und sagte, sie sollten ihn den Vetter Franz nennen; zu Hansl sagte er besonders, er werde noch sein Firmpathe werden. Waberl versicherte er, daß Mirtl in einigen Tagen ganz gewiß kommen werde und sie möge derweile nur auf das Feuer Acht geben und wohl nachsehen, daß das Wachslicht am Vorboden nicht Schaden thue.

Der Mann aß nun auch, wenn gleich wenig, von der Milchsuppe und den Kartoffeln und trank zu Durst mit den Anderen Wasser von aufgelöstem Schnee. Dabei lächelte er wehmüthig und sagte, die Kinder streichelnd, sie würden mitsammen schon noch einmal was Anderes bekommen. Fluchen hörte man ihn nicht mehr.

So ging wieder ein Tag dahin und die Bewohner der Hütte gewannen den „Vetter Franz" recht lieb. Er wußte Geschichten zu erzählen und wie es draußen in der Welt und bei den reichen Menschen zugehe. Er zeigte ihnen seine Sackuhr und sagte, daß das, woraus das Gehäuse gemacht, Gold wäre. Sein Gewehr mußte er ihnen auch zeigen und erklären und er frug, ob denn der Vater keines habe. Die Kinder sagten nein, aber Waberl erzählte, daß Mirtl wohl einmal eines gehabt habe, als noch Wölfe im Gebirge waren und böse Leute in der Gegend herumstrichen. Da sei aber der herrschaftliche Förster gekommen und der habe es mit fortgetragen, weil „unsereins", der mit der Jagd nichts zu thun, kein Gewehr haben dürfe.

„Aber es gibt ja eine solche Unmasse von Wild in diesen Bergen herum; euer Mann wird doch die Gelegenheit so dann und wann benützen?“ frug der „Vetter“.

„Ach, was euch nit einfällt. Ungerechtes Gut thut kein gut, und erlaubt ist's einmal nit. So lang der Mirtl arbeiten kann, werden wir schon so auch was haben!“

Der Fremde sah dem Span zu, dessen Kohle sich so merkwürdig ringelte. Hansl war noch im Anschauen und Untersuchen der Uhr begriffen und frug, „ob's denn mehr solche Sachen in der Welt gäbe?“

„Bei allen reichen Leuten, mein Kind,“ gab der Mann lächelnd über diese junge Einfalt zur Antwort.

„Ei, so sag' mir einmal, Vetter Franz, wie wird man denn ein reicher Mann?“

Was sollte der Fremde wohl darauf antworten? aber Julerl that's für ihn. „Ein reicher Mann, Hansl?“ meinte sie, „wenn man ein Schloß nimmt und braucht die armen Leut' zum Robaten, wie der Baron unseren Vater.“

Der „Vetter“ war ernst und nahm die Kinder auf seinen Schoß. Er küßte sie und that im Herzen ein heiliges Gelöbniß.

Seitdem es Nacht in der Hütte war, hatte der Zeiger der Wanduhr zehnmal seine Runde gemacht. Das Stückchen Himmel, das durch den Rauchfang hereinlugte, war trüb, so trüb, wie die Gemüther der Hüttenbewohner, deren letzte Hoffnung im Erlöschen war. Aber sie waren ruhig und ergeben. Nur der „Vetter“ war wieder einmal, wie rasend, er müsse fort, er könne hier nicht umkommen.

Und am sechsten Tag, als der Himmel wieder blau durch den Rauchfang blickte, wurde es anders.

Waberl hatte es zuerst gehört und athemlos in der Stube verkündet. Dann waren sie Alle in's Vorhaus gelaufen und hatten es wieder gehört. Dann wurde der Schnee vor der offenen Thür, der früher schwarz war wie die Wand, grau und licht und lebendig, eine Gestalt brach aus demselben hervor und im rosigen Tag stand Er da und fiel seinem Weibe um den Hals. — — — Der Kienspan war darauf verloschen.

Es war ein freudiges Tagen in der Hütte und im Menschenherzen — bis Mirtls Blick bang suchend umher zu irren begann. — Oben im Vorboden lag sie und vom Wachsstock brannte das letzte Stümpfchen. — Todt schon seit acht Tagen.

Der Holzknecht kniete an der Bahre und hielt die harte, kalte Hand fest umfaßt und starrte lange, lange in das weiße Antlitz: „Mutterl! hab euch so lieb gehabt, und jetzt seid's mir gestorben!"

Und wie der holde Tag durch die Thür strahlte, und das harte Weh im Herzen sich aufgelöst hatte in warme Thränen, gedachte Waberl auch des Fremden. Der stand im Winkel hinter dem Herd und weinte. Als ihn der Mirtl sah und wieder ansah und sich die Augen rieb, hat sich das ereignet, was im Schlosse draußen noch heute durch ein großes Gemälde dargestellt wird.

— Im Gemälde kniet der reiche und hochedle Baron Franz von Scharfenthal vor einem braunen, bärtigen Holzknecht und umfaßt dessen Knie und blickt weinend, flehend auf in's rauhe, treue Gesicht.

So hat es der Künstler dargestellt.

Auf der Rückseite des Gemäldes ist ein Fach und in demselben liegt die Urkunde. Sie lautet:

„Im Jahre des Heiles, als der strenge Winter war, hat sich der Freiherr Franz von Scharfenthal auf der Jagd verirrt und sechs Tage und sechs Nächte in einer Holzknechthütte des Hochgebirges bei einer armen Familie, mit welcher er förmlich eingeschneit wurde, zugebracht. Er wäre alldort Todes gestorben, wenn nicht noch zu rechter Zeit der Vater der Familie und Besitzer der Hütte, vulgo Holzknecht-Mirtl, den der Baron einige Tage früher, als dies geschehen, wegen Wildfrevel auf zehn Tage einsperren ließ, von seiner Haft frei geworden wäre und mit vielen anderen Gebirgsleuten die Bewohner der Hütte gerettet hätte. Der Wildfrevel des Holzknechtes bestand darin, daß er mit einem Ast einen Hasen erschlug, welchen er seiner Familie zum Sonntagsbraten bringen wollte."

So hatte es der Baron aufschreiben lassen und das ist die Geschichte von dem Holzknechthaus.

Draußen im schönen Thal, wo auf einem Hügel das prächtige Schloß steht, liegt zwischen wohlbearbeiteten und fruchtbaren Feldern ein stattlicher Bauernhof und viele Knechte und Mägde schaffen in und um denselben. Der Bauer trägt einen tüchtigen Schnurbart und arbeitet wacker mit, obwohl er's nicht Noth hätte. Wenn er Abends heimkommt, halst der alte Hallodri sein Weib und sagt: „Waberl, du Herztausige, grüß dich Gott!"

Den Bauernhof hat der Baron dem Mirtl geschenkt und der braucht keine Robat mehr zu entrichten. Julerl die

Tochter hat vor einem Jahr einen Gutsbesitzer geheiratet und Hans ist in Wien an der Universität. Er wird Doctor.

Für den Hof daheim sind schon noch Jüngere.

Der Baron hat viele graue Haare. Man sagt, er habe die ersten vom Holzknechthäusel mitgebracht. Er ist auch sonst seit jenem Ereignisse ganz anders geworden. Wenn er irgendwo eine arme Familie weiß, so hilft er und erkundet sich, wie tief um ihre Hütte im Winter der Schnee liege. Und wenn er am Sonntagmorgen bei den Seinen, die ihn verehren, auf dem Söller steht, und den Mirtl und seine Gattin und Kinder festlich gekleidet mit den zwei feurigen Hengsten thaleinwärts fahren sieht, so lächelt er.

Wo fahren sie hin?

D'rin im Gebirg ist ein Dorf und eine Kirche und ein kleiner Gottesacker dabei, dort halten sie und pflanzen Blumen auf ein Grab, und geben einem alten mühseligen Weiblein Geld, damit es dieselben ferner pflege. Dann setzt sich Mirtl mit den Seinen wieder auf das Gefährte und läßt's weiter gehen — tiefer hinein in das Hochgebirge. Der Weg ist holperig und neben demselben rauscht und schäumt der Wildbach. Endlich kommen sie in ein enges Thal, wo das Wasser ruhig durch eine kleine Wiese läuft und zwischen den Tannen ein Stück graues Gemäuer steht.

Auf dem Gemäuer wächst wunderschöner blauer Enzian und anderes Kraut. Davon pflückt sich der Mirtl ab und nimmt mit in's große Thal hinaus. Es soll gut sein für allerlei Gemüthszustände; auch der Baron Franz von Scharfenthal braucht davon.

Die Alpenhütte.

Dort auf den steilen Hochweiden, wo zwischen Heidekraut und Federgras weißes Gestein aus dem Boden hervorlugt und die Zerbensträuche beginnen, wandelt eine Touristengesellschaft.

Es sind vier Männer, theils in städtischer, theils in Jägerkleidung, mit Wollendecken, Alpensträußen und Bergstöcken wohl versehen.

Raschen Schrittes, die Stöcke fest in den Boden stemmend, eilen sie die steilen Hänge hinan, — stehen aber plötzlich wieder still, stützen sich auf die Stöcke, trocknen den Schweiß, blicken und deuten mit den Fingern in das vor ihnen liegende Bergland hinaus und sprechen und lachen.

Aus der gegenseitigen Ansprache zu entnehmen, ist einer der Männer Professor, ein anderer Hôtelbesitzer und einen dritten reden sie immer mit dem Titel „Herr Hauptmann" an.

Der Vierte sitzt noch weiter unten auf einem Baumstrunk. Der blickt nicht hinaus in die Morgenlandschaft, nicht in die ruhigen Firnen und leuchtenden Felsengebilde, nicht in die fernen Ebenen, wo blauer Aether liegt — er stützt seinen Kopf auf die Hand und starrt zu Boden.

Zwei Bergstöcke und ein breiter Filzhut liegen neben ihm. Die langen Haare des Hinterhauptes hat er nach vorwärts gekämmt, daß sie die Glatze verdecken. Die Haare sind grau, aber sein langer Backen- und Schnurbart ist gar schon weiß.

Unter diesem weißen Schnurbart brummt der Mann unverständliche Worte hervor. —

„Nu, Herr Kapitän, wills nicht gehen?“ rief einer der drei vorderen Männer dem Sitzenden zu.

Dieser wendete langsam seinen Kopf, dann nahm er einen Schluck aus seiner mit Stroh überflochtenen Flasche, die er an einer grünen Schnur umgehangen hatte. Endlich erhob er sich, faßte in jeder Hand einen Stock, und klimmte, so wie auf Vieren, aufwärts.

„Daß euch der Teufel hole, mit eurer Alpenpartie!“ brummte er dann den Gefährten zu, „mich kriegt ihr nicht mehr herum; 's ist heut' das erste- und das letztemal!“

„Hänge dich mal in meine Arme, Kapitän,“ sagte der Hauptmann, welcher in Touristenkleidung war und einen rothen Schnurbart trug, „und habe nur noch ein wenig Geduld, bald sind wir im Lande, wo Milch und Butter fließt.“

„Oh, nur gleich Milch und Honig, ihr Bergfexen! Wollt' ich doch, ich wär' noch draußen im indischen Ocean; das wär' noch ein Leben, aber in diesem dreimal vermaledeiten Gebirge geht Einer ja zu Grund mit Mann und Maus!“

„Ei wart' nur, bis wir erst oben sind; du verpolterst dir ja deine ganze Lunge! Wenn du nur erst die hübsche Sennerin siehst; dann geht dir noch dein verknöchertes Seemannsherz auf und du leidest am Ende gar Schiffbruch an deinem alten Junggesellenleben. Rüstig, rüstig, Kapitän, komm'!“

„Geht ihr hin, wohin ihr wollt; ich bleib' da liegen — bin leck.“

Damit ließ sich der Mann nieder auf den moosigen

Boden und wollte nicht weiter, bis ihn der Hauptmann und der Professor zwischen sich nahmen und halb trugen, halb zogen.

So kamen sie eine Strecke vorwärts und erreichten endlich die Anhöhe. Hier wurde der Weg bequemer und ein kühles Lüftchen zog vom nahen Gemsgebirge her.

„Versuchen Sie's jetzt wieder einmal allein, sehen Sie, dort steht schon die Alpenhütte,“ sagte der Professor zum Kapitän.

„Meinetwegen,“ entgegnete dieser und sank auf den Boden, als man ihn frei ließ.

„Er verstellt sich; er thut's aus Bosheit,“ meinten die Anderen, „man sollte ihn liegen lassen und seiner Wege gehen.“

„Aber dann verkühlt er sich,“ sagte der Offizier, „schaffen wir ihn in die Hütte dort; wenn er sich erfrischt hat, so mag er's wieder versuchen, oder besser, er bleibt dort, bis wir ihn morgen auf unserem Rückweg holen.“

Man hörte eine schrillende Blechschelle, wie sie in den Berggegenden die Rinder um den Hals als Glocke tragen. Ein Mann in grünen Strümpfen, abgenützter Lederhose, grauer, geflickter Lodenjacke und grobem braunen Filzhute trieb eine Anzahl von Kühen heran.

„Schön' guten Morgen, Alter, ihr treibt die Rinder auf die Weide?“

„Ja freilich,“ antwortete der Hirt und lenkte die Herde rechts gegen das Zerbengebüsche.

„Kann man bei euch in der Hütte dort frische Milch und Butter haben?“

„Da müßt ihr die Kathrin fragen, ich weiß es nicht.“

Der Mann trieb weiter und die Touristen schritten mit ihrem halb ohnmächtigen Gefährten der Hütte zu.

Diese stand in einem eingeplankten Anger an eine kleine Felswand angelehnt. Sie war von Holz, hatte gegen Sonnenaufgang eine Bretterthür und mehrere kleine, theilweise mit Papier verklebte Fenster. Das weit vorstehende Dach aus Baumrinde war beinahe liegend und mit Steinen beschwert. Neben der Hütte stand ein Stall aus rohen Steinen und Brettern, und vor demselben plätscherte aus einer Rinne eine Quelle in den langen Holztrog.

Die vier Männer traten in die Hütte, in welcher neben dem Feuerherd ein betagtes Weib in braunem Leinenkittel, Lodenspenser und rothem Kopftüchlein stand und einen Kübel Butter rührte.

Als dieses die Fremden vor sich sah, hielt es in seiner Arbeit ein und sagte laut und derb: „Was wollt's denn?"

„Milch sollst du uns geben, Weibchen, viel Milch, frische Milch und Butter dazu!"

„Ei, geht's weiter! Meint ihr, wir sind mit unseren Kühen für euch da? — Milch und Butter! schrei'n sie gleich; — ihr wißt einen Schmarn, was man für Plag und Schererei hat, bis so ein Schäffel Milch in der Kammer steht!"

„Aber wir zahlen es ja, Herzchen, wir verlangen nichts umsonst. Wir machen einen Tausch, wenn du willst; wir geben dir Schinken und Schnaps und du gibst uns Milch und Butter dafür, was?"

Da stellte sich die Schwaigerin erst recht nahe vor die Fremden hin, stemmte die dicken Hände in die Seiten und schrie:

„Ja, meint ihr, ich bin ein schlechtes Mensch, das den Bauern die Sachen verwirthschaftet? Meint ihr, ich werde Jedem, der da auf der Alm müssig herumläuft, mit Milch und Butter aufwarten? das wär's Wahre! da würd' ich einen schönen Haufen heimbringen, wenn wir im Spätherbst ins Dorf hinabziehen!"

„Aber so ist's ja nicht gemeint, Kathrina, wir haben dich ja nur bitten wollen."

„Wer hat euch g'sagt, daß ich Kathrina heiße?"

„Das hat uns der Mann gesagt, der da die Rinder hinaus getrieben hat, und er hat auch gesagt, du sollst uns nur was geben."

„Das hat der Michel gesagt? Möcht' doch wissen, was der mit meiner Milch und Butter zu schaffen hat! — Aber, wenn er's gesagt hat, so ist's was ander's; setzt euch ein wenig da zum Tisch — werd' euch gleich was bringen."

Bei diesen Worten wischte sie mit ihrer Schürze von Tisch und Bank den Staub ab und ging dann durch ein schmales Thürchen in die Nebenkammer.

„Ist das die schöne, idyllische Sennerin?" frug der Kapitän, der bei den rauhen Worten des Weibes beinahe ein wenig aufzuleben begann.

Die Anderen entgegneten nichts auf die Frage, sondern wischten sich nur wiederholt den Schweiß und blickten auf den glatten Lehmboden und auf die russigen Wände, auf das spärliche Küchengeschirr, den braunen Kasten, auf das grobe Strohbett in der Ecke, auf den räucherigen Hausaltar und auf Alles, was da war.

Die Schwaigerin brachte einen Milchtopf, leerte ihn in

eine hölzerne Schüssel, that vier Holzlöffel aus der Tischlade und sagte: „Habt's g'wiß noch mit keinem Holzlöffel gegessen; aber die Milch ist nicht schlecht. Da habt's Brot dazu, 's ist freilich nicht gar weiß — wie wir's halt haben auf der Alm; — g'seg'n euch's Gott!"

Unsere vier Touristen ließen sich's schmecken, obwohl die Holzlöffel recht unangenehm rauh waren. — Sie seien immer noch bequemer, als die Muscheln, aus welchen man nach dem Schiffbruch auf der Insel Madagaskar den Thee getrunken, meinte der Kapitän.

Nach dem Essen öffnete der Hôtelbesitzer seine Ledertasche, legte geräucherten Schinken und Weißbrot auf den Tisch und schnitt von beiden ein Stück für die Schwaigerin ab.

„Für die Milch seid's nichts schuldig," sagte diese, „aber wenn ihr mir was geben wollt's, so nehm' ich's schon und sag vergelt's Gott!"

Dann legte sie das Erhaltene auf einen Holzteller und stellte es in den braunen Kasten.

Hierauf erkundigten sich die Männer nach dem nächsten Weg auf die noch ferne Hochreitspitze, ob sie dieselbe bis zum Abend erreichen könnten und ob dort eine Hütte zum Uebernachten sei, was das Weib Alles bejahte.

Als sie dann aufbrachen, sagte die Schwaigerin: „Mein Heiland, der Herr da kann ja völlig nicht gehen! er ist ja ganz matsch!"

Sie meinte den Kapitän, der sich wirklich auch sogleich wieder auf die Bank niederließ und einen Fluch brummte.

„Es geht nicht," sagten die Anderen und wußten nicht, was sie mit ihrem Gefährten nun machen sollten.

„Nu, wenn er nicht fort kann, so wird er wohl dableiben," rief die Schwaigerin, „ist ja schon ein alter Hascher; sollt' sich in mein Bett legen, wenn er will; eine Suppe geb' ich ihm schon zu Mittag und auf die Nacht. und morgen, wenn Ihr zurückkommt, nehmt's ihn halt wieder mit!"

„So eine elendigliche Alpenfahrt, eine gottverdammte!" fluchte der Kapitän. Dann trug er den Anderen auf, bald zurückzukommen und blieb in der Hütte.

„Macht's euch zurecht, und thut's, wie wenn's daheim wärt's," sagte das Weib, half dem Alten die Stiefel ausziehen und richtete das Bett. „Möcht' doch wissen, wer euch da heroben haben muß, seid's eh von der Stadt, und die alten Leut sollten schön drin bleiben!"

„Drinbleiben, ja, hast recht Sennerin, hab' auch nicht gehen wollen, aber die drei wollten mich durchaus mit haben und sagten, einmal sollt' ich doch sehen, wie es auf der schönen Alpe ist, — ja, jetzt seh' ich's!"

„Und ihr seid's früher in euerem Leben noch nie auf der Alm gewesen?"

„Ei, das schon, ich habe die Gebirge von Dekan durchwandert und hab' sogar den Adamspick auf der Insel Ceylon theilweise erstiegen; — ei ja, war damals aber auch noch jünger."

„Wo ist denn hernach diese Gegend; hab' mein Lebtag noch nichts g'hört davon."

„Ja, liebe Sennerin, das ist ein Land, weit, weit draußen hinter dem Meer, und wenn man dort hinkommen will, so muß man viele Wochen auf dem Wasser fahren."

„Und ihr seid's gar auf dem Wasser gewesen? Je, da müßt 's davon erzählen, wenn der Michel heimkommt, er hört

das, vom großen Wasser, gar so gern; — da weiß euch der Michel auch eine Geschichte, wo die Leut' auf so einem Schiffhaus gefahren sind und wie der Sturmwind kommen ist und das Schiffhaus zu einer Steinwand getragen hat, daß die Leut' allsammt zu Grund gangen sind."

„Ja siehst du, das hab' ich auch mitgemacht vor zwanzig Jahren. Damals ist mein Schiff zu Grunde gegangen und nur ich und zwei Andere noch haben uns an eine Insel gerettet und haben dort bei den Wilden gelebt, bis uns ein anderes Schiff aufgenommen und wieder in unser Land gebracht hat."

„Nein, da müßt ihr heut' die ganz' Nacht erzählen; jetzt aber muß ich arbeiten, 's wird Mittag und zusammengerührt hab' ich auch noch nicht. Mögt's zu Mittag etwa einen Sterz?"

Der Mann bejahte, rieb sich dann seine Füße mit Unschlitt und Schmalz und legte sich ins Bett.

Es war ihm eigen zu Muthe; er fühlte sich fremd und heimisch zugleich in dieser Hütte. Er sah der Schwaigerin zu, wie sie an der Butterkübel rührte, wie sie dann auf dem Herde Feuer machte, daß der Rauch den ganzen, oberen Raum der Hütte erfüllte und beinahe zum Bette niederschlug. Sie hantierte flink auf dem Herd, den Bänken und in der Milchkammer herum und that von Zeit zu Zeit einen kurzen Blick auf das Bett, sprach aber kein Wort.

Als sie einmal zum Brunnen hinaus lief um Wasser zu holen, sang sie einen Almer, aber mit einer solchen Stimme, daß sich der Kapitän im Bette aufrichtete und horchte.

Bald darauf hörte man die Blechschelle der Kühe, die

heim kamen und von der Schwaigerin nun in den Stall gelassen wurden.

Der Michel ging in die Futterkammer und schüttete Gras in die Barren und die Schwaigerin molk die Kühe und sang wieder Almer dabei.

Später ging der Michel in die Hütte, that ein Leintuch aus der Tischlade, deckte damit den Tisch und legte drei Löffel hin.

Die Schwaigerin kam auch und ging sogleich zum Bett: „Jetzt ist's zum essen, wenn ihr aufstehen wollt's. Aber das muß ich sagen, schön war's just nicht, daß ihr mich angelogen habt's!"

„Wer, ich hätte" —

„Nu ja, die Anderen halt. Der Michel hat nichts g'sagt, daß ich euch was geben sollt'! So seid's halt, ihr Stadtleut', wenn ihr nur lügen könnt, so ist euch schon leichter. — Hätt' just nicht Noth than, hätt' euch so auch was geben, wenn ich g'sehen, daß euch was abging'! — Und jetzt setzt's euch zum Tisch und eßt's was!"

Und der Kapitän setzte sich mit den Beiden zum Tisch und aß von der Milchsuppe und vom Roggensterz. Keines sprach ein Wort dabei, allseitig hatte die Aufdeckung des kleinen Betruges verstimmt.

Der Kapitän hatte die Lüge nicht gesagt, aber er saß jetzt wie auf Nadeln und der alte Graubart getraute sich kaum aufzusehen in die blauen Augen Kathrinens, in welche er heute ein paarmal schon so minniglich geschaut. —

Nach dem einfachen Mahle holte die Schwaigerin das von den Touristen erhaltene Selchfleisch und Weißbrot aus dem Kasten und legte es dem Halter vor: „Da, Michel,

das kommt von der Stadt heraus, eß es nur weg, oder nimm's mit auf die Weide."

„Vergelt's Gott! Kathl," sagte der Michel, „ich nehm' nur einen Theil, das andere mußt du essen. —"

Dann aßen sie zusammen und luden auch den Fremden dazu ein.

Im Laufe des Nachmittags hing der Kapitän den großen Lodenmantel des Halters um und ging aus der Hütte. Er sah in die Gegend hinaus und es kam ihm vor, als ob alle hohen Berge viel tiefer lägen, als der Punkt, wo die Alpenhütte stand.

Es hatte sich der Himmel umwölkt, nur weit draußen im Flachlande schien die Sonne noch. Unten in den Holzschlägen sah er einige Rehe weiden, aber da knallte ein Schuß und die Thiere eilten dem Dickichte zu.

Auf den weißen Steinen neben dem Hüttenanger saßen Krähen und suchten Nahrung am moosigen Boden. Im Anger weidete ein junges Schwein und wühlte an der Stallmauer, wo Schwämme wuchsen. Hinter dem Anger hinaus war ein kleiner Garten mit Erdäpfelblüthen und einigen verkrüppelten Kohlhäuptern.

Unter dem Angerzaun, durch welchen das Brunnenwasser hinabfloß, dehnte sich eine Wiese aus, und dort mähte Kathrina das Gras für die Kühe zum Nachtmelken.

Der Mann mit dem weißen Barte lehnte sich an den Zaun und sah der Mäherin zu.

Es strich ein kalter Wind über die Höhen und der Kapitän zog den Lodenmantel enger um sich, aber er ging nicht in die Hütte; er sah der Schwaigerin so lange zu, bis diese

mit dem vollen Futterkorb heraufkam und denselben in die Futterkammer trug.

Jetzt begann es langsam zu regnen und Kathrina sagte: „Nu, eure Leut' kriegen auch ein schönes Wetter auf der Hochreitalm!"

Als sie in die Hütte zurückkamen, war es in dieser ganz dunkel. Die Schwaigerin richtete sich eine Bank zurecht und schnitt auf derselben Enziankraut, Einhagen und andere Pflanzen klein und that sie in einen Hafen.

Der Kapitän saß neben ihr, rauchte aus einer Pfeife, die dem Michel gehörte und frug einmal: „Bist du noch nie in der Stadt gewesen, Sennerin?"

„Sagt's nur nicht alleweil Sennerin, wir sind ja nicht im Tirolerland, und im Steirischen heiß' ich Schwaigerin. — Wegen der Stadt habt ihr mich gefragt, nein, ich bin nie drin gewesen und ich verlang' auch nicht hinein!"

„Ich glaub' dirs schon, Kathrina." —

Es fing immer stärker an zu regnen und um die Hütte legte sich dichter Nebel.

Die Schwaigerin lockte das junge Schwein in den Stall und bald darauf kam der Halter mit den Kühen heim. Er kam ganz naß in die Hütte und zog sich aus; der Kapitän wollte ihm den Lodenrock abtreten, aber der Michel sagte: „Brauch ihn nicht, behaltet ihn nur an; ihr seid das Wetter nicht gewohnt."

Der Nebel wurde immer dichter und finsterer; der Kapitän dachte an die drei Touristen und frug, ob auf der Hochreitalpe doch nicht etwa gefährliche Stellen seien. —

Am Abende, nachdem die Stallverrichtungen vorüber

waren, machte Kathrina Feuer auf dem Herd und dann setzten sie sich wieder alle drei an den Tisch.

Während sie aßen erzählte der Kapitän von seinem Leben und den Seefahrten in den indischen Gewässern.

Er war der einzige Sohn eines Kaufmanns in einer deutschen Hafenstadt. Er hatte ein ruhiges, fast schwärmerisches Temperament und wollte sich den Wissenschaften widmen; aber sein Vater bestimmte ihn zum Kaufmannsstande. Als Knabe schon kam er zur Marine, und nach Jahren übernahm er eines der Schiffe seines Vaters. Er segelte nach England und machte eine Fahrt nach Westindien, wo er in die Hände von Piraten fiel, aus welchen er sich mit einem schweren Lösegeld loskaufen mußte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, lebte er einige Jahre auf einem Landgut. Später entschloß er sich nochmals zu einer Seereise. Die zerrütteten Vermögensverhältnisse seiner Familie machten es ihm aber nur schwer möglich, neuerdings ein Kauffahrteischiff auszurüsten. Endlich gelang es doch und Adam — so heißt unser Mann — nannte den Dreimaster „Die Hoffnung". So umsegelte er Afrika und landete nach Monaten glücklich in Ostindien. — Mit kostbaren Waaren reich und schwer beladen bis an das Deck, die Hoffnung auf den lustig wehenden Segeln, so glitt das Schiff über die indischen Wässer heimwärts. Aber noch lange bevor es das gefährliche Cap umsegeln sollte, kam ein Sturm und „die Hoffnung" strandete an den Küsten von Madagaskar. — Adam rettete sich mit zwei Gefährten durch einen Balken. Wochenlang lebten sie auf der Insel, durchzogen die heißen, sumpfigen Küstenstriche und nährten sich von wilden Gewächsen. Einmal

geriethen sie beinahe den einheimischen, halbwilden Stämmen in die Hände, doch sie entkamen und endlich wollte es ein glücklicher Zufall, daß ein spanisches Schiff landete und die drei Männer wieder nach Europa zurückbrachte.

Dem Michel war bei dieser Erzählung der Löffel aus der Hand gesunken und er sagte nur: „Unsereiner da in den Bergen weiß aber doch gar nichts von der Welt."

„Nein, aber jetzt werdet ihr doch nimmer fortschiffen hinaus?" frug Kathrina.

„Als ich in meine Vaterstadt zurück kam," schloß der Kapitän „da war mein Vater todt und unser Haus an Gläubiger veräußert; nur meine Mutter lebte noch und nähte und strickte. Ich verdingte mich als Arbeiter am Hafen, um mich und meine Mutter zu ernähren. Viele Schiffe sah ich kommen und gehen, aber selbst fuhr ich nicht mehr hinaus. Ich arbeitete an der Küste und erwarb mir manches Stück Geld. Aber als endlich auch meine Mutter gestorben war, da fühlte ich mich ganz allein in der Welt und ich hatte auch keine Freude mehr an den Hafenarbeiten. Verhaßt war mir der Anblick des Meeres, das mich um alle meine Güter und Hoffnungen betrogen hat. Ich sehnte mich tief in das Land hinein, zu einem ruhigen Leben. Da ließ mich der Zufall mit einem pensionirten Offizier bekannt werden, der da im Lande herum Besitzungen hat; — es ist der mit dem rothen Schnurbart, der mit den Anderen auf die Hochreitalpe gegangen ist. Dieser Mann nun nahm mich mit ins Land herein und ich bin schon mehrere Jahre bei ihm. Er hat Landgüter und will mich immer zu seinem Förster oder zu einem Verwalter machen; aber ich treff' kein einzig

Stück Wild und in der Landwirthschaft versteh' ich auch nichts. So ein alter Matrose ist nicht viel mehr zu brauchen in der Welt, — ich denk' das Beste ist, ich gehe wieder nach Ostindien."

„Ja, daß euch leicht die Räuber wieder erwischten! Ich kenn's schon, ihr mögt das Wohlsein nicht vertragen," meinte Kathrina.

So verging der Abend und endlich gingen sie zu Bette. Der Michel lag draußen in der Futterkammer, Kathrina hatte einen langen Lehnstuhl zur Wandbank gestellt und sich darauf aus ihren Kleidern und dem Lodenmantel des Halters ein Lager bereitet. Der Kapitän mußte im Bette liegen.

Als insoweit Alles in Ordnung war, schob Kathrina den Holzriegel vor die Hüttenthür, schürte die Herdgluth auf einen Haufen zusammen, nahm das Weihbrunngefäß und besprengte damit die glühenden Kohlen. Dann trat sie noch zum Bette des Mannes mit dem weißen Barte, um auch ihn mit Weihwasser zu besprengen, und legte sich auf ihre Bank.

Den andern Morgen schien wieder die goldene Sonne in die Hütte. Gerade wie sie aufging, fiel sie durch das Fenster auf den weißen Bart des Kapitäns und auf sein Auge. Die Schwaigerin löste ihre Schürze los und verdeckte damit das Fenster, denn wenn die Sonne auf das Gesicht eines Schlafenden fällt, so zieht ein Schatten über dessen Sitz im Himmelreich.

Als aber die Sonne schon hoch stand, und die Schürze am Fenster längst überflüssig war, da rüttelte Kathrina an

der Bettdecke und rief: „Steht auf, steht auf, der Schinder ist da um die Haut!“

Da rieb sich der Mann die Augen und sagte: „So gut hab' ich schon lang' nicht geschlafen, Schwaigerin, wie heute da in deiner Hütte.“

Dann stand er auf, kleidete sich an und ging in's Freie hinaus.

Es war ein herrlicher Sommertag. Der Himmel war blauer als in Ostindien, und die röthlich grauen Felsenkanten standen heute so nahe da drüben, als hätte sie der gestrige Wind näher geblasen. Alles war so klar und frisch, nur draußen über dem Flachland lag weißer Nebel.

Der Kapitän fühlte sich vollkommen gesund und nahm sich vor, am Nachmittag der Kathrina bei der Futterarbeit zu helfen.

Da kamen um die Mittagszeit die drei Gefährten von der Hochreitalpe zurück, und das ärgerte den Mann mit dem weißen Barte.

Sie lachten und schrieen wie gestern, und sprachen von der Herrlichkeit, die da oben auf der Hochreitspitze sei und der Hauptmann neckte den Kapitän wegen seines Zurückbleibens.

Der brummte wieder und sagte, er könne auch heute noch nicht mitkommen, er müsse sich den Fuß verstaucht haben, oder was das sei, kurz, er könne nicht zehn Schritte weit gehen.

„Schau, das ist schon wieder nicht wahr!“ rief die Schwaigerin, „g'rad' seid's über den Anger hin und zum Zaun g'laufen — hab's wohl gesehen, seid's flinker wie Unsereins!“

Jetzt neckten sie den Mann noch mehr.

Später, als die Schwaigerin in den Stall ging, eilte der Kapitän ihr nach und sagte: „Warum hast du denn das vom Gehen gesagt; wär' noch gern' ein paar Tage da geblieben!"

„Nu, ist recht, bleibt's halt da, braucht's deshalb ja nicht zu lügen."

„Jetzt lassen sie mich aber nicht mehr zurück."

„So kommt's halt im nächsten Jahr wieder, mich freut's, wenn's euch da gefällt. Aber daß ihr euch wieder auf so ein Schiffhaus setzt, das thät' ich euch nicht rathen. Bleibt's schön daheim, seid's doch auch nimmer jung!"

Da faßte der Kapitän ihre Hand und sagte: „Daheim, ja wohl, daheim!" — dann wendete er sich schnell um, drückte seinen breiten Filzhut tief in die Stirne und ging zu seinen Gefährten. —

Am Nachmittag, als wieder ein Lüftchen über die Höhen wehte, stiegen die vier Touristen hinab über den Hang.

Der alte Soldat stemmte seinen Stock schief an den Boden, stützte sich darauf und rutschte so hinab. Der Hôtelbesitzer hüpfte leichtsinnig über das Gestocke und Gestein, so daß der Professor ihm zurief: „Halt, Wirthshaus, so kannst du dir ein Bein brechen!"

Der Kapitän blieb auf dem Fußsteig, der sich hin und herschlängelte und kam um eine Viertelstunde später in das Thal hinab.

Unten führt neben dem schäumenden Wildbach ein schmaler Weg hinaus, auf dem man die Holzkohlen in die Ebene schafft; diesen gingen die vier Männer.

Der Professor erzählte nun dem Kapitän, daß die Partie auf die Hochreitspitze gar nicht so angenehm gewesen sei. Sie mußten die Nacht in einer halb zerfallenen Halterhütte zubringen, durch welche der scharfe Wind zog und der Regen sickerte. Da nicht einmal eine Bettstelle, der Boden aber ganz naß war, so stellten sich alle drei eng zusammen und wanden die Wollendecken um sich. So standen sie die ganze Nacht. Am Abend lachten und schrieen sie eine Weile, dann waren sie eine Zeit still; später fluchten sie und so kam der Morgen. Der war zum Glück heiter und die Männer traten ihre Wanderung sogleich an. Sie bestiegen die Hochreitspitze, doch hier blies ein so eisiger Wind, daß die nassen Kleider fast steif wurden. Sofort machten sie sich auf den Rückweg und erst, als sie über die Viehweiden der Almhütte zueilten, begannen sie wieder zu schreien und zu lachen.

Das hatte der Professor dem Kapitän nun Alles erzählt, und dieser antwortete darauf nur: „Ich hab's in der Almhütte sehr warm und bequem gehabt."

Es war schon dunkel, als die Touristen in das Flachland hinauskamen. Sie standen auf einmal still und blickten zurück in die Alpen; die Wand an der Hochreitspitze nahm sich aus, wie ein glühendes Horn, sonst war nichts Rechtes mehr zu sehen.

In einer halben Stunde darauf saßen sie in einem Waggon des Postzuges und fuhren gegen die Stadt.

Seit dieser Landpartie ging der Mann mit dem weißen Barte zur Abendzeit gerne auf den Schloßberg, setzte sich auf eine Holzbank und sah nach dem glühenden Horn in den Alpen.

Als der Herbst, der Winter und der Lenz vorbei und der Sommer wieder gekommen war, da sagte der Kapitän einmal beim Nachtmahle zum Hauptmann, bei dem er wohnte: „Morgen werde ich auf einige Tage verreisen, ich habe seit ein paar Wochen ein wenig schweren Athem und es wird mir ein kleiner Luftwechsel gut thun."

Und den andern Tag gegen Abend hatte er seinen breiten Filzhut auf, die Flasche mit dem Strohgeflechte um und in jeder Hand einen Alpenstock. Er klimmte den Hang hinauf gegen die Almweide.

Als er zur Hütte kam, war sie verschlossen. Er klopfte an ein Fensterlein und rief: „Kathrina!"

Er rief es zwei- und dreimal, und als er keine Antwort erhielt, setzte er sich auf die Bank vor der Thüre und wartete.

Es war Alles noch so, wie vor einem Jahr, der Stall, der Brunnen, der Angerzaun. — Der Mann erhob sich, ging zum Zaun und sah auf die Wiese hinab. Theilweise war das Futter abgemäht, theilweise stand es noch; aber die Schwaigerin war nicht da. Er ging zur Hütte zurück und setzte sich wieder auf die Bank. Der Brunnen rauschte immerfort und immerfort.

Endlich, als es dunkel wurde, hörte er die Blechschelle. Der Michel trieb die Rinder heim und hinten her kam Ka-

thrina und trug einen großen Korb mit blauem Enzian auf dem Rücken.

Der Kapitän ging den Leuten entgegen, grüßte und sagte, daß er nun wieder da sei.

„Ist schon recht," entgegnete die Schwaigerin, „wenn ihr wollt könnt ihr über die heutige Nacht wieder dableiben. Morgen werdet ihr ein schönes Wetter haben auf die Hochreitalm."

„Mag nicht hinaufgehen; ich bin nur zu euch gekommen und kehre von hier wieder um."

Kathrina nahm aus einer Wandfuge über der Thür einen Eisenhaken und sperrte damit auf. Dann gingen sie in die Hütte.

Der Mann nahm seinen Hut ab, hing seine Flasche mit dem Strohgeflecht an die Wand und setzte sich zu Tisch, wie vor einem Jahre.

Als sie zu Abend aßen, sagte der Kapitän, er habe, als er die Hütte verschlossen fand, gefürchtet, sie seien nicht mehr da.

„Ei ja, so lang' wir's Leben haben, könnt's uns jeden Sommer finden da; sind doch jetzt schon fünf und dreißig Jahre heroben, — gelt, Michl?" sagte Kathrina.

„Nun, und im Winter?"

„Ja schaut's, im Winter bin ich halt bei unserem Bauern im Dorf unten; aber der Winter, das ist eine langweilige Zeit; mich freut's nicht unten, 's geht Alles so lüderlich über einander. Die Leut' gaffen Einen an, wie die Kuh ein neues Thor und man kann ihnen nichts recht machen; 's

kommen auch überall ganz andere Bräuche auf, als die zu meinen jungen Zeiten; 's ist schon ganz eine andere Welt. Ich kenn' mich nimmer recht aus und es freut mich allweg nur auf meiner Alm.

„Da bist du aber doch ganz jung heraufgekommen vor fünf und dreißig Jahren!"

„Ja, mein Eid, vier und zwanzig Jahr alt bin ich halt gewesen."

„Und hat es dich damals im Dorfe nicht gefreut?"

„Nein, gar nicht!" sagte die Schwaigerin. Sie wurde dabei ganz roth im Gesichte und hätte bald den Suppentopf über den Tisch gestoßen.

Der alte Mann bemerkte diese Verlegenheit und wollte das Gespräch abbrechen. Aber seine Neugierde war so sehr wach geworden, daß er noch bemerkte: „Erzähl' mir einmal etwas von deiner Jugend, Kathrina, ich hab dir mein Leben auch erzählt, vor einem Jahre."

Die Schwaigerin gab keine Antwort, sondern verrichtete emsig einige Kleinigkeiten.

Später setzte sie sich wieder zum Tisch und sagte: „Ich red' sonst nicht gern' davon, aber daß ihr nicht etwa glaubt, 's ist was Schlechtes, wenn's euch g'rade d'rum ist, so will ich's euch wohl sagen: ich bin eine kalte Braut."

„Eine kalte Braut?"

„Habt' noch nichts davon gehört? Glaub's gern; man findet nicht gar viele kalte Bräut' in der Welt. Am Ende bleibt ihr gar nicht über Nacht in meiner Hütte, wenn ich's euch erzähl'!"

Der Mann mit dem weißen Bart nahm Kathrina an der Hand und sagte: „Erzähl' mir!"

Hierauf wischte sie mit der hohlen Hand die Brosamen in die Tischlade und begann:

„Soll kein uneben's Diandl gewesen sein, sagen die Leute — mein! das weiß ich nimmer, aber das weiß ich, daß die saubersten Buben zu meinem Fensterl kommen sind und mich haben heiraten wollen. Hab' keinen hineingelassen. Dann sind sie aber zu meinem Vater, der ein Kleinhäusler gewesen ist, und haben um mich angehalten. Und der Vater hat gesagt: ist recht', wenn die Kathrina will. Aber ich hab' keinen wollen. Nur ein junger Jägerbub, der einmal in's Dorf kommen ist, hat mir gefallen, weil er so fein ausgeschaut und so schön mit mir than hat. Wie der gesagt hat, daß er mich heiraten will, hab' ich geantwortet: Mein, ich könnt' mir nichts schöners denken in der Welt, als wenn du mein Mann wärst! — und dann hab ich ihm in die schwarzen Augen geschaut. Aber wie ich es meinem Vater erzählt hab', hat dieser gesagt: Kathrina, wenn du mir folgen willst, so nimm den Jägerbuben nicht! Da hab' ich rechtschaffen geweint; aber da hab' ich auch in einem Buch gelesen — ei schau wie hab ich doch gelesen? — ja: Du sollst Vater und Mutter verlassen, und deinem Mann nachfolgen. — Darauf hab' ich mir dacht: Jägerbub, ich heirat' dich doch noch! Aber mein Vater hat gesagt und das war seine Red': Schau, Kathrina, du bist mein einzig Kind, geh' folg' deinem alten grauköpfigen Vater und nimm den Jägerbuben nicht! – Mein, da bin ich niederkniet vor ihm und hab' gebeten: Wenn ihr euer Töchterl nicht ins Grab bringen

wollt, so gebt euren Willen zur Heirat! — Nun, so in Gottesnamen! hat er darauf geantwortet, wirst denken auf mich! — Gott Lob und Dank, jetzt wird noch Alles recht, hab' ich mir gedacht. Gleich darauf hat mich und den Jägerbuben der Pfarrer auf der Kanzel verkündet und 's ist die Hochzeit angestellt worden. Aus lauter Freud' hab' ich die ganzen Nächt' nicht schlafen mögen, so gern hab' ich meinen Jägerbuben gehabt. Aber ich weiß heut' noch nicht, wie das gewesen ist, je näher die Hochzeit gekommen ist, desto stiller ist mein Bräutigam geworden; aber ich hab' mir dacht: Mein, wen griff' nicht das Heiraten an! und hab' mir nichts gemacht daraus. So ist der Tag kommen, weiß 's noch so gut, wie wenn's gestern g'wesen wär' — hab' ein rosenroth's Kleid angehabt und ein grünes Kranzerl auf dem Haupte. Viel' Hochzeitleut' sind gekommen und die andern Diandl sind völlig neidisch gewesen auf mich. — Ja, und so knien wir halt am Altar und ich bin ganz glückselig und weine aus lauter Freud! Der Pfarrer ist gestanden vor uns und hat gefragt, ob wir uns lieben und treu bleiben wollen bis zum Tod; und so oft mein Jägerbub „Ja" gesagt hat, ist mir mein Herz in die Höh' gehüpft aus lauter Lieb und Glück. — Aber wie er das drittemal hätt' ja sagen sollen, da — nein, ich mag's gar nicht erzählen, muß mich zu todt schämen — hat mein Jägerbub „Nein" gesagt! — — Aufgesprungen bin ich und das Hören und Sehen ist mir vergangen. — Gott ich kann euchs gar nicht sagen .... — Erst daheim in meinem Bett bin ich wieder zu mir selbst kommen; schaut's und seit der Zeit bin ich halt eine kalte Braut. — Jetzt ist's aus mit mir, hab' ich mir gedacht, die Leut fürchten mich und weichen

mir aus, weil in einer kalten Braut kein Glück und Segen mehr ist. Ins Wasser wär' ich gesprungen, wenn nicht mein alter Vater gewesen wär'; zum Jägerbuben hab' ich noch hin wollen, aber der ist fort aus der Gegend und die Leut' haben gesagt, er hätt' nur einen Spaß mit mir machen wollen. — Fort nun, ich auch aus dem Dorf und aus der Gegend! das war mein einziger Gedanke. Da hat mich endlich der Eggrigler auf seine Alm genommen. Schaut's, und seit der Zeit bin ich jeden Sommer da und hab Fried und Ruh. Das Liebst' wär' mir schon, wenn ich über den Winter auch könnt auf der Alm bleiben; seit mein Vater vor acht Jahren gestorben ist, will ich von der Welt gar nichts mehr wissen. Ich bleib' bei meinen Küh'n, und die fressen mir das Futter aus der Hand und geben mir die Milch, — wenn ich auch eine kalte Braut bin!" —

Kathrina schwieg, der Michel legte den Löffel weg und sagte: „Kathl, ich bleib auch bei dir!"

Der Kapitän starrte auf das grob leinerne Tischtuch. Endlich hielt er seine Rechte über den Tisch und sagte: „Kathrina, ich geb' dir die Hand. Wenn ich davon gewußt hätte, so wäre ich nicht nach Ostindien gefahren, sondern zu dir her und hätte dich zum Weib genommen, du bist keine kalte Braut, du bist das wärmste Weibesherz, das ich auf Erden je gefunden!" —

Es war fast ganz still in der Hütte, nur der Kienspan knisterte in seinem Haken.

Später meinte der Kapitän: „Der Michel ist brav, daß er bei dir bleibt, Kathrina."

Nach diesen Worten ging der Halter, ohne ein Wort zu sagen aus der Hütte und suchte sein Bett auf.

„Ist er auch schon fünfunddreißig Jahre hier?" frug der Seemann die Schwaigerin.

„Ist nicht weit gefehlt," antwortete diese, „aber redet nicht von ihm, wenn er da ist, er mag's nicht hören; habt's ja gesehen wie er jetzt fortgegangen ist. Mein, der Michel ist halt auch ein armer Hascher!" —

Nach alldem bereitete die Schwaigerin wieder ihr Lager auf der Bank, — der Kapitän mußte im Bette liegen und sie besprengte ihn wieder mit Weihwasser, wie vor einem Jahre.

Der nächste Tag war ein Sonntag.

Die Schwaigerin frug nach der Frühsuppe den Kapitän, ob er heute noch dableibe. In diesem Falle solle er mit ihr und dem Michel hinaus auf die Hochweide gehen, denn die Hütte sperre sie zu.

Somit gingen sie alle drei zusammen und der Michel trieb die Kühe aus dem Stall, den Steig hinaus gegen das Zerbengebüsche. An diesen zogen sie vorüber und gegen eine breite, fast ebene Wiese, welche die Hochweide heißt.

Hier war bleichgrünes Federgras mit Enzian, brauner Ehrenpreis, blaues Vergißmeinnicht und dunkelgrüner Sauerklee. An einzelnen Steinen, die aus dem Boden hervorragten, wuchs Himbeerkraut, aber ohne Frucht. Weiter am Rand ist Wachholdergesträuch. Hier stehen auch die letzten Fichtengruppen. Weiter hinauf gibt es nur Zerbengewächse; dann kommt halbbemoostes Gestein und Gerölle und endlich die hohe Fels=

wand der Hochreitspitze, die im Abendsonnenschein vom flachen Lande aus zu sehen ist, wie ein glühendes Horn.

Hier grasten nun die Kühe und die Blechglocke schellte. Die Sonne schien aus tiefblauem Himmel warm nieder und draußen im Lande lag blauer Duft, aus welchem hie und da weiße Punkte schimmerten. Diese Punkte waren große Häuser, Schlösser oder Kirchthürme.

„Jetzt ist dort Predigt und Hochamt,“ bemerkte Kathrina, dann zog sie einen hölzernen Rosenkranz mit einem kleinen Messingkreuz aus dem Busen und sagte, daß sie jetzt die Haus- und Alpenmesse beten werde. Dann knieten sie alle drei hin auf einen breiten Stein und beteten laut den Rosenkranz.

Noch bevor dieser zu Ende war, stand der Kapitän auf und setzte sich auf den Stein, dann betete er wieder mit, so gut er konnte.

Nach dem Gebete pflückte der Mann mit dem weißen Barte Vergißmeinnicht und Ehrenpreis und sagte zu der Schwaigerin: „Nimmst du von mir einen Strauß, Kathrina?“

Sie nahm ihn und sagte: „Vergelt's Gott!“

Als sie am hohen Mittag wieder in die Hütte zurückkehrten, stellte Kathrina den Strauß in ein Gefäß mit frischem Wasser und bemerkte: „Bin doch neugierig, wie lang' ihr mir treu bleibt's?“

Dem Kapitän stieß dieses Wort ein wenig an's Herz und er versetzte: „Wie lang? Kathrina, das kannst du in diesem kurzen Leben nicht mehr erfahren!“

„Ei, geht's weiter mit euerem Spaß, ein Stadtherr bleibt doch nur so lang' treu, als sein Schenkblümerl frisch bleibt."

Der Mann erwiederte nichts auf diese Bemerkung, er strich nur seinen weißen Bart, der fast bis an die Brust hinab hing — dort blieb seine Hand ruhen.

Am Nachmittag nahm die Schwaigerin ein sehr altes Gebetbuch aus dem braunen Kasten und setzte sich damit an ein Fenster.

„Kannst du auch lesen, Kathrina?" frug der Kapitän.

„Ja, ein wenig, aber ihr müßt mich nicht auslachen, wenn ich laut vom Büchel bet', still kann ich nicht, da verlier' ich die Buchstaben immer."

Und sie las laut ein Gebet an die Mutter Gottes.

Der Michel saß am Tisch und heftete einen Fleck auf den zerrissenen Ellbogen seines Lodenrockes, bis er wieder zu den Kühen mußte.

Am Abend erzählte der Kapitän dieses und jenes von der Welt draußen; aus seinem eigenen Leben, von den Seefahrten und dem gesegneten Lande Ostindien.

„Aber, jetzt will ich nichts mehr von all dem," schloß er, „für mich hat das Meer und das große Leben nie gepaßt, ich hätt' mein Sein einem ruhigeren Beruf zuwenden sollen. Das große Leben hat mir das nicht gegeben, was es Anderen gibt, es hat mich nur arm und heimatlos und krank gemacht; ich will nichts mehr von diesem großen Leben. Ich will nur noch ein einsames, ruhiges Plätzchen und ein warmes Menschenherz, an dem ich den Rest meiner Tage verleben und endlich selig sterben könnte."

„Wird schon sein," sagte der Michel.

Den andern Tag peitschte der Wind den Rauch über der Hütte nach allen Richtungen.

Die Schwaigerin sagte zum Kapitän: „Dürft schon noch da bleiben, aber wenn ihr bald fort wollt, so müßt ihr heut schon gehen, 's wird ein schlechtes Wetter anheben."

Dann wurde noch Manches gesprochen, und der Mann mit dem weißen Barte dankte für die Gastfreundschaft, hing seine Flasche um, nahm seinen Alpenstock in die Hand und verließ die Hütte.

Er ging dem Fußsteig entlang und die Schwaigerin blickte ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte, dann ging sie wieder an ihre Arbeiten.

Der Kapitän stieg über den Hang hinab, wie ihn der Pfad führte und dann ging er langsam neben dem schäumenden Wildbach hin. An beiden Seiten des Baches ist der Hochwald, in welchem der Wind rauschte, am Himmel zogen Wolken dahin, und endlich war an demselben kein blaues Fleckchen mehr zu sehen.

Als der Kapitän auf der Eisenbahn gegen die Stadt fuhr, schlug der Regen an die großen Glasscheiben des Waggons und auf den Alpen lagen dichte, graue Nebel.

So verging wieder ein Jahr.

Der Kapitän saß oft an stillen Abenden auf dem Schloßberg und sah nach dem glühenden Horn in den Alpen.

Er fühlte sich immer fremder im Hause seines Freundes. Dieser begann ihn zu vernachlässigen, die Beiden paßten nicht recht zusammen. Der alte Mann kam sich vor, wie ein Bettler. Wenn er nun in das mühselige Alter kommt, wer wird ihn pflegen, wer wird um ihn sein? — Es ist wohl traurig um den Mann, den das Schicksal verfolgt.

Als der nächste Frühling kam, sagte der Kapitän zu seinem Gastfreund: „Hauptmann, ich will diesen Sommer auf dem Lande zubringen, ich merk' es, daß mir die dicke Stadtluft von Jahr zu Jahr weniger wohl thut.“

Auf dieses Wort faßte der Offizier den Seemann am Arm und sagte: „Alter, ich ahn', du gehst geheime Wege!“

Darauf lachten sie beide und der Kapitän erzählte nun, daß er in der ganzen Welt keinen Platz kenne, wo es ihm so gut gefallen, als in der Alpenhütte unter der Hochreitspitze, wo er auf der Partie vor zwei Jahren zurückblieb. Er sei auch im letzten Sommer wieder dort gewesen und es habe ihm die Seele aufgefrischt; er habe dort allen Gram vergessen und sei wieder jung geworden. Hierauf erzählte der Kapitän auch die Geschichte von der kalten Braut.

Aber während der Mann die Geschichte erzählte, schritt der Offizier zweimal zum Fenster und wieder zurück, und als sie zu Ende war, ging er zu einem Schrank, kam mit einer Geldrolle zurück und sagte: „Kapitän, wenn du hinauf

kommst, so gib ihr das und sag', das schicke ihr der Jäger-bub!"

Da sah ihn der Mann mit dem weißen Bart eine Weile an und rief endlich aus: „Wirst doch nicht du ...!"

„Still, Adam, ich war damals ein Junge, der Abenteuer suchte, es ist schon lange her und es ist Alles anders geworden; ich bin lang' kein Jägerbursche mehr, ich hab' dem Vaterland gedient — und jetzt nichts mehr davon!"

„Aber sie wird mir das Geld vor die Füße werfen."

„Das wird sie nicht, sie ist ein armes Weib!"

„Sie nimmt kein Silber für ihr Lebensglück, — ich kenne sie. Du mußt selbst mit mir und ihr Abbitte leisten auf den Knieen!"

Da lachte der Mann auf. Aber der Kapitän wurde zornroth, warf die Rolle auf den Boden, daß sie auseinander sprang und rief: „Das ist elend, das ist schlecht, Herr!"

Dann verließ er schnell das Zimmer .....

An einem der nächsten Tage stieg der Mann mit dem weißen Barte wieder den Hang hinan gegen die Alpenweide.

Leicht war er nie hinauf gestiegen, aber diesmal ging es am schwersten. Nebst der eingeflochtenen Flasche hatte er heute auch noch eine angepfropfte Ledertasche umgehangen und an den Rücken ein großes Felleisen geschnallt, an welchem auch noch ein paar Stiefel und ein Filzhut gebunden waren.

Sonst trug er noch die grauen, halbstädtischen Kleider, die aber schon recht fadenscheinig waren.

Als er die letzte Anhöhe erstiegen hatte und auf dem

Platze war, wo man die Hütte sehen kann, da hüpfte den Fußsteig ein Knabe mit bloßen Füßen heran. Als dieser den Fremden sah, blieb er plötzlich stehen und bog dann rechts ein gegen das Zerbengesträuch.

Es war bereits Mittag und aus dem Dachfenster der Hütte stieg Rauch auf. Sie ist zu Hause, dachte der Mann und förderte seine Schritte.

Die Schwaigerin röstete gerade das Sterzmehl in der Pfanne, als er eintrat.

„Guten Tag, Kathrina!“ sagte er. „Jetzt bin ich da mit Sack und Pack!“

„Uh Jeßtl, ihr seid es!“ rief sie, und wischte ihre Hand in der Schürze ab, um sie ihm zu reichen.

Sie war sehr roth im Gesicht und das war vom Feuer, an dem sie stand.

„Mein, was habt's denn heut' Alles bei euch?“ frug sie, nachdem sie eine Bank frei gemacht hatte, daß er Platz nehmen konnte.

„Meine sieben Sachen,“ sagte der Kapitän, legte ab und wischte sich die Stirne. Dann trat er hin an den Herd und sprach: „Gott sei Lob und Dank, daß ich wieder da bin!“

„Ja, aber wo wollt ihr denn hin mit euerem Packwerk?“

„Ich? — nu, ich will — weißt du, über die Alpe will ich halt, da in's Salzburgische hinüber.“

„Mein, da geht's ja weitmächtig g'fehlt, ihr Närrisch!“

„Nun, wo ich halt hinkomm! — Wie geht's dir, Kathrina?“

Sie dankte für die Frage und arbeitete weiter.

„Kathrina, wenn du dann fertig bist, so setz' dich ein wenig zu mir; ich muß dir was sagen und dich dann auch um etwas fragen."

„Werde gleich fertig sein," entgegnete die Schwaigerin und arbeitete emsig weiter.

In der Hütte war es noch, wie es vor einem und vor zwei Jahren war.

„Jetzt haben wir den Michel halt auch verloren," sagte das Weib während des Schaffens am Herd.

„Oho, wie denn das, Kathrina!"

„Tröst' ihn Gott! Habt's ihn schon zum letztenmal gesehen; im vorigen Jahr, noch ehe der Winter kommen ist, haben sie ihn unter die Erde geschoben."

Sie arbeitete weiter und als sie am Herd und in der Milchkammer fertig war, setzte sie sich zum Mann und sagte: „Nu, und wie geht's euch; was wollt's mir denn sagen?"

„Erzähle mir das vom Michel früher, wie hat's ihn denn so schnell gepackt?"

„Mein, der Michel ist halt sein Lebtag ein armer Mensch gewesen; so ein ledig's Kind von einer Dienstmagd, und solche haben eh nichts Gutes in der Welt. Von einem Bauer zum andern haben sie ihn geschoben und überall haben sie ihn zum Fußschemmel gebraucht. Als aber für ihn die Militärjahre kommen sind, hat er doch nicht fort wollen in die Welt hinaus. Wie er vom Kreisamt die Zustellung kriegt hat, ist er nicht gangen, ist daheim blieben, hat sich versteckt in einer Köhlerhütte und hat gelebt von Wurzeln und

Kräutern. Aber da hat ihn so ein Herumstreicher verrathen, die Fanger sind kommen und haben den Michel fortgeführt. Da ist er Soldat gewesen und hat müssen spießruthenlaufen. — Ja, so ist es gewesen, aber schaut's, erschossen hätt' sich der Michel eher, als daß er Soldat blieben wär'; fort ist er heimlich einmal in der Nacht und ist glücklich wieder heimkommen. — Darauf hat er sich in den Wäldern und auf den Almen herumgetrieben Jahr und Tag, weil er sich im Dorf wegen den Fangern nicht hat dürfen blicken lassen. Endlich hat ihn der Eggrigler als Halter auf seine Alm genommen. So sind wir, ich und der Michel zusammen gewesen auf der Alm, und der Michel hat sich im Sommer immer Kraut und Erdäpfel anbaut, weil er über den Winter heroben blieben ist. Der Bauer hat ihm ein wenig Mehl herauf gestellt und ich hab' ihm Milch und einen Hafen Schmalz da gelassen, daß er leben hat können. — So ist es lang' fortgangen, aber in den letzten Jahren herum hat der Michel oft stundenlang nachgedacht wegen dem, daß er den Kaiser und das Vaterland so betrogen hat, daß er Jahr aus Jahr ein in keine Kirche kommt und daß er lebt wie ein wildes Thier. — Da ist er oft stehen blieben vor mir und hat gesagt: Kathl, ich bin ein schlechter Christ! Wenn ich denk', was andere Leut' thun und sind und was ich bin, so schäm' ich mich vor mir selber! Jetzt ist's zu spät, daß ich mich anzeig'; einen alten Hascher können sie nicht mehr brauchen, nur daß sie mich schlagen und eine Weil einsperren thäten, — und das hilft nichts, deshalb bin ich nicht besser und die Andern haben nicht mehr. — Aber thun möcht' ich noch was, Kathl, eh ich sterb', damit ich

auf meinem Todbett sagen könnt: Gar so schlecht bin ich doch nicht gewesen und ganz umsonst hab' ich nicht gelebt! — Schaut's, lieber Herr, so hat der Michel oft und oft geredt und ich hab' allemal gesagt: Sei nur getröstet, Halter, 's wird schon noch werden! Und richtig, geworden ist's. 's war im vorigen Jahr das erstemal, daß der Michel im Herbst mit mir und den Kühen in's Dorf zogen ist. Sind kaum drei Tage unten, kommt in der Nacht bei der Rainhäuslerin Feuer aus. Das ganze Dorf lauft zusammen, aber da steht schon Alles in Flammen und oben durch's Fenster schreit die alte Rainhäuslerin heraus und bittet um tausend Christi-willen, daß man ihr zu Hilfe komme. — Jesus! schreien die Leut', die Rainhäuslerin ist im Feuer! — aber Keiner will hinein und retten; 's wär' umsonst, das Häusl brennt über und über. Aber da schießt euch der Michel herbei, wie er ist, in Hemd und Hose, tritt er die Thür ein und läuft durch Rauch und Funken hinein in die Stub'; — schaut's, und bald trägt er die alte Rainhäuslerin auf dem Arm daher — aber, wie er durch die Thür heraus ist, stürzt ein glühender Firstbaum auf seinen Kopf, daß er gleich zusammenbricht und liegen bleibt. Freilich, das Mütterl ist davonkommen, aber mit dem Michel ist's aus gewesen. Das letzte Oel hat ihm der Pfarrer noch geben, dann ist er in die Ruh' gegangen. — Ei, gedacht hab' ich mir's wohl, daß ich so lang' plauder' bis mir die Suppe übergeht!"

Bei diesen letzten Worten lief Kathrina zum Herd und zog einen Hafen vom Feuer, in welchen sie sogleich einige Tropfen Wasser goß, um die aufsteigende Milchsuppe nieder zu dämpfen.

Nun hörte man wieder die Blechglocke und der Knabe, den der Kapitän auf der Weide gesehen hatte, kam mit den Kühen und die Schwaigerin ging hinaus und that diese in den Stall.

Dann war's Zeit zum Essen.

„Der da ist halt jetzt mein Halter," sagte Kathrina, dem alten Mann den Knaben vorstellend, „und der Sylvester ist ein recht braver Bub."

Der Kapitän aß sehr wenig und sprach auch nicht viel, nur das sagte er nach dem Tischgebet: „Wenn ich einmal ins Dorf hinab komm', so such' ich sein Grab auf."

Am Nachmittag ging er hinaus hinter den Stall, wo der Erdäpfelgarten war; aber heuer wuchsen Brennnessel in demselben und andere wilde Gewächse. Später sah er der Schwaigerin zu beim Futtermähen, sagte aber kein Wort dabei und sie sagte auch nichts.

Nur am Abend, als sie wieder beisammen um den Herd waren und das Feuer lustig schnalzte, rief Kathrina auf einmal: „Mein, hab' ich aber doch ganz vergessen, daß ihr mir zum Mittag was sagen habt's wollen; jetzt hab' ich schon Zeit, was wißt's denn!"

Da holte der Kapitän Athem aus tiefer Brust, als wollte er es, wie mit einem Eimer heraufschöpfen, was tief in seinem Herzen war. Endlich begann er:

„Kathrina, ich will nun da bleiben bei dir in der Hütte und nicht mehr fortgehen. — — Da hab' ich mein ganzes Besitzthum mit herauf genommen; wenn es recht ist, so pack' ich es aus und sonst trag' ich es wieder hinab und suche mir

halt unten bei den andern Menschen ein Dach; — aber am liebsten wär's mir schon da bei dir. Ich wollt' mit dir leben und auch noch ein wenig arbeiten; mag wohl ungeschickt sein, aber Kraft hab' ich noch und bin auch sonst jünger, als ich aussehe; — diese Haare da sind nur auf den Seefahrten so bleich geworden. — Da drin in der Tasche hab' ich Papiere, die einige hundert Gulden werth sind — das ist mir von meinem mühevollen Leben übrig geblieben. Es ist wenig, aber — es ist mir doch noch zu viel, ich möcht' es schier mit dir theilen, Kathrina! dieses kleine Haus könnten wir ausbessern lassen und auch im Winter hier wohnen und kleine Arbeiten verrichten. Im Sommer wollten wir dem Bauer die Rinder pflegen und Milch und Schmalz sammeln. So wollten wir fortleben und für die alten Tage blieb' uns noch immer was zum zehren. — Das sind so meine Gedanken, die sich schon noch zurechtlegen und ausbessern lassen. — Und nun bitte ich dich, Kathrina, daß du mir auch deine Meinung darüber offen sagst."

Kathrina schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Ich kann mirs doch nicht denken, wie euch das eingefallen ist — ich mein', ihr wollt mich nur foppen — Euere Blumen vom vorigen Jahr sind auch lange schon verdorrt. — Von der großen Stadt wollt ihr da in das Alpenland her? Nein, geht's weiter; lacht's mich eh schon aus, daß ich euch so lang' zuhör' — was macht's denn so Spässe mit mir?"

Da faßte der Mann mit dem weißen Barte ihre Rechte in seine beiden Hände, sah ihr in die Augen und sagte leise: „Kathrina, thu' mir nicht weh, ich bin kein versteinerter, ausgetrockneter Weltmensch, ich hab's nie halten mögen mit den

Schmetterlingen. Das Schicksal hat mich genug geschlagen und gedrückt, aber das Herz ist mir ganz geblieben. Kathrina, ich bin arm, aber ich bin ein ehrlicher Kerl!"

Er redete hierauf noch manches Wort, welches die alte Magd fast nicht verstehen und nicht glauben konnte.

Endlich sagte sie: „Nein, wenn das richtig wahr ist, daß ihr dableiben wollt's, so müßt's meinen Bauer, den Eggrigler fragen; wenn der's erlaubt — mir ist's vom Herzen recht, das kann ich sagen, und mir seid's nicht im Weg. Aber das sag' ich, annehm' ich nichts von euch; behalt's eure Sach' — ich kann arbeiten und wenn ich einmal alt werde, so schaut schon der Bauer auf mich, und ich hab's, Gott Lob und Dank, nicht noth, daß mir die fremden Leut' was schenken müssen."

„Warum verstehst du mich nicht, Kathrina? — Ich hab' dir Alles gesagt, bis auf ein einziges Wort, und das einzige Wort ist so schwer zu sagen — hab' gemeint, ich brauch es nicht auszusprechen. — Ich möchte, Kathrina, daß du mein Weib wirst."

— Kathrina ging hinaus in den Stall, dort lehnte sie sich an den Futterbarren und weinte so heftig, wie noch nie seit fünfunddreißig Jahren.

. . . .

Als der Spätherbst gekommen war, und die Herden schon wieder in den großen Marställen des Bauernhofes standen, da bewohnte Kathrina an der Mittagsseite des Dorfes ein kleines, festes Haus; sie konnte sich nun wieder sehen lassen im Dorfe und mit Allen verkehren. Sie war keine kalte Braut mehr. Mit ihr ging immer ein Mann mit einem

weißen Barte, der den Leuten sehr gefiel, weil er gar freundlich und gut war. Und erst gar als sie im Dorfe erfuhren, daß dieser Mann zu Land und Wasser um die halbe Erde gereist sei, unter den Seeräubern gewesen war, und einmal Schiffbruch gelitten hatte, da wollten Alle mit ihm bekannt werden; und wenn er am Sonntag Nachmittags mit seinem Weiblein ein wenig in's Wirthshaus ging, da kam immer auch der Pfarrer, der Schulmeister, der Amtmann, der Eggrigler, und wer sich sonst noch ein heiteres Stündlein gönnen konnte.

Als der Allerseelentag kam, ging der alte Weißbart auf den Kirchhof und stand lange vor Michels Grabhügel. „Hab' ihn gut gekannt," sagte er den Leuten, die sich wunderten, warum der Mann gerade hier so lange stehe.

Im Winter, wenn es draußen stürmte und um das Häuschen ein wahrer Schneewall aufgeschichtet lag, saß Adam gerne an der Ofenbank bei Kathrina, wenn sie spann oder nähte. Da rauchte er immer seine Pfeife, und wenn diese ausgegangen war, nahm er gar sein Weibchen um den Hals und sagte: „Endlich — endlich bin ich doch am Gestade. Draußen in den weiten Wässern hab' ich es gesucht und hier im stillen Hochthale hab' ich es gefunden. Nicht für die Welt, sondern für das Haus bin ich geboren!"

Als aber der Winter und der Frühling vorüber war, da zog der Weißbart mit seiner Hausfrau wieder hinauf auf die Alm. Sie ließen sich's nicht nehmen und pflegten die Rinder des Eggrigler wie vor und eh, und wenn Touristen einsprachen in der Alpenhütte, so fanden sie gastliche Auf-

nahme und nebst Milch und Butter wohl gar noch ein Glas „ostindischen Thee" aus Alpenkräutern.

Einmal aber, als ein rothbärtiger Mann in Jagdkleidung vorüber ging, eilte Adam zur Thür und schob den Holzriegel vor.

„Was thust du denn?" frug Kathrina in verweisendem Tone.

„Das ist Einer, der gibt Geldrollen für Menschenglück!" versetzte der Mann mit dem weißen Barte.

Genovefa.

Am südlichen Abhange des Grübnergehölzes brennt der Wald. Er brennt schon Tage lang und im engen Gebirgskessel liegt so dichter Rauch, daß man von einem Berg kaum auf den andern sehen kann. Stechender Brandgeruch erfüllt das Thal; die Sonne ist eine rothe Scheibe und man vermag sie den ganzen Tag anzusehen. Schon von weitem hört man das Schnalzen und Knistern der brennenden Bäume und das dumpfe Dröhnen der fallenden Stämme; das sprüht dann zeitweise durch die dunkelbläulichen Rauchwolken hochauf, bis die Flammen und Funken in neuem, frischem Geäste wieder Nahrung finden. Dazwischen hört man das Schreien und Fluchen der Männer, welche da sind, um dem Brande Einhalt zu thun. Die Leute aus der ganzen Gegend sind beisammen, denn es droht ein fürchterliches Unglück.

Der Wald ist groß, er gehört theilweise einzelnen Bauern, die aus Holzkohlen ihren einzigen Erwerb ziehen; theilweise ist er Gemeingut des Dorfes, das davon alle Gemeindekosten bestreitet. Weit zieht sich das herrliche, dunkelbraune Gehölz hin über Hänge und Höhen bis gegen das stattliche Dorf hinein, welches auf der Breitebene liegt, und seine silberweißen Schindeldächer und sein zinnblechernes Kirchthurmdach weit in die Gegend hinausschimmern läßt. Anfangs hatten die Einwohner vor dem Feuer das Gestrüpp

und Gesträuch weggeräumt, aber die Flammen griffen höher, sie griffen zu den dichtbemoosten Stämmen und deren Kronen empor, welche die glühende Sonne schon seit Monaten getrocknet und gedörrt hatte. Da machten sich die Leute wohl an das Fällen und Abstocken, aber das Feuer folgte ihnen auf dem Fuße und Rauch und Hitze zwangen sie zum Einhalten.

„Wenn bis übermorgen kein Regen kommt, so ist der ganze Wald und auch das Dorf verloren!" jammerten Viele und man war rathlos.

Der Greßbacher war der Einzige, der nicht den Kopf verlor. „Den Grübnerwald müssen wir aufgeben," rief er, „aber das Dorfholz ist noch zu retten. Dort vom Ankogel hinab müssen wir abgrenzen. In zwei Tagen haben wir einen mehrere Klafter breiten Strich entstockt, und vor dieser Zeit kommt das Feuer wohl nicht dort hinüber!"

Und so ließen sie im Grübnerwalde den Gluthen und Flammen freien Lauf und arbeiteten nun am Ankogel. Der Grübner, der unten im Thale jenseits des Baches sein Haus hatte, war ein rasender Mann. Er steht am Zaun und muß zusehen, wie dort oben sein ganzer Wohlstand zu Grunde geht. Und wie der Mann so dasteht, derb, rauh und knorrig von oben bis unten gleich einer der wilden riesigen Hochwaldfichten, die dort drüben brennen, da kann man es in seinen Augen und Zügen sehen, daß auch der Grübner ein brennender Baum, der aber inwendig glüht und lodert, wie wenn der Blitz in ihn gefahren ist.

Vor vier Tagen war es gewesen, am Samstag spät Abends. Der Bauer schlief schon und Alles war ruhig im Hofe. Da schlägt es plötzlich an's Fenster, daß die Scheiben

klirren, und ein Knecht, der alte Gregor, ruft herein: „Bauer, Bauer, der Wald brennt!“

Der Grübner fährt auf — das ist ja wie am helllichten Morgen, und wie er seine schlaftrunkenen Augen durch das Fenster gegen den Wald wendet, da muß er sie niederschlagen, so grell loht es auf drüben im Gehölze. Sie gingen zu retten, aber da zog ein heißer Luftstrom durch die Bäume, und als am Morgen die Sonne kam, war sie nur eine glanzlose hellrothe Scheibe. Seitdem brennt es und seitdem hat der Grübner keinen Bissen zu sich genommen. Gearbeitet hat er mit den Anderen Tag und Nacht und dem Feuer geboten: „Du mußt auslöschen!“ Aber das Feuer erlosch nicht. Das waren nicht dieselben Flammen, die daheim auf dem Herde knisterten und ihm Wärme und nahrhaftes Brot bereiteten, das waren böse, unheilvolle Feuerfluthen, aus der Hölle hervorgebrochen, um ihn, den Grübner, zum Bettler zu machen. Und als gar die Leute ihre Arme sinken ließen und nur an den Gemeindewald dachten, da fluchte er über die Menschen und raufte sich die grauen struppigen Haare, als wollte er damit das Moos von den Bäumen zausen — und er schlug sich die Faust in's Gesicht, daß das Blut niederfloß aus Nase und Mund. „Wenn nur Gott retten kann,“ schrie er auf, „warum thut er es nicht, warum läßt er mich, den fleißigen arbeitsamen Grübner, jetzt zum Bettler werden?! — Bub'!“ rief er seinem zwölfjährigen Sohne in's Ohr, „so ist dieser Gott und so sind diese Leute, jetzt siehst du 's, so sind sie!“

Der Pfarrer war gekommen und wies ihn ob solchen Frevels derb zurecht.

„Wo ist der Gregor?“ rief der Bauer.

Der Gregor war noch beim Feuer, und als sonst kein Mensch mehr dabei arbeitete, hackte er noch die Aeste von den Stämmen und schleppte sie abseits. Rastlos eilte er durch Gestrüpp und Rauch. Seinen Lodenspenser hatten die Funken bereits durchlöchert und seine langen weißen Haare waren gekraust und roth geworden. Vorgestern war er in seiner Noth beim Caplan zur Beichte und seitdem geht er nicht mehr weg von der Brandstätte, bis das Feuer gelöscht ist.

„Und wenn mein Wald hin sein muß, so soll auch das Gemeindeholz brennen und das Dorf und die ganze Welt!“ schrie der Grübner. Er lachte, als gegen Abend ein starker Luftzug kam und als gar einzelne Windstöße das Feuer doppelt auffachten und die flammenden Reiser hoch über die Wipfel dahintrugen gegen den Gemeindewald und das Dorf. Die Sonne sah man nicht mehr und im Thale war es ganz dunkel geworden. Nur die grellen Flammen leuchteten noch, aber das war heute kein ruhiger Schein, wie in den früheren Nächten, es war ein Flackern und Wogen und über die Felder und Auen flogen die finsteren Schatten des gepeitschten Rauches dahin. Wild toste der Sturm, die Gebäude ächzten und das Prasseln der Flammen war schrecklich zu hören. Jetzt ließen die Arbeiter ihre Aexte fallen und eilten dem Dorfe zu, um dort zu retten, was noch zu retten war. In wenigen Stunden schon konnte sich das Flammenmeer über den ganzen Wald ergossen haben und an die Dächer des Dorfes schlagen.

Da loderte aus dem schwarzen Abendhimmel ein Blitzstrahl nieder und diesem folgte ein erschütternder Donnerschlag

und ein heftiger Regenstrom. Das rauschte nieder wie ein Wolkenbruch, und bald schossen Gießbäche den Thalweg entlang und brausten um Haus und Stall und hinab über den Hang. Um Mitternacht war Alles ruhig und heiter, und der Vollmond schien in das Thal, und aus den Schluchten stiegen schneeweiße Nebel auf. Aller Rauch und Brandgeruch war fort und der Waldbrand war gelöscht. Am Morgen lag en im Grübnerwald zwischen den schwarzen Strünken nur dampfende Brände, und über den ganzen weiten Hang hin lohte keine einzige Flamme mehr. Freilich waren über zwanzig Joch des herrlichsten Stammholzes verloren, aber noch mehr war dem Grübner wider Erwarten davon erhalten geblieben. Und weil das nun einmal so war, so ergab sich der Bauer drein, ließ sich wieder seine Morgensuppe schmecken und machte dabei Pläne, was mit dem ausgebrannten Waldgrund nun weiter zu thun sei.

Genovefa, die Stallmagd, schaffte in der Futterkammer, fütterte die Kalben, molk die Kühe und trieb sie endlich aus und aufwärts gegen das Hochfeld zur Weide. Die Magd war unstät und blickte rechts und links, und als sie zur Höhe kam, stieg sie auf die Kreuzwand, blickte ringsumher und horchte. „Gregor!" rief sie dann. Aber das gab heute keinen lustigen Wiederhall vom Walde herüber wie sonst, wenn sie ein Lied sang und die Kühe bei ihren Namen rief; jetzt steht ja kein einziger lebendiger Baum mehr drüben — Alles verbrannt, verdorben. „Gregor!" schrie sie wieder. Nein, es wird ihm doch nichts geschehen sein; jetzt ist er schon seit zwei Tagen nicht mehr im Hause gewesen, ein ordentliches Dienstbot' muß ja immer da sein, ich werd' ihm das schon sagen — aber er weiß ja sonst selbst, was ein ordentliches Dienst-

bot' zu thun hat. So dachte die Magd bei sich und ging dann wieder in den Hof hinab.

Der Bauer war in der Wagenhütte und stellte die Schlarpfen — ein Fahrzeug, halb Wagen, halb Schlitten, zum Transport des Holzes in den Hängen — zusammen. Er wollte nun die Brände und Strünke seines verbrannten Waldes zu der Kohlstatt hinausführen und sehen, ob daraus noch Kohlen zu gewinnen seien, die an das große Stahlwerk draußen in der Ebene gut zu verwerthen sind. Den Brandgrund wollte er dann reinigen, entstocken, umpflügen und zu einem Acker machen, denn Bäume wachsen auf solch einem ausgebrannten Boden sobald nicht wieder. Der Bauer dachte daran und steckte eben ein Rad an die Schlarpfe, als Genovefa vor ihm stand und frug:

„Aber, Bauer, wo ist denn der Gregor alleweil?"

„Der Gregor? Nu, wenn er nicht auf dem Eschenbaum ist und für die Schafe Aeste herabhackt, dann weiß ich's nicht."

„Ja, er ist aber schon zwei Tage nicht mehr da gewesen, es wird ihm doch nicht wo was geschehen sein, Bauer?"

„Ei nu, und *wenn* ihm was geschehen wär', was geht denn das dich an? Ich bin Bauer und *ich* hätt' den Schaden, wenn er sich ein Bein gebrochen, oder den Hals; *ich* hab' ihm den Lohn zu geben für's ganze Jahr und nicht du! — — Wird halt bei den Löschern gewesen sein und heut' Nacht drüben im Dorf geholfen haben — was weiß ich!"

Der Mann schlug den Nagel an die Radachse, daß es klirrte, und er sprach kein Wort mehr.

Genovefa ging traurig in den Stall an ihre Arbeit. Sie war durchaus nicht mehr jung, doch bei ihrem Geschäft noch ganz rüstig; heute aber — heute ging's nicht. Sie lehnte die Streugabel an die Wand und ging fort. Sie war an den Werktagen noch nie so fortgegangen von ihrer Arbeit, aber heute mußte sie, und sie wußte doch nicht, wer es ihr gebot. Sie eilte gegen den Bach und jenseits des Thales aufwärts gegen das Gebrände. Da glühte es noch unter den Bränden und Aschen, und die Magd mußte einen weiten Umweg machen, um gegen den Dorfwald zu kommen. Sie wollte in das Dorf hinüber und den Gregor suchen. Aber als sie an die Grenzen des Brandgrundes kam, wo der grüne, frische Wald beginnt, da lag der Gregor auf dem versengten Boden. Er schlummerte und hielt eine Hand tief in das Moos gebohrt. Das Kleid seines linken Fußes war ihm förmlich vom Beine gebrannt, und die Haut war dunkelblau angelaufen und blutete an einzelnen Stellen.

„Jesus — aber Gregor!" schrie Genovefa.

Der Greis schlug die Augen auf und sagte ruhig: „Das ist die Vefa, gelt?"

„Ja, was machst du denn da? du hast ja eine fürchterliche Brandwunde; heiliger Gott, ich geh' schnell um Leute."

„Das hilft nichts, Vefa, bleib' nur da und lege kaltes Moos auf das Bein; schau, ich hab's nicht können in die Erde bringen, die Erde kühlt so was recht ab. — Sag' mir, wenn du da vom Weg herauf gegangen bist, brennt es noch wo?"

Die Magd antwortete nicht, sie weinte, legte Moos

und Erde auf die Brandwunden und schlug ihr Kopftuch um dieselben.

„Das ist ein großer Schaden für den Grübner, gelt?“ sagte der Mann.

„Nein, wie ist dir denn das geschehen, Gregor?“

„Das da? Ich war ungeschickt, Vefa, und so ist beim Arbeiten ein brennender Ast auf mich gefallen. Zuerst hab' ich gemeint, ich muß schreien vor Schmerz, und es ist mir heiß und kalt durch den Leib gegangen. Hab' auch schon glaubt, ich muß verbrennen hier, weil ich nicht weiter gehen hab' können; aber da ist der Regen gekommen und hat das Feuer gedämpft, und meinen Schmerz hat er auch abgekühlt. Vefa, dieser Regen war wohl gut, sonst wär' der ganze Wald und das Dorf und Alles hin gewesen.“

„Gib mir doch die Hand, Gregor, ich richte dich auf und führe dich heim.“

„Nein, laß die Hand da drin, das ist so kühl — hab' mir sie ein bischen stark verbrannt.“

„Aber so mußt du sterben hier, Gregor!“

„Meinst du? — Ach nein, wegen so was stirbt man nicht. Schau, sonst bin ich noch stark. Es freut mich auch, daß du gekommen bist, Vefa. Du bist mir der liebste Mensch auf dieser Welt. Aber jetzt — heute ist es mir erst recht, daß wir nicht geheiratet haben; wenn es geschehen wäre, so wärst du jetzt eine Bettlerin. — Ei, laß mich, es ist mir so heiß in der Brust — Vefa, wenn ich doch sterben müßte! — Bauer, wenn ich jetzt stürbe, das wäre bös für uns beide. Schau, ich will dir jetzt dienen, zehn, zwanzig Jahre, so lang' ich lebe, und du sollst mir keinen Kreuzer lohnen,

bin schon so auch fleißig. Tag und Nacht werd' ich arbeiten und Sonntags geh' ich betteln vor die Kirchthür, daß du mir auch keine Nahrung zu geben brauchst. Meine Hand darauf, Bauer!"

„Hilf uns die liebe Frau! Gregor, der Bauer ist ja gar nicht da!"

„Nicht? Aber brennen wird's schon wieder. O lieber Gott, es ist mir nur so heiß. Das macht das dumme Liegen da, hilf mir auf, Vefa, ich weiß nicht, daß ich heute gar so schwach bin."

Genovefa richtete den Kranken ein wenig auf und betete in Gedanken zu der Jungfrau Maria in Zell, auf daß doch Jemand komme und ihr helfe in dieser Noth.

„Hab' ich dir das Andere schon erzählt, Vefa? Nicht? So muß ich es aber doch gleich thun. Aber du mußt mir versprechen, daß du es Niemand sagst, so lang' ich lebe. Wenn ich heut' oder morgen schon sterben muß, und es kann wohl sein, weil mir der Brand zum Herzen kommt, so kannst du es heut' oder morgen schon sagen; und wenn ich noch fortlebe, so mußt du all die Tage das Geheimniß in dir tragen, sonst sperren sie mich ein, und dann kann ich gar nichts mehr gut machen. — Leg' mir jetzt Moos auf die Stirn und auf die Wunden da, daß ich ruhig denken und sprechen kann. So. Und jetzt mußt du auch nicht erschrecken, Genovefa; und zuerst mußt du mir auch noch versprechen, daß du mir's glaubst, daß ich nicht schlecht bin; wirst mir's aber nicht glauben wollen, Vefa, daß ich den Wald angezündet hab'!"

„Jesus Maria! — Gregor!" schrie die Magd auf, deckte ihr Gesicht mit der Schürze zu und zitterte.

„Ei ja, das hab' ich mir gedacht, ihr Weiber seid Alle so, daß ihr Alles gleich in die Welt hinausschreit. Hätt' ich's wohl auch thun mögen, als es brannte, aber was hätt's genützt? Sollst dir doch denken, daß es nicht blos Bosheit gibt, sondern auch Unglück, und so eins ist uns jetzt halt auch begegnet. — Am Samstag zum Feierabend bin ich in das Dorf hinüber zum Segen gegangen, um zu beten, daß es regne — das weißt du. Ist rechtschaffen weit hinüber für Unsereinen, und auf dem Rückweg da bin ich auf einmal so müde geworden mitten im Wald — nu, du weißt, Vefa, wenn man alt wird — das Korntragen war auch so schwer den ganzen Tag. Da hab' ich mich halt ein wenig hingesetzt auf einen Stein und hab' mir gedacht: Ein Stücklein Brot wäre jetzt wohl gut. Aber weil du kein Brot hast, Gregor, so zünd' dir ein Pfeifchen an, das stärkt auch. Hab' mir darauf das Zündholzkästlein aus der Tasch' genommen, aber die Hölzlein werden bei dem vielen Schweiß einmal zu feucht, sie zünden wohl, löschen aber wieder aus, und keines hat mir brennen wollen. Nehme mir da ein wenig Moos und dürres Reiser, wie es um mich genug herum lag, und damit ging's. Ja, ich glaub', es ging, und so, beiläufig, mußte es gewesen sein, ich weiß das nicht mehr recht; bin dann noch sitzen geblieben und hab' ein wenig geschlafen. Als ich wach geworden, hat Alles gebrannt, das Moos, die Reiser, Alles, und an den nahen Baumstämmen ist das Feuer hinauf gestiegen und ist oben auf den Aesten herum geflogen wie ein Vogel mit goldenen Flügeln. Jesus Maria! denk' ich, jetzt brennt der Wald! Auf die Reiser bin ich getreten, hab' meinen Hut und Rock auf die Flamm' geworfen, auf die Bäume hab' ich wollen

und das Feuer tödten, ersticken mit den Händen, mit meiner Brust, bin zurück gefallen auf den Boden und wäre zuletzt selbst bald mit verbrannt. Das kann ein großes Unglück werden, denk' ich noch, und lauf' heim, was ich laufen kann, und weck' die Leut' . . . weißt es ja so, Vefa. — Wenn doch nur wieder ein Regen käm', da — da drinnen brennt's so wild fort und das kann kein Mensch dämpfen."

„Aber jetzt geh' ich, Gregor, und werde den Bauer bitten, daß er sogleich um den Arzt fährt."

„Nein, aber wenn du mir den Caplan holst, so ist's mir schon recht. Ich schlaf' da derweil, mußt aber bald kommen, Vefa!"

Da lief die Magd fort und lief, was sie konnte, gegen das Haus und dachte unterwegs: Heiliger Gott, jetzt hat der den Wald angezündet!

Als sie zum Grübner kam, rief sie ihm beinahe athemlos zu: „Bauer, ich bitt' euch um Gotteswillen, fahrt geschwind zum Bader und zum Pfarrer, der Gregor liegt drüben im Wald, er hat sich völlig verbrannt!"

Der Mann horchte auf. „Verbrannt hat er sich? Was geht denn der Narr zum Feuer! Nu, wegen mir magst in's Dorf gehen, hab' nichts dagegen wegen ein, zwei Stunden, aber fahren kann ich nicht, das Roß ist auf der Weid'."

Hierauf nahm der Bauer Stein und Schwamm heraus und schlug sich Feuer. Die Pfeife zwischen den Vorderzähnen frug er dann die rathlose Magd: „Wo liegt er denn?"

Diese schluchzte in die Schürze und entgegnete: „Dort, wo das Feuer ausgeloschen ist." Dann trocknete sie sich die Augen und eilte fort gegen das Dorf.

Im Dorfe war noch große Verwirrung. Da standen im Freien Kästen, Schränke und anderes Geräthe, und die Leute gingen zwischen den Dingen hin und her und sprachen laut und schnell mit einander und lachten. Sie schafften nun die Sachen wieder in die Häuser; die Feuersgefahr war ja vorüber.

Als der Arzt und der Caplan im Chorrocke durch den Wald hinabstiegen und Genovefa mit dem Licht in der Laterne vorausging, kam ihnen Gertraud, die Dienstgefährtin der Genovefa, entgegen. Sie hatte den Verunglückten gesucht, aber nicht gefunden und schloß sich nun den drei Menschen an. Als sie schon eine Weile durch den hohen, finsteren Wald hinab gegangen waren und nun gegen die Lichtung kamen, wo das Gebrände anfing, blieb Genovefa stehen und war im Begriffe, ihrer Gefährtin die Laterne zu geben, aber sie schloß den Henkel fester in die Hand und ging noch einige Schritte weiter.

Plötzlich standen sie vor dem alten Knecht. Aber er war todt. Er lag auf dem Angesichte und um ihn herum war das Moos anfgewühlt.

Der Arzt untersuchte die Leiche und sagte dann halblaut zum Priester: „Der Mann hat viel gelitten!" Dann gingen die zwei Männer wieder durch den Wald hinauf gegen das Dorf.

Genovefa und Gertraud hatten lange vor dem Todten gekniet und gebetet. Die Mittagssonne blitzte durch die hohen Baumkronen nieder und von Zeit zu Zeit hörte man einen Vogel zwitschern. Endlich flochten die Mägde zwei Aeste ineinander, legten den Gregor hinauf und trugen ihn gegen den Grübnerhof.

Der Bauer stand an der Thür, hatte die Arme über die Brust geschlagen und rauchte seine Pfeife. Als sie mit dem Todten herankamen, trat er einen Schritt bei Seite, nahm die Pfeife ein wenig aus dem Munde und winkte gegen die Wand, wo die Bodenstiege war.

Man stellte sofort unter der Stiege ein paar lange Stühle zusammen und legte die Leiche darauf. Dann kam die Bäuerin, bedeckte den Todten mit einem Leintuch und zündete daneben ein Oellichtlein an. Dann gingen sie zum Essen und nach dem Essen Jeder an seine Arbeit wie jeden Tag.

Den andern Morgen zogen sie Alle in das Gebrände hinüber und schafften die halbverbrannten Baumstrünke gegen die Kohlstatt hinaus. Die zwei Knechte hieben die noch stehenden Stämme um und schlugen die schwarzen Aeste von denselben. Die Mägde trugen und zogen die halbverkohlten Stücke an bestimmte Plätze, wo dieselben durch die Schlarpfe weiter geschafft wurden. Da Gregor nicht mehr war, so führte der Bauer das Pferd. Dabei hatte er allerlei Gedanken. Der schöne reiche Wald ist nun todt und verbrannt zu Kohlen, aber nicht zu solchen, die man draußen verkaufen kann um schweres Geld. — Der Mann biß sich derb in die Lippen, das Pferd hätte er aus Zorn schlagen mögen mit dem Peitschenstock — aber dann wäre es ihm mitsammt der Schlarpfe hinabgerannt über den Hang und hätte sich gar alle Beine gebrochen.

Gustl, der einzige Sohn des Grübner, kam mit dem Mittagsmahle. „Komm her, Bub!“ schnaubte ihm der Bauer entgegen, und als der Junge bei ihm war, stieß er ihn, daß

die Suppe aus dem Topfe floß, und dann schlug er ihn erst, weil er das Essen halb verschütte.

Im Gebrände selbst gab es sonderbare Erscheinungen. Da lagen gebratene Vögel herum und auch ein verkohltes Reh hatten sie gefunden. Das Merkwürdigste war ein Eichhörnchen — oder war's ein Wiesel, man kannte es nicht mehr recht — es hing an einem Baume und hatte sich fest um einen dicken, halbverkohlten Ast geklammert, war aber ganz schwarz und durchgebrannt bis auf die bleichen Beinchen. Unter all dem waren jedoch gar viele lebendige Würmer und Mücken; die sind klein und zart und leben fort hinaus über das Verderben und Unheil.

Aber wie es denn geschehen sein mochte und wie es begonnen hatte? Das frug der Grübner zehnmal. Es hat doch kein Blitz eingeschlagen in der sternhellen Nacht! Am Ende haben Vagabunden im Walde gelagert und ein großes Feuer angemacht, wie dergleichen Gesindel gern thut, oder — es ist gar von einem Nachbar geschehen aus Bosheit und Schlechtigkeit. Ja, schlecht sind sie genug, diese Menschen, und darum haben sie meinen Wald auch brennen lassen und nur das Gemeindeholz retten wollen. Der Greßbacher kann's auch gethan haben, der ist so Einer, der! — So war das Denken des erbitterten Mannes.

Gegen Abend, als er am Wege noch einige Brände auflud, fand er im halbversengten Moose eine Tabakspfeife und ein Zündholzkästlein aus Bein. „Aha!" rief er aus, „das ist dem Gregor sein Zeug und da liegen die Hölzlein noch herum — hat der mir den Wald —?"

Da trat Genovefa zum Bauer und sagte, daß sie Alles

wisse, und erzählte auch Alles, was sie wußte, setzte aber hundertmal hinzu: „Seid nicht bös auf ihn, Bauer, zu Fleiß hat er's nicht than und er hat deswegen sterben müssen!"

Der Grübner schwieg anfangs dazu, aber später sagte er: „Ist mir immer so vorgekommen, daß dieser Mensch mein Unglück sein wird. Warum hab' ich ihn auch nicht fortgeschickt, hat so kaum das Brot verdient, das er mir gegessen!"

Als Genovefa mit Gertraud allein war, schluchzte sie: „Hast du gehört, was der Bauer gesagt hat? Nein, Gertraud, wenn er mir all meine Finger abhacken thät, so thät's mir nicht so weh, als wenn er über den Gregor so redet."

„Und noch dazu jetzt, wo er auf der Bahr liegt!" entgegnete Gertraud; „ich mein' aber immer, unser Bauer hat gar kein Gewissen; hast du's schon gesehen, was er macht, wenn er betet? Nein, man soll so was gar nicht sagen, aber — da hat er in einer Hand den Rosenkranz und die andere hat er im Sack und klimpert mit dem Silbergeld. Gelt, das thut kein Christ?"

Am Abend, als Genovefa in's Haus kam, besprengte sie die Leiche mit Weihwasser und füllte frisches Oel in die Lampe. Dann hatte sie einen schweren Stein auf dem Herzen; morgen soll schon der Begräbnißtag sein, und der Bauer hatte noch gar keine Anstalten dazu getroffen.

Indeß beim Abendessen sagte der Grübner zu den zwei Knechten: „Morgen um das Sonnaufgehen müssen wir wieder im Brand sein, und früher tragt mir den da draußen in's Dorf hinüber, daß er doch einmal aus dem Hause kommt!"

Genovefa legte den Löffel weg und aß nichts mehr. Alle waren still, und die Knechte zitterten um den Mundwinkel und waren roth im Gesicht. Der Bauer aß und zuckte mit seinen buschigen Augenbrauen und sah nicht nach rechts und nicht nach links. Da hielt Genovefa plötzlich die Hände ineinander und rief laut: „Bauer, gelt, ich darf euch bitten — ihr laßt den Gregor ordentlich begraben!"

„Was geht dich der Gregor an, du graue Vettel!" brach der Bauer los; „ich mein', mit den dummen Liebsg'schichten habt ihr's lang g'nug trieben; ist euch nicht gut angestanden, ihr alten Stöck'; ich hab' nur nichts sagen wollen, weil es gar nicht der Mühe werth ist wegen solcher Kinderei; aber jetzt, weil Eins auf dem Brett liegt, mein' ich, soll 's Andere an dem sündhaften Hallodriren g'nug haben! Nicht? — Nu, und hast noch nicht g'nug, du alte Krautschreck', so leg dich halt hin zu ihm — laß euch gern forttragen, all'zwei, gern!"

Die Knechte machten Bewegungen, aber Genovefa sagte dem Bauer die Worte: „Schmäht mich, wie ihr wollt, Bauer, aber ihm werft keine Steine nach in die Ewigkeit und begraben laßt ihn christlich. Es ist ja noch ein Kasten von ihm da, es sind Kleider von ihm da; das reicht aus für den großen Conduct; drei Glocken können auch noch geläutet werden. Oft und oft hat der Gregor gesagt: Mag mir sonst nichts mehr ersparen, weil ich schon schwach bin und allsonntäglich mein Gläslein Wein haben muß, ohne Tabak thut es sich halt auch nicht -- aber für ein ehrlich Begräbniß wird schon noch was übrig bleiben. — Ich bitt' euch, Bauer, der Gregor hat euch fünfundzwanzig Jahr' treu und fleißig

gedient, hat's immer gut mit euch und den Eurigen gehalten — laßt ihn christlich begraben!"

„Ja, ja, Kasten und Kleider! wir wissen's schon, wie das aussieht. Und glaubt ihr, das Zeug ist für das Eingraben da? — Kasten und Kleider! ich mein', so viel wär' mein Wald doch werth gewesen, nicht? Keinen Kreuzer geb' ich, und wenn ein Jud' käm' und gäb' mir drei Groschen für den starren Gregor da draußen — ist recht, ich verkauf' ihn. Wer zahlt mir den Wald? Wer? — Treu und fleißig gedient, ja — als ob ich ihn dafür nicht auch bezahlt und überzahlt hätt'!"

„Bauer, ich dien' euch ein ganzes Jahr umsonst; keinen Groschen verlang' ich, aber den Gregor laßt christlich begraben!" bat die Magd wieder.

Der Grübner wischte den Löffel und spielte damit. „Ein Jahr, meinst du? — Nu, können ja noch reden davon, sollst auch nicht sagen, der Grübner ist ein Stein!"

Nach dem Abendmahle sprach er im Vorhause noch lange mit der Magd, und Genovefa stand darauf die halbe Nacht bei der Leiche und weinte bitterlich.

Am übernächsten Morgen wurde Gregor im großen Conduct unter dem Geläute dreier Glocken christlich begraben. Viele Leute sind mit der Leiche gegangen, und Genovefa hat über all das vor Schmerz und Freude geweint. Zuletzt hat sie noch dem alten Einleger Gottfried eine Weihkerze und zwei Groschen gegeben, daß er für Gregor's Seele bete.

Als der Großknecht an einem der folgenden Tage einmal mit Genovefa allein auf dem Felde war, da das Korn schon reif geworden, sagte er zu ihr: „Das war wohl ein-

fältig von dir, Vefa, daß du dem Bauer ein ganzes Dienstjahr geschenkt hast; er hätte den Gregor auch so ordentlich begraben müssen; oder glaubst du, wir hätten unsern Gespann in einen Sack genäht und auf den Friedhof getragen wie einen Bündel Hafer in die Mühle? O, da hättest du eher ganz was Anderes gesehen! Ich hab' damals beim Tisch den Georg schon mit dem Fuß gestoßen — und wie der Bauer nur noch ein Wort sagt von einem solchen Eingraben wie einen Hund, nur ein solches Wort, und wir brechen ein paar Stuhlfüße ab und lehren den Bauer Gott erkennen! Wir hätten es than, und wenn er's noch eine Weil' so fort treibt mit dir, so geschieht was. Glaubst, ich trau' mich nicht, daß ich jetzt hingeh' zu ihm und sag': Grübner, du bist ein Schuft! Glaubst, ich trau' mich nicht?"

„Laß es nur gut sein jetzt, Großknecht, und reden wir kein Wort mehr davon. Ich dien' gern ein Jahr umsonst, wenn der Bauer nur dem Gregor nicht nachflucht — der Todte könnt' ja kein' Ruh' haben im Grab." . . .

Und sie redeten nicht mehr davon.

Gegen den Herbst kam eine schwere Arbeit. Im Gebrände mußte das Gestöcke entfernt und der Boden umgegraben werden. Mit dem Pflug kann man in solchem Waldgrund nichts anfangen, und so nimmt denn Jedes seinen Spaten oder die Haue und gräbt vom frühen Morgen bis zum späten Abend. In den Frühestunden da geht's freilich noch gut, da geben die Bäume, die auf der Anhöhe stehen, ihren Schatten, aber bald guckt die Sonne über dieselben herüber, als ob sie sehen wollte, ob die Arbeiter wohl auch fleißig. Und dann werfen die Leute ihre Röcke weg und gra-

ben wieder. Die Sonne bleibt nun da und blickt immer auf die Arbeiter und wendet ihr Gesicht gar nicht weg. Und die Leute wischen sich den Schweiß und graben.

Für Einen, der mit der Haue sein trocken Brot herausgraben muß aus steinigem Grund, schleicht die Sonne gar langsam über den Himmel hin; aber auch für ihn kommt der Abend. Die Schatten des westlichen Bergwaldes werden länger und länger; die Leute richten sich auf, athmen in einigen langen Zügen die frischere Luft ein, fassen den Spatenstiel fester an und graben. Und erst wenn es dunkel geworden ist und die Haue in den Steinen schon helle Funken gibt, sagt der Großknecht: „Lassen's gut sein für heut'!" und die Leute suchen ihre Röcke, nehmen die Haue über die Achsel und gehen heim.

Solche Tagewerke hat auch die alte Genovefa mitmachen müssen, weil im Kuhstall der Gustl, der Grübnersohn, angestellt wurde. „Sonst thut's mir nichts," hat sie gesagt, „aber das Kreuz will mir völlig abbrechen."

Und wie nun der ganze Hang bearbeitet war, kam der Bauer mit dem Säetuch und streute Korn in den aufgelockerten Boden. Da ist — wie er gerade um einen kleinen Felsen säete — ein Vöglein vor ihn hingehüpft und hat einige Körnlein aufgelesen. Darüber gerieth der Grübner so in Zorn, daß er einen weiten Sprung machte, um das Thierlein in den Boden zu treten; aber das war lustig auf den nächsten Baum geflattert und der Bauer hatte im Schwingen sein ganzes Korn auf das Erdreich geschüttet. Nach dem Säen wurde die Erde noch einmal gelockert und der Same eingewühlt — dann war es für dieses Jahr fertig.

Die Witterung war lang hinaus schön und die Saat ging auf und grünte noch -- endlich aber kam der Winter. Die Leute zogen sich allmälig unter das Dach zurück, in der Stube begann das Spinnen, in den Ställen das Füttern und auf der Tenne das Dreschen.

Genovefa, die sonst beim Spinnen die feinsten Fäden zu drehen wußte, die im Stalle zu schaffen verstand wie nicht bald Eine, mußte heuer auf der Tenne den schweren Dreschflegel handhaben. Sie dachte oft dabei, wie Gregor bei der Arbeit so flink und heiter war und für die Winterabende allerhand Geschichten wußte. Sie, die Vefa, hatte damals auch gesungen, jetzt aber hat sie gar keine Stimme mehr und es fallen ihr auch die Lieder nicht ein. Die Lieder kämen nur so beim Kuhmelken, aber jetzt darf sie ja nicht mehr in den Stall, dort hantirt der Gustl und will Alles selbst verstehen. Die arme Magd ist ganz verwaist und einsam.

Es kam die Weihnachtszeit und der Bauer ließ jedes Dienstbot vor sein Tischlein rufen und zahlte den Jahrlohn aus. Nur Genovefa ließ er nicht rufen.

Aber der Großknecht frug den Grübner: „Was ist's, Bauer, kriegt die Vefa nichts?"

„Das macht dir gar nicht heiß, Bub', du hast dein' Sach'!"

„Aber ich will's just wissen, kriegt sie was oder nicht?"

„Nein, sie kriegt nichts!"

„So! — Ist recht, Bauer, ist schon recht. Weißt du, Grübner, die Leute denken sich schon lang' was von dir, und ich denk' mir auch dasselbe, und ich sag' dir's auch, du bist überhaupt so Einer —"

„So Einer! Was für Einer?“

„Was du an der Vefa thust — man kann dir bei Gericht nicht an, das weiß ich, denn du hast sie eben überredet — aber schlecht ist es von dir! — Bauer, du bist ein elender Schuft!“ Mit diesen Worten spie ihm der Knecht in's Gesicht.

„Anspeist du mich?“ krächzte der Grübner und stürzte gegen den Tisch, wo ein Messer lag; „Teufel, ich stech' dich nieder!“

Aber in diesem Moment hatte ihn der Knecht am Halse gefaßt und schleuderte ihn gegen den Kachelofen, daß dieser borst und einbrach.

„Jetzt komm' mit mir, Vefa!“ rief der Großknecht diese im Vorhause an, „komm', wir gehen zum Greßbacher — bin so zornig gewesen und hab' dem Bauer den Kopf eingeschlagen. Hab' mir nicht mehr zu helfen gewußt!“

Indeß stand der Bauer mitten in der Stube mit blutender Stirne, und die Leute, die über den Lärm zusammengeeilt waren, standen um ihn herum und sein Weib wusch ihm das Blut mit kaltem Wasser weg und schlug dann ein Tuch um seinen Kopf. Der Mann sagte nicht ein Wort, er frug auch nicht nach dem Großknecht. Der Großknecht hatte seine Kleider genommen und war fort; es war ihm ganz leicht um die Brust über das, was er dem verhaßten Bauer gethan hatte.

Genovefa aber blieb wie vor im Hause und arbeitete und arbeitete. Auch Gertraud blieb ihrer Gefährtin zu Liebe und von einer fremden Pfarre waren zwei neue Knechte gekommen. So ging es seinen gewöhnlichen Lauf wieder fort.

Der Bauer trug lange die Binde um die Stirne und sprach wenig; nur mit seinem Weibe fluchte er und seinen Sohn schlug er, wenn ihn irgend etwas wurmte.

Da geschah im Laufe des Winters einmal ein großes Unglück. Klopfte es um Mitternacht plötzlich an der Schlafkammer des Bauers und Genovefa rief: „Steht doch geschwind' auf, draußen im Stall gibt's was, die Vieher röhren fürchterlich."

Und als sie mit Lichtern in den Stall kamen, lagen zwei Kalben und eine Kuh mit ausgelassenen Eingeweiden da und verendeten. Die wilde Mastkuh war von der Kette los geworden und hatte ihre scharfen Hörner den wehrlosen Nachbarn in die Leiber gerannt. Als der Grübner dies sah, war er über alles Erwarten ruhig, nur befahl er, daß man sogleich den Gustl, der die Aufsicht über den Stall hatte, herbeibringe. Gustl hatte in der Futterkammer sein Bett, aber das war heute leer, der Stallbub' war nicht daheim. Unter der Decke war's noch warm, er konnte nicht weit sein. Man schrie und rief ihn beim Namen, aber er gab keine Antwort und kam nicht. Man suchte ihn in der Scheune, auf dem Dachboden im Heu, in der Wagenhütte — er war nirgends.

Jetzt erst wurde der Bauer rasend und blieb es tagelang, denn der Junge kam nicht und Niemand hatte ihn seit der Zeit gesehen. Sofort kam wieder Genovefa in den Stall, aber sie hatte nicht mehr die Freude bei den Thieren wie einst.

„Den Buben schlag' ich todt, wenn er kommt!" schrie der Grübner oft und oft, aber es verging der Winter, es kam der Frühling und im Grübnerhof wurde kein Todtschlag begangen. Der Sohn des Hauses blieb verschollen. Die Bäuerin

hatte seit der Zeit viel geweint; der Bauer hatte nur manchmal, wenn er so in seiner Mühle auf dem breiten Steine saß, den Kopf geschüttelt und darauf recht fest in das Pfeifenrohr gebissen. — Anfangs war zu glauben, der Gustl sei aus Furcht vor der Strafe nur zum Nachbar geeilt, habe sich dann in eine angrenzende Pfarre geflüchtet und er werde sich schon wieder einstellen im Elternhause. Aber es verging der Frühling und es kam der Sommer und der Junge kam nicht zurück.

„Du, Alte," sagte der Grübner einmal zu seinem Weibe, „der Bub' macht mich noch närrisch!"

Das Weib fühlte selbst dergleichen, aber es war überrascht über dieses Wort ihres Mannes; mit einem solchen Ton hatte er schon seit Jahren keines mehr gesprochen. Sie fiel an seine Brust und weinte, aber der Bauer schob sie unsanft weg. „Die Welt ist eine Teufelei, die eigenen Kinder thun Einem die größte Pein an."

Als der Hochsommer und die Mähzeit vorüber war, wurde es von den Kanzeln aller Pfarrkirchen in der Gegend verkündet, daß August Grübner, er möge sein wo immer, in's Vaterhaus zurückkehren wolle, es wäre Alles gut und es geschehe ihm nichts zu Leide.

Aber da kam einmal der Dorfbote in den Hof und sagte zum Grübner: „All' euer Ausschreien ist für nichts, euer Junge ist fort nach Amerika."

„Muß ich dich niederschlagen, Lügner!" fuhr der Bauer den Boten an, aber später setzte er sich auf den Brunnentrog, stützte sein Kinn auf die Hand und brummte: „Mag sein, mag wohl sein!"

Es war ein schöner, warmer Sommer gewesen und die Erntezeit kam früher, als es sonst in jenen Gegenden zu geschehen pflegt. Das Korn am Hange des Waldgebrändes war bereits reif und die Leute, die des Holzweges kamen, wunderten sich über die langen vollen Aehren, die sie da sahen. In der ganzen Gemeinde gab es kein so herrliches Getreidefeld, als auf dem Waldgrunde des Grübners. Ganz, wie wenn es der letzte Sommer hätte gut machen wollen, was sein Vorgänger an diesem Boden verbrochen hatte. So ein Waldbrand richtet aber auch ein gutes Kornfeld; alle Gras- und Unkrautwurzeln werden vertilgt und die Erde mit Kohlen reichlich gedüngt.

Das gab vielleicht hundert Metzen, bis Alles in den Säcken — so viel erntete sonst kein Bauer in der Gegend. Das richtete den Grübner auch wieder auf, er wurde wieder herrischer und fluchte wieder mehr mit seinem Gesinde, schlug auch das Pferd kräftiger mit dem Peitschenstiele, kurz, es war wieder neues Leben in ihm.

So begann das Kornschneiden. Da wurde das Haus zugesperrt und Alle mußten auf das Gebrände. Der Bauer hatte die Leute selbst angestellt nach der Reihe über den Hang hinauf, stets Mann und Weib zusammen, wie es im Oberlande Brauch und Sitte ist. Da dreht die Magd, die voran schneidet, das Band aus Stroh, schneidet eine „Welle“ heraus und legt sie auf das Band. Hierauf kommt der Knecht, schneidet die zweite „Welle“, legt sie zur ersten auf das Band, bindet die beiden Büschel zusammen und die Garbe ist fertig.

So auch auf dem Hang. Voran schnitt Gertraud, die Weidmagd, dann kam ein Knecht. Diesem folgte die Geno-

vefa mit dem zweiten Knecht, dann die Bäuerin und zuletzt der Bauer. Der Bauer fluchte, daß es so langsam gehe, er habe ja nichts zu thun und könne zehnmal schneller schneiden — was man denn vorne treibe? Aber vorne trieben sie gar nichts Sonderliches, nur daß sie sich zeitweilig das Angesicht abtrockneten. Genovefa hatte doppelt zu trocknen, den Schweiß und ein wenig Naß von den Augen. Sie dachte an Gregor und an die ganze Geschichte, die sich an das steile Kornfeld knüpft. Kein Mensch als sie dachte daran, daß heute der Jahrestag — Gregor's Sterbetag sei! Als sich am späten Nachmittag die Leute um einen Stein zusammen setzten und Brot und kalte Milch verzehrten, schlich die alte Magd davon, pflückte am Raine einen Strauß von Kornblumen und wilden Mohnblüthen und eilte damit zwischen den Halmen gegen den Wald und zum Platz, wo vor einem Jahre Gregor gelegen und gestorben. Dort war noch das Moos, in welches der Arme seine wunden Glieder zu vergraben gesucht, aber es war nicht mehr versengt, es grünte wieder.

Genovefa kniete nieder, legte den Strauß auf den Rasen hin und betete. Thränen flossen ihr aus den Augen, aber das war zarter, kühlender Thau auf diese Stelle — nach den heißen Kämpfen, den glühenden Schmerzen, nach dem Herzbrechen und Vergehen! Und als sie so betete für den einzigen Menschen, den sie geliebt wie einen Bruder, da traf Genovefa ein Schlag in's Gesicht, daß sie rückwärts taumelte.

„Ein schön Gesindel das, heut' zu Tag; ist das ganze Kornfeld reif, daß schon die Körner ausfallen, geht so eine Creatur in den Schatten und faulenzt! Vefa, dir muß man's in den Kopf schlagen, was man will, sonst merkst es nicht.

Aber ich werd' dir noch g'nugsam sein, das magst glauben!"

Der Bauer war's und jetzt trieb er die Magd förmlich vor sich her und selbst, als Genovefa längst schon wieder schnitt, fluchte er noch fort. Der Großknecht kümmerte sich nicht um den Geifernden und redete während der Arbeit mit seiner Vorschnitterin von Diesem und Jenem, vom Waldbrand auch, und es komme ihm vor, als rieche es noch davon, es habe einen so sonderbaren Geruch auf diesem Gebrände.

Ueber solche Reden ärgerte sich der Bauer noch mehr; er wollte, daß unter seinen Leuten den ganzen Tag kein Wort gesprochen werde, damit nur die Arbeit noch besser vor sich ginge. Er würde von rückwärts jetzt noch mehr gedrängt haben; aber er war an eine Stelle gekommen, wo die Halme besonders dicht standen, so, daß einer den andern fast erstickt hatte. Das war dort am Felsen, wo der Bauer beim Säen im Verfolgen eines Vögleins das Korn ausgeschüttet hatte. Wie der Grübner hier so schnitt und hächelte, schrillte die Sichel plötzlich an ein Hartes und in demselben Augenblick stieß der Bauer einen wilden Schrei aus und taumelte zurück.

Was war's denn? Ja, was war's, eine halb verweste Menschenhand langte ihm aus den Halmen entgegen. Und als die Leute herbeikamen und das Getreide auseinander schlugen, da fanden sie am Gestein einen Leichnam kauern.

„Jesus, das ist der Gustl!" rief die Bäuerin aus, und der Bauer sah die Leiche und das Gesicht mit den ausgehöhlten Augen, mit dem zerfressenen Unterkiefer — es war sein Sohn!

Der Mann rang nach Athem und brach zusammen. Als er stürzte, fiel er mit dem Arm in die scharfe Sichel — aber er gab keinen Laut von sich. Stärker war das Mutterherz; es hat wohl geweint, daß es Allen durch Mark und Bein gegangen ist, aber zusammengebrochen ist es nicht. — Für diesen Tag war es Feierabend auf dem Hang. Die Leute zogen heim. Die Männer trugen den Bauer auf zwei Stangen; Genovefa führte die Bäuerin am Arm und Gertraud trug die Röcke und die Sicheln nach.

Jetzt war es wohl recht still und traurig auf dem Grübnerhof. Den Sohn des Hauses hatten sie begraben, ohne Geleite und Glockenklang, denn dem halb vermoderten Körper klingt nichts mehr nach in die Grube. Die Leute sprachen unter sich noch hin und her, wie es sich doch mit dem armen Jungen zugetragen haben mochte. Er ist vielleicht durch jenen Lärm im Stalle erwacht, hat das Unglück geahnt, hat dann aus Furcht vor seinem Vater die Flucht ergriffen, ist herum geirrt im Walde und auf den Hang und dort am Felsen erfroren. Das war die Muthmaßung. Der Bauer lag in seinem Stüblein und hielt die bleichen Hände ineinander. Er bewegte die Lippen, aber er fluchte nicht mehr.

Der Arzt sagte: „Es hat ihn der Schlag getroffen auf dem Felde und es ist gut, daß er in die Sichel gefallen ist und viel geblutet hat, denn sonst wär' er sogleich todt gewesen."

Da faßte der Kranke einmal die Hand des Arztes und lispelte ihm, wie geheimnißvoll, die Frage zu: „Bader, werd' ich noch einmal gesund?"

Was der Arzt darauf geantwortet hat, muß nicht gut gelautet haben; denn der Bauer hat sein Weib und die Vefa zu sich rufen lassen und hat das Testament gemacht.

In wenigen Tagen darauf lag der Grübner im Vorhause unter der Bodenstiege, wo vor einem Jahre Gregor gelegen war. Und der Großknecht hobelte in der Zeughütte ein Stück Holz und zimmerte ein Kreuzlein daraus. Und als er fertig war, malte er mit rother Zimmerfarbe auf den Querbalken die Worte: „Hier liegt Gallus Grübner", und auf die Rückseite des Balkens: „Gott, gib ihm die ewige Ruh'!"

Am übernächsten Morgen wurde die Leiche im großen Conduct unter dem Geläute dreier Glocken bestattet. Und als der Mann begraben war, gingen die Leute wieder hinüber ins Gebrände und sichelten noch Tage lang, bis alles Korn ab war. Dann ging es in den Herbst und Winter hinein, und Genovefa arbeitete im Stall und im Haus und wo es was zu thun gab. Aber als die Weihnachten kamen und die Dienstleute von der Bäuerin ausbezahlt wurden, bekam Genovefa wieder nichts. Nun, seit dem Tode des Bauers ist sie eben keine Dienstmagd mehr, sie hat ihr Ableben auf dem Grübnerhof und wird gut gepflegt und braucht nichts zu arbeiten — so steht's im Testament.

Aber Genovefa arbeitet doch — sie würde sonst krank, meint sie. Nur in der Erntezeit geht sie jedes Jahr an einem bestimmten Tag hinüber auf den Hang, wo immer schönes Getreide steht, und sucht am Waldrande das grüne Sterbebett ihres Gregor auf.

Die letzte Fichte.

Ein Baumleben und -sterben und andere traurige Geschichten.

Ueber den hohen Wipfeln des Bergwaldes zieht ein leises Lüftchen.

Einige Aeste, die längeren und freieren, fächeln langsam und wispern kaum vernehmbar dem Menschenohr — es redet der Baum zum Baume. Das Gemeinschaftliche, was sich tief unten im Boden in verschiedene Stämme theilt, grüßt sich oben als Ast, als Wipfel wieder.

Von der Ferne, über dem Hohlzaungraben ist das secundirende Rauschen einer Holzsäge vernehmbar. Es ist wie das schnelle Athemholen eines Schwerkranken, wie das Stöhnen, das Röcheln eines Sterbenden.

Jeder Baum stellt sein Fächeln und Säuseln ein, der ganze Wald schweigt — bange, wie eine Familie am Bette des Angehörigen, Scheidenden.

Es stirbt ein Baum! —

Auf der ebenen Höhe ober dem Hohlzaungraben, so weit sich der „Schlag" das vollständig gelichtete Gestockfeld, von der entgegengesetzten Berglehne herauf erstreckt, und wo sich eine Reihe grauer, bemooster Grenzpfeiler, die Scheide des Lerchrinnerschlages vom Herrschaftswalde anzeigend, dahinzieht, steht eine riesige, weit über hundert Fuß hohe Fichte mit

langen Zweigen und dichtem Reisig. Es ist die Einzige, Letzte auf der Lerchrinnerseite.

Wie Ameisen am Fuße eines Mannes, nehmen sich gegen den Baum zwei Holzknechte aus, welche an zwei entgegengesetzten Seiten desselben stehen und die breite, wie Silber glitzernde Säge langsam hin- und herziehen. Die Mitte des Stammes ist noch nicht erreicht, aber die Arbeiter halten an. „Stoß aus!" sagte der Eine, ein junger, stämmiger Bursche, zu seinem Gefährten, einem betagten Mann mit rußigem Gesichte. Dieser zog das heiß gewordene, scharfzähnige Zeug heraus.

Beide sahen auf und wischten sich den Schweiß von der Stirne.

Die Fichte stand unbeweglich da, als ahnte sie es noch nicht, daß der Moosboden auf ihrer Wurzel schon bedeckt war von ihren eigenen Spänen!

Am Wipfel flog ein Ammer ab und zu und baute geschäftig an seinem Neste. —

Wenige Schritte von den Arbeitern auf einem entrindeten Blocke saß ein Mann und starrte stumm auf die Säge und auf den tiefen, weißen Schnitt. Mehrere Male hob er den Blick höher und bis zum Wipfel hinauf — dann senkte er ihn langsam wieder; — unter seinem Augenlid glitzerte etwas, schier wie die Säge am Baume.

Die Gestalt des Mannes war knöchern mit langen, dürren Gliedern — wie ein vom Sturme gebrochener Baum; seine wenigen Haare waren grau, wie bereiftes Reisig im Spätherbst.

Dieser Mann war der alte Lerchrinner.

Er sah aus, als müsse er groß Leid zu tragen haben. War er krank? war ihm Eines gestorben von den Seinen, oder thäte er ein Stücklein Brot nicht verschmähen, wenn man da hinginge und ihm's reichte? —

Nun schaute er hinaus und hinab. Dieser Schlag da abwärts bis zur Wiese und jenseits derselben der „Anwachs“ (junger, erst aufkeimender Wald) und das große Gehöfte dort auf der Anhöhe und die Haferfelder und die Kohlstatt unten, gehörte ihm — Alles ihm.

Aber —

Der Bursche dort am Baume, der mit dem Köhler schnitt, war sein Sohn, sein einziger und letzter — und der Baumstamm mit der Todeswunde war auch sein letzter. —

Vor siebzig Jahren, als der Lerchrinner noch ein Kind war, hatte er das kleine Bäumchen gewahrt. Als es einst der Aehndl (Großvater) umhacken wollte zu einer Wagenstange, da doch nichts aus dem schmächtigen Dinge würde, besonders hier auf dem Windkogel nicht, da bat er, es nur stehen zu lassen, und der Aehndl trug ein anderes heim. Hernach zäunte der Knabe das Bäumchen mit Erlgesträuche um, daß es von den Thieren nicht benagt werden konnte; und wie er zu Jahren und Gedanken kam und der Baum größer und groß wurde, saß er oft unter dem Schatten seines Schützlings und dachte nach, wozu so ein Baumstamm doch allerwärts zu verwenden sei. Für die Enkel ein Wieglein würde wohl auch daraus. —

Jetzt war's anders. Sein Sohn und Nachfolger, der Vincenz, hatte noch nicht geheiratet. Unten im Wohnhause war es still, die alte Lerchrinnerin nickte am Spinnrocken,

das Leben hatte sie recht müde gemacht. — Oben rauschte die Säge durch den Baum. —

Der Lerchrinner war einmal ein reicher Mann. Als er von seinem Vater Haus und Hof übernahm und Käthchen heimführte, da stand über dem Sturmriegel und in der Hochleite noch ein großer Wald — wohl über vierzig Joch im schönsten Schmucke. Der hatte zum Hochzeitstag die Reiser und Kränze geliefert und das Brautbett und die Wiege. Schöne Zeiten kamen, schöne, heitere Zeiten! Der Hof und das lustige Leben auf großem Fuß, wie es der Lerchrinner gewohnt war, verlangte zwar Geld, aber das nahe Röller'sche Gewerke zahlte für das Faß Holzkohlen dreiundzwanzig Groschen — ein außerordentlicher Preis. Der Lerchrinner dingte sich Holzhauer und da begann's im Wald zu hallen und zu knallen, zu krachen und zu klingen, Säge und Axt hausten und brausten um die Wette und statt Vogelsang hörte man Vierzeilige.

Unten im Thalgrunde wurde eine Kohlstatt mit drei Meilern errichtet, und da rutschten sie hinab über die hohe, glatte Riese, die geschälten „Dreilinge", erst langsam von der Berghöhe, dann schnell und schneller mit unaufhaltsamer Gewalt, bis sie unten am Absprung hoch aufsprangen und lustig ineinander anklingend im Bogen zur Grube hinabstürzten.

Der stämmige Lerchrinner ging überall in Hemdärmeln umher, die Hände auf dem Rücken, oder über der Brust gelegt, und sah nach, ob's allenthalben recht Nutz' und Gang habe.

Wie da die Kohlwägen und Krippen — jeden Tag wohl

gefüllt und gestaunt — den „Gupf“ mit Gesträuche über der Wand förmlich hinauf gebunden in's Thal hinaus führen! Wie da der Kohlenbauer jeden Sonntag mit seinem Rosch (Holzbrettchen, auf welchem die Zahl der Kohlfuhren durch Einschnitte angezeigt ist) bei Herrn Röller und seinem Cassier zu thun und zu „raiten“ hatte, und wie er dann stets mit heiterer Miene und gefüllter Brieftasche heimkehrte! Wohl, es brachte durch die vielen Jahre dem Lerchrinner Tausende ein. —

Aber der Wald forderte Entgelt und Sühne, ja Rache für all' die Bäume und Bäumchen, die man ihm geraubt und gemordet hatte.

Der Lerchrinner hatte zwei Söhne und drei Töchter — heute finden wir nur mehr den jüngsten Sohn, den Zenzl. Der Aelteste fiel beim Graßschnaten (Herabhacken der Zweige für Streu) vom Baum. Zwei Töchter, Mädchen von sechzehn und neunzehn Jahren, schickte der Vater eines Herbsttages in den Wald, um Brennholz für das Haus zu fällen — um die Abendzeit brachte man sie beide in einem Leintuche nach Hause; kein Glied, kein Beinchen war ganz, Alles zerschmettert, ein stürzender Baum hatte sie erschlagen. Das war ein Jammer!

Julchen, ein sechsjähriges Kind, wagte sich spielend auf einen Kohlenmeiler, dieser brach durch und das Mädchen wurde verkohlt aus der Glut hervorgezogen.

Das die Rache des Waldes für gemordete Bäume und Bäumchen, vielleicht für noch Anderes. —

Bei dem letzten Unglück auf dem Kohlenmeiler hatten der Lerchrinner und sein Weib keine Thränen mehr. Und

doch war es der größte Schmerz. Der Mutter war's, als sollte sie nach ins Gräblein hinabstürzen, als seien die Tage, die sie etwa noch durchleben sollte, ein langsames Sterben.

Und — es sollte auch so sein. —

Von dem Tage des letzten Unglückes an war der Lerchrinnerin nicht mehr wohl, sie begann zu welken, zu siechen, einzuschrumpfen wie ein Baum, an dem die Wurzel abgehauen.

Der Bader vom Dorfe draußen hatte die Achsel gezuckt; man wendete sich an Aerzte fernerer Gegenden; man gebrauchte kostbare Medizin. Das arme Weib siechte und welkte ohne Halt und Heil. Da fuhr der betrübte Mann eines Tages mit der Kranken in einem Einspännerwagen durch's Thal hinaus, weit hinter das Dorf, man wußte nicht, wohin. —

Wochen vergingen, da zog der müde Schimmel das Wägelchen wieder in den Hof ein. Links saß traurig der Lerchrinner und rechts lehnte, dicht in Tücher und Decken gehüllt, sein Weib — es siechte und welkte ohne Halt und Heil! —

Sie waren in der fernen Stadt gewesen, an die Thüren berühmter Aerzte hatten sie geklopft — vergebens. Noch bevor der Kohlenbauer umlenkte, hatte er den letzten Groschen ausgegeben.

So vergingen Jahre. Glaubt nicht, die arme Bauersfrau sei heimgegangen zu ihren Kindern — sie lebte noch fort und litt. Endlich begann mit ihr auch der kummervolle Gatte zu siechen.

Zenzl hatte nun das Hauswesen zu leiten. Es gab viel

Mühe, aber wenig Erwerb; alle Dienstleute waren entlassen. Er that Alles, um den Eltern Linderung und Trost zu schaffen. Der Wald auf dem Riegel und am Hohlzaungraben war dahin — nur fahles Gestocke und dürres Reiser am Boden — wie vertrocknetes Gebein auf einem Schlachtfeld. Die schönste Zeit für den Kohlenhof war vorüber — düster herein blickte die Zukunft.

Bleich und wortkarg wankte der alte Lerchrinner in Hof und Schlag umher. Wie dachte er so gerne zurück an die glücklicheren Tage!

Einmal fiel es ihm ein, zu berechnen, wie viel Faß Kohlen er aus seinem Walde gewonnen habe. Bonifaz, der Köhler, mußte ihm die Kohlenwägen abmessen — es trug jeder eilf Faß. Der Lerchrinner dachte nach, schüttelte den Kopf und ging nach Hause. Zu Hause suchte er alle seine Röschen hervor, die er im Feldkasten aufbewahrt hatte. Er zählte jeden Schnitt in denselben und er zählte zum zweitenmale. Hernach that er die Brettchen wieder in den Kasten, wischte sich den Schweiß von der Stirne und war wie früher.

An einem der nächsten Sonntage behandelte der Pfarrer auf der Kanzel das Evangelium von dem ungerechten Haushalter; er warnte nachdrücklich vor fremdem Gut, vor Betrug und Diebstahl und nachdem er lange und ernst gesprochen hatte, schloß er mit einem Fußfall gegen den Altar, um die Gnade flehend, der Herr wolle jedes seiner Pfarrkinder gütig bewahren vor allem fremden Gute, damit keines ewig verloren gehe.

Der alte Kohlenbauer war auch in der Kirche und als er nach Hause kam, war er stiller und ernster als je und

er aß nur wenig. In der nächstfolgenden Nacht hatte er einen sehr unruhigen Schlaf und einmal rief er sogar um Hilfe, daß er auch sein krankes Weib aufschreckte.

„Kathl, bist da?“ stöhnte er und tappte krampfhaft nach ihrer Hand.

„Was hast denn, Seppl, geh’, leg dich nieder.“

„Unsere liebe Frau mög’ mich nicht verlassen!“ rief der Mann in unnatürlicher Aufregung, „schau, Kathl, ich kann nicht selig werden, ich hab’ — Jesus, da steht er schon! Kathl, halt’ mich, halt’ mich, sag’ ich!“ Erschrocken streckte die Angerufene beide Hände aus, um ihn an sich zu ziehen, da war er schon aufgesprungen und ging nicht früher in’s Bett, bis Zenzl herbei kam und Licht machte.

Nun war er ruhiger geworden und erzählte, daß er ungerechtes Gut auf sich habe, und daß im Traum der böse Feind gekommen sei um seine Seele.

„Ich habe,“ redete er mit unsicherer Stimme weiter, „den Werksherrn Röller durch die vielen Jahre her um mehr als tausend Faß Kohlen betrogen. Wir haben jeden Wagen für zwölf Faß gerechnet, unsere Kohlenwägen tragen aber nur eilf — fragt den Bonifaz. Und das wär’ gefehlt, Kathl, Zenzl, wir müssen abstatten, gutmachen, sonst thät’ ich nicht ruhig sterben; — thut für mich beten!“

Nach längerem, liebevollen Zureden von Weib und Kind schlief der Mann endlich wieder ein.

Wenn’s nun wirklich so wäre, wenn er den Werksherrn so bedeutend benachtheilt hätte — womit gut machen? im Hause war die Noth, auf dem Feld wuchs nur mageres Alpenkorn, im Walde — es war kein Wald. —

Am andern Tag ging der Lerchrinner zum Pfarrer, in's Gewerk zu Herrn Röller und wieder zum Pfarrer.

Später saß er oben auf dem Sturmkogel bei jener Fichte, mit der er in der Jugend Freundschaft geschlossen, und sann.

Der Kopf war ihm schwer. Was hatte doch der Pfarrer gesagt und was hatte der Werksherr gesagt? Er suchte es an einander zu fügen und zu reimen, daß es auch passe für ihn und für sein Gewissen.

Es hätte sich auch gut fügen lassen, denn Herr Röller hatte gelächelt und gesagt: „Lerchrinner, das macht nichts, es ist aus Versehen geschehen und ich rechne deswegen dem Lerchrinner keine Schuld auf!"

Aber — den Himmel bedecken finstere Wolken und oben lebt ein gerechter Gott!

Der Pfarrer sagte, so lange er, der Lerchrinner, nicht gewußt habe, daß der Wagen zu wenig Maß und Faß halte, wäre er frei gewesen von Betrug und Unrecht; erst jetzt, da er es wisse und nicht gut mache, sei er ein Betrüger, ein Dieb.

— In seinen alten Tagen ein Betrüger, ein Dieb! — er klagte es dem Baum.

— Nicht anrechnen! Keine Schuld! — daß ich dann am Ende noch büßen müßte im Fegfeuer — in der Hölle! —

Lerchrinners Augen rollten wild, schier wäre es ihm lieber gewesen, der Werksherr hätte Alles genau und unerbittlich zurück verlangt.

„Und ich geb's doch zurück," schrie er, „ich mag kein Betrüger, kein Dieb sein, ich mag nicht, — und ich geb's doch!"

Zurückgeben? womit?

Er blickte hinab auf sein Eigenthum. Haus und Stall waren leer, die Kohlstatt auch, die Hohlleiten kahl, der Anwachs kaum mannshoch.

Ein Meiler wenigstens müsse sein — aber die Bäumchen, die dort unten am Wiesenraine stehen, seien zu wenig, und sonst —?

Früher Wald und Wald verschwendet und jetzt zu wenig für einen Meiler, um die Seele zu kaufen!!

Er wischte sich den Angstschweiß von der Stirne.

Ueber ihm rauschte der Baum.

Der hohe, mächtige Baum — Gruß und Himmelsstimme war ihm dieses Baumrauschen.

Hatte er's nun? War der Stamm nicht groß und dick, gäb' er nicht tausend Scheiter für den Meiler?

War zwar sein letzter, sein theurer Baum — aber die Menschenseele ist auch die einzige, die theure . . .

Der Baum sollte fallen.

Hätte dem Armen Krankheit und Unglück den Sinn nicht verwirrt, er würde dem einzigen Sohn das letzte Hab nicht entzogen haben, um es einem Reichen zu geben, der es nicht verlangte. —

Zenzl, der zwanzigjährige Bursche, hatte einen gesunden Verstand. Er sah es ein, wie krank sein Vater sei, viel kränker als die Mutter, die in letzter Zeit mitunter manch' Stündlein am Rocken saß. Er war geisteskrank und der Sohn sah es ein, daß den Armen weder der Arzt, noch der Pfarrer, noch der Werksherr heilen könne von seinem Wahne, die Kohlen ersetzen zu müssen. — Es ist das Beste, er gibt's,

dann hat er Ruhe und wird gar wieder gesund; so dachte Zenzl und er hatte auch schon mit dem Gewerksherrn darüber gesprochen. Beide waren eins geworden, den alten Mann zu beruhigen, zu heilen; hatte doch Röller gesagt, er nehme die Kohlen des letzten Meilers von dem Alten als Ersatz, zahle sie aber dem Jungen, dem Zenzl, heimlich zurück. Dieser möge also den letzten Baum nur getrost opfern, dem greisen Vater zur Ruhe, dem Lerchrinnerhof zum Segen. —

Ueber den Hohlzaungraben ist das secundirende Rauschen einer Holzsäge vernehmbar. —

„Setz' ein!" sagte Zenzl nach kleiner Rast, und der Bonifaz that's und tiefer und tiefer nagten die eisernen Zähne ins Mark des Stammes.

Dem alten, kranken Mann, der auf dem geschälten Blocke saß, war's, als gälte dieses Schneiden, dieses Verwunden und Tödten des scharfen Instrumentes ihm! —

Plötzlich zuckte er zusammen, er mußte sich an einen Strunk halten, um nicht zu Boden zu fallen; — die Zähne waren in die Mitte, in das Herz des Baumes gekommen.

Etwa fünfzig Züge noch — jetzt wurde die Säge heraus gezogen.

Der Baum stand noch aufrecht und fest, und er fächelte, wie seine Kameraden über der Grenze. Gar stolz schaute er nieder, auf die paar Menschen unten — seine kürzesten Aeste waren länger, als diese Menschen! Er sah das Geschlecht erstehen und vergehen und noch war er jung und kräftig und hatte Mark und Grund auf ein Jahrhundert!

Der stolze Baum hatte vergessen, daß es ein Menschlein war, welches ihn einst wahrte und schützte. —

„Keil ein!“ kommandirte der sachkundige Zenzl, indem er die Säge an einen Grenzpfeiler lehnte und um die Axt griff.

Ein eiserner Keil wurde mit starken Axtschlägen in die Spalte, in den Schnitt getrieben.

Bisher hatte der Baum gleichgiltig auf das Getriebe und Geräusche an seinem Fuß niedergeblickt, jetzt aber, bei diesem Schlagen und Keilen! — was sie doch nur wollten? — er schüttelte sein Haupt.

Noch eine zweite, dicke Keile aus hartem Holze wurde hineingeschlagen, den ersten nahm Bonifaz mit der Hand heraus.

Weithin klangen die Schläge und hallten wieder zurück; der Wald schien dem Baum gar Eigenes zu berichten!

Zenzl hackte an der entgegengesetzten Seite des Keiles eine klaffende Scharte mit fester, sicherer Hand, daß die Holzspäne weitaus flogen.

Die Faserwand zwischen Scharte und Keil schnalzte. Zenzl stellte sich auf eine andere Seite und führte noch einen Schlag und einen zweiten auf den Keil. Der Wipfel war bedeutend nach links gewichen. Mit jedem Schlage nickte er etwas weiter auswärts — abwärts, wie Einer zusammenknickt, den der Schlag trifft. Jetzt kam er in Lauf und Gang, unten schnalzte es, und schwer und schnell mit Sturmesrauschen, einen mächtigen Bogen beschreibend, fiel die riesige Last zur Erde.

Ein betäubendes Krachen und Dröhnen — der Boden erbebte.

Auch jenseits der Grenze und des Hohlzaungrabens fiel ein Baum und ein zweiter und ein dritter und weithin

in den fernen Wäldern fielen Bäume und Bäume. — Es war ein Krachen in Nah' und Ferne, als entwurzle der Sturm tausend Stämme und das war der Grabgesang des Waldes um den todten Baum!

So stirbt der Baum.

„Mich ziemt, 's wird dämmerig; ich mein', wir lassen es für heut' gut sein," sagte Zenzl zum Köhler.

„Ist recht," entgegnete dieser.

Beide wischten sich den Schweiß ab und nahmen Säge und Axt.

„Geht der Vater mit!" sagte der junge Holzhauer, dem Angesprochenen die Hand entgegenhaltend.

Wie aus einem Traume geschreckt, fuhr dieser auf; dann schleppte er sich zu dem Stock des gefällten Baumes und zog, wie zu einer Feier, den breiten Lodenhut vom Haupte.

Er stützte sich schwer auf seinen Stock und winkte seinem Sohn: „Zenzl, geh' her da, muß dir was sagen. Wenn ich gestorben bin, so schneid' mir in's Holz da, wo der Baum gestanden ist, ein Kreuz — sonst verlang' ich kein Denkmal, nur das — und wenn du nachher oft vorbei gehst, so bleib' da steh'n einen Augenblick und denk' an deinen Vater. Und das, Zenzl, das merke dir: sei genau auf Maß und Gewicht und gib einem Jeden, was ihm gehört. Laß' dir das aufschreiben auf eine Tafel und stell' sie da auf, an der Grenz' ist schon der rechte Platz. Mich hätt' auch wer mahnen dürfen! — Und jetzt geh' heim, Zenzl, und nimm den Bonifaz mit zum Nachtmahl — ich komm' nach."

Langsam schritten die beiden Holzhauer quer den Weg

hinab. Der alte Lerchrinner brach sich noch ein Zweiglein von dem gefällten Baume und hinkte langsamer nach.

Der heimatlose Ammer zwitscherte und flog über das greise Haupt dahin.

Schnadahüpfeln und Schnackerlstoßen.

Durch den steinigen Hohlweg vom Lerchrinnerhof gegen die Kohlstatt hüpfte ein Mädchen. Drall, flink, schwarzäugig, blondlockig war es und das frische, lustige Hüpfen über Stock und Stein hatte es dem Reh abgelernt. Es war schon erwachsen, — eine frische volle Knospe, die morgen zum Röslein wird.

Den Anzug trug es nach heimischem Brauch und Schnitt. Röckchen und Schürze kurz und von blaugefärbtem Rupfen (grober Flachsstoff); das Hemdchen, dessen Aermel kaum zum Grübchen am Ellbogen reichten und welches am Halse mit einem Schnürchen züchtig zusammengebunden war, hatte es aus Reisten (feiner Flachsstoff). Ueber dasselbe hatte das Mädchen ein rothes Halstuch um, welches vorne in Herzform bis zur Schürze ging. Füße und Haupt waren bloß; den weißen, breitkrämpigen Strohhut trug es in der Hand, weil er sich im Laufen am Kopfe nicht gut halten wollte.

Jetzt hielt das Mädchen an, stieg auf einen Stein und indem es die rechte Hand in die Seite stemmte und den Zeigefinger der Linken an den Mund hielt, horchte es beobachtend hinüber gegen das Gebrände und gegen den Anwachs hinaus.

„Heizerl, Heizerl!“ rief es — eine Silberglockenstimme, die der Wald getreulich wiedergab. — „Heizerl, Heizerl!“

Aus dem Dickicht hörte man ein paar Blechschellen, welche näher kamen; bald hüpften eine alte Gais und zwei Kitzeln (junge Ziegen) aus dem Anwachs hervor und der Ruferin zu.

„Nu, seid ihr da? Geh', Tupferl, komm ein bissel zu mir, ja, magst dein Salerl nimmer?" redete das Mädchen mit einem Jungen, welches zurückgeblieben war, um noch einige Blätter Brombeerlaub zu gewinnen.

Alle drei sprangen nun seitlings ihrer Herrin oder Hüterin durch den Hohlweg der Kohlstatt zu.

Dort war's recht einsam und stille. Kein Meiler dampfte, keine Glut knisterte unter der Lösche. Melancholisch plätscherte ein Brünnlein in ein geschwärztes Kübel, unbenützt floß es über und ab.

Die Hütte, von unbearbeitetem Waldholze gezimmert und mit Baumrinden gedeckt, war verschlossen. An den kleinen Fenstern standen Blumentöpfe, die stachen sonderlich ab von all dem Rohen und Schwarzen. Hinter dem „Kohlbarren" war von Fichtenrinden ein Hüttchen sorgsam gebaut und zusammengefügt. Das war der Stall für das „Heizerl" und für die „Kitzeln".

Bald waren diese unter Dach und Fach. Die Sali — so hieß das Mädchen — ging nun zur Wohnhütte, legte dort an der äußeren Bank einige Pilzlinge hin, die sie im Vortuch mitgebracht hatte, nahm den hinter einer Dachrinde versteckten Schlüssel hervor und öffnete die kleine Thür.

Nicht lange, so stieg ein blauer Rauch über der Köhlerhütte auf.

Sali war die Tochter des Köhlers Bonifaz. Sie war

im „Kohlen“ dem Vater zu Hilfe, hielt und pflegte die Ziegen für Milch und Zucht, und jetzt — da kein Kohlen war, ging sie in den Lerchrinnerhof — zum „Bauer“, wie sie sagte, und sorgte dort in Haus und Stall und pflegte die alten Leute.

Sali nahm nun — da es auf dem Herde lustig brannte — ein rein gescheuertes Holzgeschirr und begab sich damit in den Stall zum Melken.

Die Kitzeln hatte sie schon lange gespennt (der Muttermilch entwöhnt); brauchte sie doch die Milch für den Vater!

— „Und zwoa Blattln, zwoa Bleamln,
Und a Rebn um an Stomm;
Und wos oanonda bstimmt is,
Dös findt sih ah zsomm!“

hörte man im Stalle singen und dazwischen rauschte die Milch in den Zuber.

„Steh umi, Heizerl, du trittst mir ja die Milch aus, wart' du Wichtling, du! Da steh her, so!“ —

„Setz' mih nieder aufs grean Gros,
Follt mar a Röserl auf mei Schooß,
Ih woaß nit, bin ih alloan, alloan, —
Oda hon ih an Schotz!“

So sprach und sang das Mädchen durcheinander. Mittlerweile war es finster geworden.

Weil die Ziege, die heute auf guter Weide war, noch immer Milch gab, so richtete sich Sali den Melkstuhl neuerdings zurecht und sang wieder, und zwar recht lustig:

„A Bua, der schön glonzt
Und a Bua, der guat tonzt
Und a Bua, der guat holfn konn,
Der wird mei Monn!“

Diesem folgte rasch ein anderes „Schnadahüpfl“, aber von draußen herein:

„Da Vogl, der ka Nest hot,
Fliagt woldaus und woldein,
Und se Diandl, dös ih moan
Ghört doh amol mein!“

Still war's; — Sali stutzte . . . von draußen kam's — vor der Hütte wurde es gesungen. Sali hätte bald auf das Anziehen bei den Strichen (Zitzen) vergessen.

„Der Zenzl!“ lachte sie dann auf, „oh du Feiner, ich kenn' dich — geh zeig' dich — hab dich ja schon gesehen!“

Der Genannte kam in den Stall, lachte und bot ihr die Hand: „Grüß dich Gott, Sali!“

„Grüß dich Gott auch, und ich dank dir schön, Zenzl, — schau, du kommst heut noch?“

„Hast was dagegen, Salerl?“

„Nein, nicht z'wegen dem. — Wo ist denn hernach mein Vater?“

„Der kommt heut nicht. Wie wir vom Holz heimgangen sind, wartet schon der Mitteralplerbot auf ihn: Beim Steinberger hat sich ein Ochs das Hörndl weggestoßen und da hat dein Vater mit müssen; — morgen zur Jausenzeit wird er wohl kommen; — er läßt dich grüßen und dir sagen, du sollst mich halt heut für ihn da behalten.“

„Geh weiter, das hat mein Vater nicht gesagt!“ schmollte das Mädchen.

„Geh dir aber heut nicht mehr fort, just nicht und ich bleib bei dir — du schau, da ist ein Raupwurm!" — Er griff ihr an den Nacken.

„Gehst nicht!" rief sie und schlug ihm auf die Finger, „laß den Raupwurm nur laufen, der wird mich nicht fressen; — du bist ein Unend (Schelm)!"

Sali that recht böse. Jetzt ging sie in die Hütte, sickerte die Milch durch ein Siebchen, schürte das Feuer und sah sich nicht mehr nach dem Burschen um.

Dieser war ihr fast zagend gefolgt: „Salerl, ich bitt dich, sei nicht harb. Aber morgen beim Holzschneiden wirst schon wieder gut werden."

„Was? beim Holzschneiden?"

„Ja, Salerl. Mein Vater läßt dich bitten, daß du mir morgen im Holz ein bißl hilfst, weil dein Vater auf die Mitteralm hat müssen wegen dem kranken Ochs."

„O Gott nein, dir hilf ich nicht im Holz; deinem Vater thät ich schon helfen, aber dir nicht, weil du alleweil galsterst (schäckerst) und keinen Fried gibst!"

„Wenn ich dich aber schön bitt, Salerl!"

„Und wenn ich nicht mag, Zenzl!" —

Der Bursche blieb vor der Hütte stehen.

Sali schaffte am Herd, kochte sich die Abendsuppe, aß sie, scheuerte das Geschirr, besprengte Herd, Tisch und Bett mit Weihwasser gegen Unglück hier und dort und schickte sich an, schlafen zu gehen.

Der Bursche stand noch immer vor der Hütte.

Er hatte es verdorben. Sali war sonst sehr, sehr lieb, aber sie konnte gar böse werden. Er aber — was hatte er

doch Unrechtes gesagt? Uneben war er sonst doch auch nicht — man hatte ihn allerorts gern und der Pfarrer sagt es noch heute: Der Zenzl war mein bravster Ministrant! — Und sonst war er hübsch — sauber — er war kein Tollpatsch und kein Latsch — und da geht sie her und sagt: „Ich mag nicht!" —

Weibervolk, übereinander! dachte sich Zenzl und wollte endlich fortgehen, denn die Hüttenthür war schon längst zu. Aber er konnte es nicht lassen — „Gute Nacht, Sali!" rief er noch laut.

„Gute Nacht, Zenzl!" entgegnete es von innen; — dann ging er langsam den Hohlweg hinan.

Es hörte sich das Rauschen des Waldbaches. Im Gestrüppe sangen Grillen und vom Gebrände herüber scholl es wie ein Uhurufen.

Ueber dem Gehöfte, dem Vaterhause, stand ein Stern. —

Als Zenzl endlich in seiner Kammer war und sich in das Bett legte, mußte er stugatzn (schlucksen) oder es stoßt das Schnackerl, sagt man auch. Zweimal kam's ihm — dreimal — wer mochte wohl an ihn denken — so spät noch? — gar viermal stoßt es. Denkt die Sali etwa? —

Jetzt war's gut und ruhig. —

Mit dem Stugatzn oder Schnackerlstoßen ist es so: Wenn's stoßt, so ist's ein Zeichen, daß Jemand an den Betreffenden denkt, und wenn es dieser erräth, wer das wohl ist, hört das Stoßen auf.

Auch Sali hatte Schnackerlstoßen in später Abendstunde.

Sie ist gekommen.

Zenzl wollte es dem Vater nicht sagen, daß ihm Sali im Holze nicht hilft, oder sollte er sagen, sie sei krank, oder er habe sie nicht gefunden oder sie hätte andere nothwendige Dinge zu thun? Ei, wozu eine Lüge — des Weibervolks wegen! Er wollte sich allein behelfen, oder einen herrschaftlichen Holzhauer drüben ansprechen, daß er den Baum zu Dreilingen abschneiden hälfe.

Den andern Tag mit dem Frühesten ging Zenzl auf den Sturmkogel.

Es war ein frischer, heiterer Morgen und Welt und Geschöpf wie neu geboren. Selbst dem kranken Ehepaare war wohler als sonst. Der alte Lerchrinner hatte gemeint, wenn der letzte Baum einmal um sei, werde es auch mit ihm gar werden. Das schien doch nicht so zu sein.

Lustig wispelnd (pfeifend) schritt Zenzl über das thauige Geschläge gegen die Höhe.

Vom Hohlzaungraben herüber hörte er singen. Er stand still, zog seinen grünen Hut ab und horchte.

„Früa von da Morgenröth,
Spot, bis d'Sunn obi geht
Und die gonz Nocht dahin
Ligst du mir im Sinn!"

— „Hallo, das ist die Sali!" jubelte Zenzl in sich hinein. „Die Sali, und sie wartet schon auf mich. Aber nur nichts schuldig bleiben, wart!"

Schnell darauf sang er:

„Hör ih mei Schotzerl,
Wia's vom Bergl schön singt,
Hui, wia mei Herzl
Ueban Zaun eini springt!"

Die drüben schwieg nicht, im Gegentheil, sie wußte, daß er es hörte, also frisch! Erst noch ein's drauf, ein zärtliches und dann — daß er nicht etwa glaube, sie wolle ihm das von gestern heute abbitten — ein Anderes, ein stechendes — sie wußte schon ein's.

Sie sang:

„Goldkopfad, schworzaugad,
A Röserl aufn Wangen,
Du herztausiga Schotz,
Dih muaß ih dalangen!"

Jetzt war's gewiß, sie meinte ihn, den Zenzl — er war ja blondköpfig und schwarzäugig. Und jetzt galt es von seiner Seite, ihr zu zeigen, daß er es sei und daß er selbst es gehört habe:

„An schön guatn Morgn
Hon ih da brocht,
Und vazeih ma se Wörtl
Von gestern auf d'Nocht!"

Im Nu hatte er das beisammen und jetzt war ja wieder Alles gut.

Aber vom Hohlzaungraben klang es wieder:

„Bua, bold'st mih nit mogst,
So schick ma fein Post,
Ih zohl schon in Botnlohn,
Daß's da nix kost!"

Was war das wieder? — Hatte er nicht recht gehört oder war's doch nicht die Sali?

„Dummheiten! — Weibervolk!“ brummte der Bursche, faßte Säge und Axt fester auf die Achsel und schritt weiter. —

Wenn man der Sängerin im Hohlzaungraben ins Herz hätt' sehen können! Ein wenig Stolz, ein wenig Trotz und — ein wenig gern hatte sie ihn doch! —

Als Zenzl zum Baum am Sturmkogel kam, war Niemand dort. Alles schöne Denken und Hoffen war zu Wasser geworden — zu Eis — Zenzl war gefroren. Er war allein — verlassen — Niemand sieht sich nach ihm um; die Welt ist ohne ihn auch noch ganz. — — „Je, meinetwegen!“

Der Bursche zog einen Stein aus der Tasche und schärfte die Axt.

Unten im Geschläge rauschte das Reisig. Zenzl wendete sich: „Die Salerl? Ei, bist da, grüß dich, grüß dich!“

„Ja, meinst denn, ich bleib da!“ neckte das Mädchen, indem es sich durch das Gesträuche herauf wand, „geh' dir gleich wieder fort, mach dein' Sach nur allein!“

„Salerl!“ bat der Bursche.

„Kommst eh schon zu röhren (zu weinen), du Hascherl du — ich bleib schon da; was du etwa thätest, wenn ich nicht wär!“ setzte sie schelmisch hinzu.

„Gar erschießen thät' ich mich!“

„Geh hör mir auf, du wilder Bub! Das mag ich nicht leiden, wenn man von so was sagt, das ist nicht recht. — Hast schon eine Suppe gehabt, Zenzl?“

„Hab' heut keine mögen.“

„Hab' mir's wohl denkt und ich hab' da einen Käs mitbracht; Vormittag, wenn wir müd' und hung'ring sind, nachher essen wir ihn zusammen.“

„Bist aber ein liebs Diandl," sagte der Bursche und streichelte ihr Kinn, wo ein Grübchen war, „magst mir nicht noch eins singen?"

„Nichts da! wo hast denn die Hack'? Wenn wir nicht anfangen, so werden wir nicht fertig — mach', Zenzl — husi, husi (hurtig)!" —

Bald schnalzten und krachten die Aeste und Reiser an der gefällten Fichte. Beide hackten und was recht hart und knöcherig war, wurde mit der umgekehrten Axt weggeschlagen. Man mag es wohl sagen: Die Sali war ein „gelernter" Holzhauer! wie sie Axt und Säge und Keil so regelrecht zu fassen und handhaben wußte; wie sie nur die Hacke schwang, daß die Luft sauste! Die Stelle, wo sie das erstemal einhaute, traf sie auch das zweitemal und immer wieder, bis der Ast wegflog. Und so glatt sah ihre Baumseite aus, schier, als ob sie der Tischler gehobelt. Das konnte gar der Zenzl nicht so gut machen. Er lugte ihr oft verstohlen in Hand und Arbeit und dachte: Das wäre so ein Weibchen für mich — thät einen Knecht ersparen! — Er hatte Sali während der Arbeit ein paarmal angesprochen und über das und das Bemerkungen gemacht; sie gab ihm nicht Antwort, verlor kein einzig Wort und hackte und hackte. Selbst, als sie zum Nest des Ammer kam, that sie keine Bemerkung, sie sah es nur einen Augenblick an und da sie sah, daß es leer war, arbeitete sie ruhig und rüstig weiter. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, dem Zenzl zu zeigen, wie man's angreifen und machen müsse und daß sie das auch könne, was er — und besser noch.

Zenzl setzte aus. Noch der Wipfel war zum abhacken;

Sali that's — es krachte, die Späne flogen — — sie holte aus, stützte sich auf die Axt — fertig! Der Baum war geästet.

Das hätte ihr Einer nachmachen sollen!

Ihr hatte es der Vater gelehrt, jetzt konnte sie es besser als er.

„Magst nicht rasten, Sali?" sagte Zenzl und setzte sich selbst auf einen Haufen Reisig.

„Bist matt und möchtest leicht schon einen Käs?" bemerkte das Mädchen und holte seitwärts aus einem Gesträuche ein Strohkörbchen hervor, dann setzte es sich auf einen dicken Ast und öffnete das Körbchen.

„Setz' dich lieber ein wenig zu mir da auf's weiche Graß (Reisig), lud sie der Bursche ein.

„Ich mag nicht," sagte Sali — „aber was ist denn das für eine Beer unter deinem Fuß; sind gar die Preißelbeer schon zeitig?"

Sie that, als müsse sie die Beere besehen — ein ersonnener Vorwand war's — sie setzte sich an Zenzls Seite auf das Reisig.

Beide aßen Käse und scherzten.

„Und den hast du gemacht?" frug der junge Lerchrinner.

„Ja, und für dich noch dazu — schmeckt er dir?"

Der Bursche blieb die Antwort schuldig. Er hatte an seinem Schnurbärtchen etwas zu ordnen. Es war, als ob nun etwas kommen müsse. Plötzlich hub er an:

„Sali, du machst mich alleweil nur traurig; immermal ziemt mich, für mich wär 's Best', wenn ich so liegen thät, wie der Baum da — maustodt. Du bist oft so bös' zu mir,

die heutig' Nacht hab ich nicht viel geschlafen. Ich wär alt genug; mein Vater hat in meinen Jahren schon geheiratet. Fünfzig Jahr hat er gehaust und gewirthschaftet — jetzt mag er nimmer. Er hat mir Haus und Grund geben und hat gesagt: Thu, was du willst, nur den letzten Meiler laß mir, daß ich mir meine Seel' kaufen mag. Das ist von wegen der Geschichte mit dem Röller. Den Meiler geb' ich zu tausendmal gern — der Vater mag Ruh haben und ein leichtes Gewissen in seinen alten Tagen. Mit dem Wald ist's ohnehin nichts mehr; vielleicht in späten Jahren wieder; ich fang eine andere Seite an, ich versuch' die Viehzucht. 's kommt halt auf den Segen Gottes an und — meine Mutter — — ja, meine Mutter hat gesagt, ich soll heiraten."

Wie ein schweres Seufzen war das letzte Wort und jetzt war's gar, als habe der Bursche den Faden verloren. Er knüpfte an den Schuhriemen und diese waren gar nicht lose, und den Faden, den er brauchte, konnte er nicht finden.

Sali hatte im Reisig ihr Käsemesser verloren und suchte und suchte und konnte es auch nicht finden.

Beide waren roth, bis hinter die Ohren.

War's wegen des Suchens und Knüpfens — wegen des Auflösens?

Eine Ameise, welche ein Eierchen trug, lief über Zenzl's Fuß.

Ein Ammer flog in die Nähe des Mädchens, nahm vom Reisig ein Zweiglein und flog wieder davon.

Es war derselbe Ammer, der auf der Fichte sein Nest gehabt hatte. —

„Salerl, und jetzt werd' ich dir was sagen," bemerkte Zenzl leise.

Das Mädchen suchte im Reisig.

„Schau, Salerl, ich hab dich so — so gern; du bist mir gar Alles und wenn du nicht bist, brauch ich kein Haus und keinen Grund, dann werd' ich Soldat und komm nicht mehr heim. Du weißt, wie ich bin und du kennst mich und ich kenn dich auch. Jetzt sag' mir's und ich bitte dich, sag' mir's von wegen dem, ob du mich magst oder nicht —?"

Das Mädchen suchte und suchte nach dem Messer.

„Zuletzt sitzt gar du d'rauf!"

Er erhob sich; beide suchten.

Beide waren sich nahe — sehr nahe; ihre Blicke begegneten sich einen Augenblick — dann ihre Lippen . . .

Im Gesträuche rauschte es.

Die Beiden fuhren auf, das „Heizerl" und die „Kitzln" hüpften heran.

— Und das Käsemesser? —

In's Herz und in's Mark.

Zenzl maß mit der Hackenheb (Axtstiel) den Baumstamm und machte nach jeder dritten Heblänge ein Zeichen in die Rinde. Bei jedem Mark mußte abgeschnitten werden und das waren die Dreilinge.

Sali nahm die Säge und stellte sich damit an's erste Mark.

„Bist rechtisch?" frug sie.

Zenzl bejahte es.

„So stell' ich mich auf die Linke, so!"

„Schad' um so einen Baum, daß man ihn verbrennt," meinte der Bursche, „das gäb' schöne Läden für Bett und Heidl (Wiege)."

„Schneid'!" rief das Mädchen.

Sie setzten an, die Säge rauschte durch das Holz.

Der Stamm war dick, — sie waren noch nicht in die Mitte gekommen, als sie aussetzten.

„Aber nein, jetzt ist der schon wieder müd," neckte Sali — dabei schnaufte sie auch selbst.

„Diandl, ich weiß was!"

„Nun, so red'!"

„Ein Busserl gib mir noch, dann bin ich stärker."

„Ja, Narren hat's geregnet! Zieh aus!"

„Wenn ich dich aber bitt, Sali!"

„Wenn ich aber nicht mag, Zenzl! — doch halt, ich weiß was und das thun wir. Wir schneiden jetzt ohne zu rasten, bis wir durch sind. Jetzt merk' aber auf!" — sie hob den Zeigefinger wichtig in die Höhe — „wenn beim letzten Zug die Säg' an deiner Seite niederfällt, so kriegst ein Busserl, und fällt sie an meiner, so —"

„Kriegst du ein's," fiel ihr Zenzl lustig in die Rede. Er war vor Freuden ganz witzig geworden, doch das Mädchen verbesserte: „Nein, so kriegst kein's und jetzt gilt's."

„Ist recht, es gilt!"

Wieder rauschte die Säge. An beiden Seiten flogen die weißen Späne in das Moos und auf die Schuhe.

Nur mehr ein Drittheil. Beiden rann der Schweiß von der Stirne. Zenzl schnitt und berechnete die Züge und sann

auf Vortheile. Sali schnitt und lächelte heimlich, sie wußte, daß es hier keine Vortheile geben könne.

Die Säge rauschte. Kaum ein Zoll war das zu Durchschneidende mehr dick. Zenzl zog und schob und zog mit doppelter Anstrengung — schier mit Herzpochen. Jetzt nur noch einige Züge, nur wenige — jetzt — nein, aber jetzt — war's ab.

Zenzl hatte den letzten Zug, an seiner Seite fiel die Säge nieder.

„Gewonnen!" jauchzte er und ging daran, seinen Preis zu holen.

„Jetzt kriegst erst recht kein's!" kicherte das Mädchen — „gib Ruh, du Unend du!"

— Ihr war's aber doch recht.

„Pst!" lispelte Sali plötzlich, „schau, schau dorthin, Zenzl!"

Der alte Lerchrinner saß auf dem Baumstock.

Beide thaten, als ob sie ihn nicht bemerkt hätten und machten sich mit den Geästen zu schaffen und gingen wieder zum Stamm und schnitten.

Der alte Mann stand auf und hinkte heran — „Zenzl!" rief er kläglich: „Zenzl, aus ist's!"

„Ah, der Vater ist da! was gibt's, was fehlt, Vater?"

„Hört auf, hört auf zu schneiden, ihr schneidet mir Hände und Füße ab!"

Diese Worte stieß er in höchster Aufregung, wie im Uebermaße des Schmerzes aus. Seine Mundwinkel zuckten, seine Glieder bebten.

Sali lehnte die Säge an den Baum, trat hin zum alten Manne und legte ihm, wie abkühlend, die flache Hand an die heiße Stirne:

„Ihr seid heut' wieder recht krank, Vater, setzt euch ein wenig auf's Graß!"

Sie führte ihn hin und war ihm behilflich, daß er sich sanft niederlassen konnte.

Auch Zenzl war still und traurig geworden.

Der Kranke wurde ruhig und schien einzuschlummern. Die beiden jungen Leute gingen wieder an die Arbeit.

Plötzlich sprang der alte Mann empor und kreischte: „Jesus Maria, mein Fuß! die Säge, die Säge weg! o, nicht so tief in's Mark! Kinder, beim Blut Christi seid gebeten, habt Erbarmen, laßt mir meinen Fuß — bis ich sterbe!"

Zenzl und Sali waren wieder herbei geeilt: „Seid doch ruhig, Vater, wir thun euch ja nichts zu Leide und ihr werdet wieder gesund."

Zenzl sprach's mit feuchten Augen.

Sali barg ihr Gesicht in's Vortuch und weinte.

„Ich wieder gesund?" hauchte der Greis, dann lächelte er. Dieses Lächeln war noch viel trauriger, als das Weinen.

„Gefallen und abgeschnitten ist der Baum," sagte er, „ja — wenn er wieder steht und lebt und frisch und jung ist, dann mag's sein, dann werd' ich wohl gar wieder gesund. Aber da, da liegt er, und ihr schneidet ihn auseinander und mich — euern alten Vater auch!"

Der Mann faltete die Hände und betete. Der blaue Himmel spiegelte in seinem Auge.

Es war ein reicher, sonniger Sommertag; — so viel Mark und Gesundheit keimte und sproß — wäre denn kein Heil für den armen, armen Mann?

auf Vortheile. Sali schnitt und lächelte heimlich, sie wußte, daß es hier keine Vortheile geben könne.

Die Säge rauschte. Kaum ein Zoll war das zu Durchschneidende mehr dick. Zenzl zog und schob und zog mit doppelter Anstrengung — schier mit Herzpochen. Jetzt nur noch einige Züge, nur wenige — jetzt — nein, aber jetzt — war's ab.

Zenzl hatte den letzten Zug, an seiner Seite fiel die Säge nieder.

„Gewonnen!" jauchzte er und ging daran, seinen Preis zu holen.

„Jetzt kriegst erst recht kein's!" kicherte das Mädchen — „gib Ruh, du Unend du!"

— Ihr war's aber doch recht.

„Pst!" lispelte Sali plötzlich, „schau, schau dorthin, Zenzl!"

Der alte Lerchrinner saß auf dem Baumstock.

Beide thaten, als ob sie ihn nicht bemerkt hätten und machten sich mit den Geästen zu schaffen und gingen wieder zum Stamm und schnitten.

Der alte Mann stand auf und hinkte heran — „Zenzl!" rief er kläglich: „Zenzl, aus ist's!"

„Ah, der Vater ist da! was gibt's, was fehlt, Vater?"

„Hört auf, hört auf zu schneiden, ihr schneidet mir Hände und Füße ab!"

Diese Worte stieß er in höchster Aufregung, wie im Uebermaße des Schmerzes aus. Seine Mundwinkel zuckten, seine Glieder bebten.

Sali lehnte die Säge an den Baum, trat hin zum alten Manne und legte ihm, wie abkühlend, die flache Hand an die heiße Stirne:

„Ihr seid heut' wieder recht krank, Vater, setzt euch ein wenig auf's Graß!"

Sie führte ihn hin und war ihm behilflich, daß er sich sanft niederlassen konnte.

Auch Zenzl war still und traurig geworden.

Der Kranke wurde ruhig und schien einzuschlummern. Die beiden jungen Leute gingen wieder an die Arbeit.

Plötzlich sprang der alte Mann empor und kreischte: „Jesus Maria, mein Fuß! die Säge, die Säge weg! o, nicht so tief in's Mark! Kinder, beim Blut Christi seid gebeten, habt Erbarmen, laßt mir meinen Fuß — bis ich sterbe!"

Zenzl und Sali waren wieder herbei geeilt: „Seid doch ruhig, Vater, wir thun euch ja nichts zu Leide und ihr werdet wieder gesund."

Zenzl sprach's mit feuchten Augen.

Sali barg ihr Gesicht in's Vortuch und weinte.

„Ich wieder gesund?" hauchte der Greis, dann lächelte er. Dieses Lächeln war noch viel trauriger, als das Weinen.

„Gefallen und abgeschnitten ist der Baum," sagte er, „ja — wenn er wieder steht und lebt und frisch und jung ist, dann mag's sein, dann werd' ich wohl gar wieder gesund. Aber da, da liegt er, und ihr schneidet ihn auseinander und mich — euern alten Vater auch!"

Der Mann faltete die Hände und betete. Der blaue Himmel spiegelte in seinem Auge.

Es war ein reicher, sonniger Sommertag; — so viel Mark und Gesundheit keimte und sproß — wäre denn kein Heil für den armen, armen Mann?

auf Vortheile. Sali schnitt und lächelte heimlich, sie wußte, daß es hier keine Vortheile geben könne.

Die Säge rauschte. Kaum ein Zoll war das zu Durchschneidende mehr dick. Zenzl zog und schob und zog mit doppelter Anstrengung — schier mit Herzpochen. Jetzt nur noch einige Züge, nur wenige — jetzt — nein, aber jetzt — war's ab.

Zenzl hatte den letzten Zug, an seiner Seite fiel die Säge nieder.

„Gewonnen!" jauchzte er und ging daran, seinen Preis zu holen.

„Jetzt kriegst erst recht kein's!" kicherte das Mädchen — „gib Ruh, du Unend du!"

— Ihr war's aber doch recht.

„Pst!" lispelte Sali plötzlich, „schau, schau dorthin, Zenzl!"

Der alte Lerchrinner saß auf dem Baumstock.

Beide thaten, als ob sie ihn nicht bemerkt hätten und machten sich mit den Geästen zu schaffen und gingen wieder zum Stamm und schnitten.

Der alte Mann stand auf und hinkte heran — „Zenzl!" rief er kläglich: „Zenzl, aus ist's!"

„Ah, der Vater ist da! was gibt's, was fehlt, Vater?"

„Hört auf, hört auf zu schneiden, ihr schneidet mir Hände und Füße ab!"

Diese Worte stieß er in höchster Aufregung, wie im Uebermaße des Schmerzes aus. Seine Mundwinkel zuckten, seine Glieder bebten.

Sali lehnte die Säge an den Baum, trat hin zum alten Manne und legte ihm, wie abkühlend, die flache Hand an die heiße Stirne:

„Ihr seid heut' wieder recht krank, Vater, setzt euch ein wenig auf's Graß!"

Sie führte ihn hin und war ihm behilflich, daß er sich sanft niederlassen konnte.

Auch Zenzl war still und traurig geworden.

Der Kranke wurde ruhig und schien einzuschlummern. Die beiden jungen Leute gingen wieder an die Arbeit.

Plötzlich sprang der alte Mann empor und kreischte: „Jesus Maria, mein Fuß! die Säge, die Säge weg! o, nicht so tief in's Mark! Kinder, beim Blut Christi seid gebeten, habt Erbarmen, laßt mir meinen Fuß — bis ich sterbe!"

Zenzl und Sali waren wieder herbei geeilt: „Seid doch ruhig, Vater, wir thun euch ja nichts zu Leide und ihr werdet wieder gesund."

Zenzl sprach's mit feuchten Augen.

Sali barg ihr Gesicht in's Vortuch und weinte.

„Ich wieder gesund?" hauchte der Greis, dann lächelte er. Dieses Lächeln war noch viel trauriger, als das Weinen.

„Gefallen und abgeschnitten ist der Baum," sagte er, „ja — wenn er wieder steht und lebt und frisch und jung ist, dann mag's sein, dann werd' ich wohl gar wieder gesund. Aber da, da liegt er, und ihr schneidet ihn auseinander und mich — euern alten Vater auch!"

Der Mann faltete die Hände und betete. Der blaue Himmel spiegelte in seinem Auge.

Es war ein reicher, sonniger Sommertag; — so viel Mark und Gesundheit keimte und sproß — wäre denn kein Heil für den armen, armen Mann?

auf Vortheile. Sali schnitt und lächelte heimlich, sie wußte, daß es hier keine Vortheile geben könne.

Die Säge rauschte. Kaum ein Zoll war das zu Durchschneidende mehr dick. Zenzl zog und schob und zog mit doppelter Anstrengung — schier mit Herzpochen. Jetzt nur noch einige Züge, nur wenige — jetzt — nein, aber jetzt — war's ab.

Zenzl hatte den letzten Zug, an seiner Seite fiel die Säge nieder.

„Gewonnen!" jauchzte er und ging daran, seinen Preis zu holen.

„Jetzt kriegst erst recht kein's!" kicherte das Mädchen — „gib Ruh, du Unend du!"

— Ihr war's aber doch recht.

„Pst!" lispelte Sali plötzlich, „schau, schau dorthin, Zenzl!"

Der alte Lerchrinner saß auf dem Baumstock.

Beide thaten, als ob sie ihn nicht bemerkt hätten und machten sich mit den Geästen zu schaffen und gingen wieder zum Stamm und schnitten.

Der alte Mann stand auf und hinkte heran — „Zenzl!" rief er kläglich: „Zenzl, aus ist's!"

„Ah, der Vater ist da! was gibt's, was fehlt, Vater?"

„Hört auf, hört auf zu schneiden, ihr schneidet mir Hände und Füße ab!"

Diese Worte stieß er in höchster Aufregung, wie im Uebermaße des Schmerzes aus. Seine Mundwinkel zuckten, seine Glieder bebten.

Sali lehnte die Säge an den Baum, trat hin zum alten Manne und legte ihm, wie abkühlend, die flache Hand an die heiße Stirne:

„Ihr seid heut' wieder recht krank, Vater, setzt euch ein wenig auf's Graß!"

Sie führte ihn hin und war ihm behilflich, daß er sich sanft niederlassen konnte.

Auch Zenzl war still und traurig geworden.

Der Kranke wurde ruhig und schien einzuschlummern. Die beiden jungen Leute gingen wieder an die Arbeit.

Plötzlich sprang der alte Mann empor und kreischte: „Jesus Maria, mein Fuß! die Säge, die Säge weg! o, nicht so tief in's Mark! Kinder, beim Blut Christi seid gebeten, habt Erbarmen, laßt mir meinen Fuß — bis ich sterbe!"

Zenzl und Sali waren wieder herbei geeilt: „Seid doch ruhig, Vater, wir thun euch ja nichts zu Leide und ihr werdet wieder gesund."

Zenzl sprach's mit feuchten Augen.

Sali barg ihr Gesicht in's Vortuch und weinte.

„Ich wieder gesund?" hauchte der Greis, dann lächelte er. Dieses Lächeln war noch viel trauriger, als das Weinen.

„Gefallen und abgeschnitten ist der Baum," sagte er, „ja — wenn er wieder steht und lebt und frisch und jung ist, dann mag's sein, dann werd' ich wohl gar wieder gesund. Aber da, da liegt er, und ihr schneidet ihn auseinander und mich — euern alten Vater auch!"

Der Mann faltete die Hände und betete. Der blaue Himmel spiegelte in seinem Auge.

Es war ein reicher, sonniger Sommertag; — so viel Mark und Gesundheit keimte und sproß — wäre denn kein Heil für den armen, armen Mann?

Es wäscht sich die Katz'.

Seit den Geschichten auf der Höhe waren einige Wochen vergangen.

Einzelne Blätter an Linden und Eschen und am Himbeerlaub färbten sich gelblich und die jungen Schwalben, welche in der Scheune des Lerchrinnerhofes ihr Nest hatten, flogen mit den Alten umher und zwitscherten auf dem Kornfeld und im Krautgarten.

Zenzl und Bonifaz und Sali hatten das Ihre wohl gethan — der Baum von der Höhe und die Bäumchen am Rain lagen geschält, glatt und weiß in der Kohlstatt.

Der von Wäldern, Alpenhöhen und Felsen eingerahmte Morgenhimmel lachte mit tiefblauem Auge nieder in das Thal, in die Schlucht.

Es war zur Morgenstunde; schon lag die Sonne auf der Spitze der Mitteralpe.

In der Kohlstatt herrschte reges Leben.

Es kollerte und hallte das Holz — es rollte, es pochte. Dazwischen klang manches Liedchen, natürlich und sinnig und heiter und schuldlos — oft wohl auch tief ernst, betrübt, klagend — Herzenslieder, wie sie nur im Gebirge, im Reiche der ewigen Natur bedeutsam ertönen.

Zenzl und Bonifaz spalteten Holzblöcke und machten Scheiter für den Meiler.

Sali war eben mit der Frühsuppe vom Bauer gekommen, wo sie nun fast die ganze Zeit bei den Kranken zubringen mußte, denn das alte Paar hatte das frische, fleißige, umsichtige, allseitig sorgende Mädchen sehr lieb.

Zenzl stützte sich einen Augenblick an die Hackhebe: „Bist da, Sali, — wie geht's dem Vater?"

„Jetzt schläft er wohl, aber in der Nacht, mein, da ist er gar sehr drobweis (im Delirium) gewesen!"

„Ist wohl recht zuwider, und der Mutter?"

„Ho, die ist schon auf! heut hat sie gar die Kühe gemolken und spinnen thut sie rechtschaffen; ei ja, die Mutter, die gefällt mir recht gut, ich mein', die wird doch noch einmal!"

Nach diesem Berichte trat Sali in die Kohlstube, setzte den Hafen mit dem Frühstück auf den Herd, band das Tuch, in welches es gewickelt war auf, deckte es ab und schüttete die Suppe in eine Schüssel. Hernach bedeckte sie den rein gehaltenen, kleinen Tisch, der aus zwei zusammengefügten Brettchen bestand, holte aus einem rußigen Schrank zwei Löffel hervor und schnitt Schwarzbrot auf.

Als sie mit all' dem fertig war, rief sie zur Thüre hinaus: „Jetzt kommt's zum Suppenessen!"

Und die beiden Holzhauer saßen um die dampfende Schüssel, beteten laut das Tischgebet und aßen.

Sali aß nicht mit, sie hatte oben mit den „Vaterleuten" schon gefrühstückt. Sie beschäftigte sich jetzt mit den Ziegen, ließ den Hahn und die zwei Hühner in's Freie und fütterte die Katze.

Das war ihr ganzer, voller Viehstand.

Auf einmal rief das Mädchen vom Stall herüber: „Mannleut, heut kommt noch wer, es wäscht sich die Katz!"

„Wer mag's etwa sein!" bemerkte Bonifaz, indem er

den Löffel auf den Tisch stämmte, „wohl gar ein Bot für ein krankes Vieh; aber heut könnt' ich nichts geben und wenn mir Einer die Haut über die Ohrwaschel ziehen thät, nu, weil ich nichts hab! Alleweil kann man nicht für Andere denken und schaffen, Unsereinem hat auch der Herrgott das weiß' Brot nicht auf der Haselnußstauden wachsen lassen."

Die Mehlsuppe mit dem Haferbrot war genossen.

„Gott vergelt's!" sagten die beiden Männer in frommer Weise und wischten am Tischtuch ihre Löffel ab.

Dann gingen sie wieder an die Arbeit. Die Stämme lagen in tausend Stücke gespalten, immer näher rückten sie dem Letzten, dem Verkohlen.

Dem Letzten? So ein Baum nützt nicht blos, so lange er steht und lebt und Schatten, Dach und Streu gibt — zum Besten erst dann, wenn er nicht mehr ist. In der Esse loht die Kohle noch mächtig auf, schmilzt und reinigt und verbindet und lebt dann fort in des Eisens Kraft und nützt.

Da steht der Baum wohl sehr über manchen Menschen! —

Vom Herrschaftswalde herüber hörte man Hundegebell und Schüsse.

Die Arbeiter bemerkten es kaum, endlich aber sagte Zenzl: „Schaut's, der Herr Röller hat heut ein Jagen, 's wird doch der Bär nimmer da sein, den sie in letzter Woche gesehen haben."

„Kann leicht sein," gab der Köhler zu, „so ein Rabenvieh geht nicht weg, bis es nicht ein paar Ochsen im Rachen hat; Fangeisen sollen sie in die Ameishaufen stecken, a halt

ja, so einem verwunschenen Weber thät ich wohl noch gescheit genug werden!"

Ohne sich weiter um den Lärm im Walde zu kümmern, wurde wacker darauf los gearbeitet — Splitter und Spalten flogen nach allen Seiten.

Sali war wieder zum Bauer hinauf gegangen, verrichtete dort das Haus- und Stallgeschäft, that mit den kranken Leuten herum und kam erst zu später Mittagszeit mit dem „Essen" wieder in die Kohlstatt.

„Meine Leut, ich muß Weihholz auf's Feuer legen," sagte sie, kaum angekommen, „ich mein', 's wird ein Wetter kommen, über der Mitteralm schaut's gar so wild her und wettersieden thut's auch schon!"

Sie holte unter dem Gedecke Palmholz (getrocknete Weidenzweige) hervor, diese brach sie in Stümpfchen zusammen und legte sie kreuzweise auf angefachte, glühende Kohlen.

Ueber der Alpe hörte man wirklich ein dumpfes Murren.

Die Männer gingen zum Mittagessen.

Das Mahl, woraus es bestand? — Halt Gottessegen und ein gesunder Magen gehört dazu: Eine Schüssel mit Salat in saurer Milch und ein dickes braunes Mus aus Wasser und Roggenmehl. — Halt ja, Gottessegen und ein gesunder Magen! —

Ersteren bringt die Zeit und der Glaube, letzteren das Holzspalten; — die beiden Männer aßen und waren heiter.

Das dunkle Gewölke stieg immer weiter herauf, das Rollen des Donners wurde hörbarer. Ein grauer Schleier legte sich über das Himmelsauge, der Sonnenschein hatte sich verzogen.

Die Gegend wurde still, man hörte keinen Vogelsang.

Sali hatte ein geschwärztes Crucifix von der Wand genommen und war damit hinausgegangen in's Grüne, dort machte sie Kreuze gegen das herannahende Gewitter und betete.

Das ist das Wetterwehren, auf daß das Ungewitter, wenn es durch eine Zauberei entstanden oder sonst vom bösen Feind kommt, nicht schaden könne in Haus und Feld und Wald.

Von der Richtung des Gewitters flog ein Geier über die Kohlstatt und den Anwachs dahin.

Sali sprang in die Hütte: „Mannleut, betet doch nur gleich die Litanei, 's wird grob kommen!"

Auf dieses Wort knieten die Männer nieder und Zenzl sprach auswendig die Litanei von den Heiligen.

Draußen fielen einzelne, schwere Tropfen, so daß die Lösch emporspritzte.

Ueber die Alpe zuckte ein blendend weißer Funken hin — ein starker Donnerschlag erfolgte.

„O mein Gott in deinem Reich, der Vater und die Mutter werden sich aber fürchten, wenn ich doch oben wär' im Haus!" jammerte Sali.

Jetzt kam ein heftiger Guß.

Niedersausende Tropfen zertheilten sich in viele und spritzten hoch auf, bald bildeten sich auf dem schwarzen Boden kleine Bächlein und diese vereinigten sich wieder zu Bächlein und Bächen.

Durch das Donnern und Wasserrauschen wurden von außen Menschenstimmen vernehmbar. In demselben Augenblick

stürzten mehrere Männer in Regen gebadet, aber erhitzt, mit Jagdtasche und Gewehr in die Hütte.

„Jesses, die Jäger!“ hauchte das erschrockene Mädchen und schlug sich schnell das Halstuch um, welches es in Tages- und Arbeitshitze nicht benützt hatte.

„Guten Tag, Leutl! — müßt schon erlauben, es hat uns der Regen überrascht!“

So rief Einer im Hereineilen. Der Gewerksherr Röller war's, ihm folgten seine Begleiter, der Pfarrer, der Schulmeister, der Dorfarzt, der Förster und ein fremder Herr.

Jetzt war die Köhlerhütte schier zu enge.

Während Sali eilig das Geschirr und das Eßzeug vom Tischchen räumte, standen die Holzhauer auf, thaten ehrerbietig und erfreut über die unverhoffte Einkehr solcher Gäste.

„Ihr kommt so oft ins Dorf,“ meinte der Pfarrer, seinen Doppellauf in eine Ecke lehnend, „und immer findet ihr bei uns Dach und Fach, nun müßt ihr da im Thale uns auch einmal beherbergen. Ist aber ein beschwerlicher Weg da herein!“

„'s geht an, Hochwürden, wenn man gesund ist,“ entgegnete Zenzl und haschte nach des Pfarrers Hand, daß er sie küsse.

„Wer hätte das Wetter heute am Morgen geahnt — man sollte glauben“ — schnaufte der Schulmeister, trocknete mit dem Schnupftuch sein Gesicht und griff gelegentlich um die Dose: „Aufzuwarten, Herr von Röller?“

Der Angesprochene hatte sich bereits nach dem übrigen Theil der Hütte umgesehen und hatte schon dem schämigen Mädchen die Hand zum Gruß geboten.

„Ei, da seh' man einmal, wie sich der Herr von Röller gleich an das zarte Geschlecht macht! man sollte glauben!" sagte der Schulmeister und lachte sehr über seine Bemerkung.

Bonifaz starrte in den Regen hinaus und sagte: „Hab mir's wohl denkt, 's hat gestern spät Abends der Hahn kräht und da kommt immer grob Wetter — nein, weil's nur nicht schauert, Gott sei Lob und Dank, 's ist der Hafer noch auf dem Feld und wenn's uns den herausschlagen thät, da könnten wir unsere Mägen gleich einsalzen lassen. Ja, ihr thut lachen, ich bin halt ein G'radhinaus und ich red', wie ich's versteh'. — Schau, jetzt wird's schon schön und dann geh'n wir wieder Holz klieben, Zenzl."

Röller erkundigte sich um das Befinden von Zenzl's Eltern. Der Bursche schüttelte traurig den Kopf.

„Die Frau Mutter wird werden," sagte der Dorfarzt, der beide behandelte, „aber der alte Mann! — Der hat's im Kopf. Die Kohlgeschichte und der Baum! Ich hatte gemeint, wenn er den Baum umhaut, um seinen Wahn zu beruhigen, so wird's etwa gut, und jetzt ist's der umgehauene Stamm. Es ist merkwürdig, der arme Mann ist wie mit dem Holze verwachsen — es hat sich daraus ein ganz eigenthümlicher psychischer Zustand entwickelt."

„Als ob der Wald dem Manne feindlich wäre," bemerkte der Pfarrer, „zuerst die Kinder und jetzt — aber vielleicht hat der Zustand in jener früheren Zeit seinen Ursprung."

„Der Lerchrinner war der Baumtod," sagte der Förster, „ich vermesse mich zu keinem Urtheil, aber ein Frevel war's, den ganzen herrlichen Wald hinzuschlachten, ein Frevel an Grund und Boden, ein Frevel an den Kindern. Der gemor-

dete Wald rächt sich — wenn das Alle wüßten! — Früher waren bessere Zeiten, heißt es, das Feld war fruchtbarer, die Viehzucht kräftiger; — jetzt erlahmt der Boden, kältere Winde ziehen. Aber in den besseren Zeiten stand der Wald und befruchtete durch geregelte Feuchtigkeit das Feld, die Wiese, die Weide und mäßigte die Temperatur; über den Schlachtfeldern des Waldes trauert die Natur und selbst die Sonne beginnt zu siechen."

„Baum und Bauer gehören zusammen," versetzte der Schulmeister, „wohl lebt der erstere ohne den letzteren, aber stirbt der Baum, so stirbt der Bauer. Man sollte glauben—"

Der Schulmeister kam in seiner Rede nie, oder nur höchst selten über sein: man sollte glauben hinaus.

So tauschten die Männer ihre Meinungen aus, der Gewerksherr selbst theilte seine Ansicht mit dem Förster, er sagte, daß er dem Lerchrinner in früheren Jahren mehrmals gerathen habe, mit dem Schlagen des Waldes einzuhalten.

Ueber den Zustand des Bauers kamen sie darin überein, daß er das Abfallen der Blätter nicht überleben werde.

Mittlerweile war das Gewitter vorüber gezogen und durch die Wolkenrisse blickte das blaue Himmelsauge wieder auf den funkelnden, frischgrünen Anwachs und auf die Kohlstatt.

Zenzl und Bonifaz gingen wieder an die Arbeit.

Sali hatte den Herren Käse vorgesetzt; sie ließen sich ihn schmecken.

„Die Jager und die Hund,
Fressen gern' alle Stund!"

sagte der Förster und man lachte.

„Schon oft habe ich die obersteierische Käse rühmen

gehört, nur habe ich bis heute solche nicht gegessen," bemerkte der Fremde und griff tapfer zu.

„Ei, da im Messerheft steckt gar eine. Graßnadel, oder wie sie das Ding da nennen," sagte der Schulmeister, „man sollte glauben —"

Sali wendete sich gegen den Herd und wurde roth. Dann ging sie in den Stall, um die Ziegen in's Freie zu lassen.

Röller verließ ebenfalls die Hütte und ging dem Mädchen nach. Sie blieben lange zusammen im Stall; sie hatten Wichtiges zu besprechen.

Die Gesellschaft schmunzelte und that verschiedenartige Bemerkungen.

Röller war ein greiser Mann!

Holz- und Herzglühen. Ein junger Sprosse.

Mitten in der wunderbaren Werkstatt der Natur, mitten in Waldesgrün und Sonnenglühn, mitten im Wasserrauschen und Vogelsang — mitten, mitten im Leben und Weben, und doch einsam steht der glühende Kohlenmeiler. Wie das Gold und die Unschuld, so rein glüht das Feuer in seinem Innern, im Herzen; weiß, wie das Bild der Freude und Seligkeit, entringt sich der Rauch seiner glühenden Geburtsstätte und steigt langsam und still gegen das Blau des Himmels auf!

So denke sich der Glaube den Geist, welcher der heißkämpfenden Brust entflieht — aufwärts, aufwärts!

So denke sich die Hoffnung das Gebet, welches dem glühenden, bedrängten Herzen entsteigt — aufwärts, aufwärts!

So denke sich die Liebe das Brandopfer glühen und lohen. —

Und der Kohlenmeiler war ja auch ein Brandopfer — das Brandopfer eines Brautpaares, dargebracht für ein krankes Vaterherz! —

Eines Brautpaares?

Trotzdem und trotzdem! Die Wirthschaft verlangte es und während des Kliebens und Auflegens der Scheiter zum dreireihigen, dreistöckigen Meiler, während des Einhüllens desselben mit Reisig und Lösche und während des Anzündens war es richtig und ernst geworden.

Der Vater hatte in einem lichten Augenblick gesagt: „Hast recht, Zenzl, die Sali ist ein gutes, rührig's Weiberl; wenn sie auch nichts hat, so hat sie doch was, Bub, sie hat doch was! Gesunde Glieder hat sie und ein gutes Herz; — hat deine Mutter auch nicht mehr gehabt — was willst denn noch? Thu' hausen und wirthschaften mit ihr, bleib brav und in Ehren — sei genau auf Maß und Gewicht und gib Jedem, was ihm gehört. Wo ist denn das Mädl? Geht her, all' zwei, seid recht glücklich in Haus und Stall, in Feld und Wald und in der Sterbstund. Meinen Segen habt ihr, Amen! — Und wenn ich nicht mehr bin," setzte er noch hinzu, „vergeßt an das Kreuzlein nicht, oben — das bitt' ich euch!"

Mütterlein lächelte und küßte die Kinder und zuletzt gar auch den Alten.

Der Bonifaz hatte gesagt: „Hab's schon lang gewußt, wo der Bartl den Most feil hat; eine Spul' im Sack, das Stroh im Holzschuh und ein Mädl im Haus läßt sich nicht

gut verstecken. Und mir ist's recht, habt's euch gern und ich bleib' bei euch, ihr müßt schauen auf mich und ich schau euch auf's Vieh und auf die Kinder und lern' ihnen das Kohlen und das Vieharzten."

Dabei war er glücklich, daß er wie toll und kindisch herum rannte und schier auf den Meiler vergaß, wenn er ausbrannte.

Beim Pfarrer war's auch in der Richtigkeit und es hatte auch Herr Röller viel mitgesprochen.

Und so war's ins Reine gekommen und bis der Meiler verkohlt, sollte die Hochzeit sein.

Am ersten Sonntag nach Michaeli wurden es fünfzig Jahre, seit der Lerchrinner seine Hausfrau heimgeführt hatte, und jetzt — nach fünfzig Jahren, sollte er seine Hausfrau wieder heimführen — der junge und der alte!

Auch der Alte! — Es gibt eine goldene Hochzeit. Herr Röller hatte mit dem Pfarrer und mit dem Gemeindevorsteher davon gesprochen. Wenn die Alten nur entsprechend wohl sind.

Immer näher rückte Michaeli heran, immer kleiner wurde der schwarze, dampfende Haufe in der Kohlstatt. Der Köhler hatte diesmal besonderen Fleiß mit Meiler und Kohlen — als sollten diese Kohlen in eine gar eigene Esse kommen — in eine Esse, wo zwei Menschenherzen zusammengeschmiedet werden für Zeit und Ewigkeit.

Das erste Aufgebot von der Kanzel war schon geschehen. Die Brautleute hatten recht viel zu thun; da gibt es Vorbereitungen für Brautkleider, Kränze, Bänder, für die Hochzeit-

gäste und besonders für die „jungen Leut", wie man die Kranzjungfrauen und ihre Burschen nennt.

Diese letzteren mußten wohl wenigstens vier Paare sein.

Sali hatte auch heimliche Geschäfte.

Die „Vaterleut" waren ruhig, aber einmal hatte der Alte wieder Alle erschreckt. Er fantasirte in der Nacht fürchterlich; es sei heiß, man möge ihn doch aus dem Meiler ziehen, Hände und Füße seien schon verkohlt, man soll ihm doch um des Himmels willen Herz und Seele nicht verbrennen, und er schrie laut und rief zur Jungfrau Maria!

Seitdem waren mehrere Tage vergangen und er war doch wieder ruhig. So oft von dem nahen Ehrentag und von der goldenen Hochzeit die Rede war, klärte sich sein Blick und er lächelte zu seiner Ehhälfte.

Am ersten Tag nach Michaeli „störte" Bonifaz und dämpfte die letzten, glühenden Kohlen im Wasserkübel.

Wieder rasselte nach längerer Zeit ein Kohlenfuhrwerk vom Hohlzaungraben gegen das Röller'sche Gewerk.

Und endlich kam der Vorabend.

Haus und Hof hatte Alles schon bereitet, aber Braut und Bräutigam hatten noch Vieles zu thun. Mütterchen trug sein Spinnrad in die Dachkammer hinauf, nur hatte es der Sali noch früher die Strähne gezeigt, die es im Sommer über gesponnen.

Väterchen ging gar rüstig in Haus und Hof umher und ohne Rock, wie einst; er hatte bereits ein neues Hemd an, wie es der Gemeindevorstand, der Brautführer war, schickte. Er äußerte heute, da der Abend gar so schön und heiter sei, den Willen, den Baumstock auf dem Sturmkogel

zu besuchen. Zenzl fürchtete, daß der Vater dadurch wieder in eine neue Gemüthsaufregung kommen könnte und machte Vorwände: Es sei so dämmig (schwül) gewesen den Tag über und es käme sicher noch ein Gewitter.

Der Alte schwieg. Dann ging er zu seinem Weibe und theilte diesem sein Vorhaben mit. Sein Weib war einstimmig und bereit.

Durch das Gebrände und den Anwachs schritten im Abendglühen zwei alte Leute gegen die Sturmhöhe hinan.

Beide hatten Stöcke und eines stützte sich an das andere. Anfangs eilten sie, wie flüchtig, als sie aber den Hof hinter sich hatten, gingen sie langsamer, blieben oft stehen, sahen einander stumm an und waren froh.

Morgen sollten sie ihre goldene Hochzeit feiern!

Mit Mühe kamen sie die steile Höhe hinan — doch endlich waren sie oben. Es war der Sturmkogel, aber kein Sturm brauste, ein wohliges Lüftchen zog.

Die trüben Augen des alten Lerchrinners irrten unstät und suchend umher. Das, was er meinte und suchte, war tief unten, war verkohlt — verkohlt. Traurig fiel sein Blick auf den breiten, weißen Stock, auf dem der Baum gestanden. So lange hier das Kreuzlein nicht eingeschnitten, war ja noch nicht Alles aus.

Jetzt — du Liebe Gottes! was ist das? —

Der Greis that einen Schrei, einen Juchschrei, wie vor fünfzig Jahren so hell und heiter, und die Berge thaten ihm 's nach.

Ganz nahe am Stock, schier mit demselben verwachsen, stand ein junger Fichtenbaum, lebend, frisch und grün, —

leise fächelte er mit seinen zarten, schlanken Aesten, als wollte er das Greisenpaar recht fröhlich, recht herzinnig begrüßen.

„Katharine!“ jubelte der Lerchrinner, „jetzt schau! der junge, lebendige Baum! ich werde wieder gesund!“ — Weinend fiel er dem Weiblein um den Hals.

Die Beiden traten nun zum Bäumchen, betasteten die Aeste, den Stamm, sogar die Wurzel; — wahrhaftig, es keimte und wuchs und der alte Mann fühlte, wie es keimte und wuchs.

Im Gehöfte begann es zu dämmern.

„Es ist Zeit zum Rosenkranz!“ sagte der junge Lerchrinner, aber Sali frug: „Wo sind denn die Vaterleut?“

Man suchte, sie waren im ganzen Gehöfte nicht zu finden. Man wurde ängstlich, endlich fiel es Zenzl ein, daß der Vater für den Abend auf den Sturmkogel gehen wollte. Schnell hing er den großen, hölzernen Rosenkranz, die „Hausbeten“, wieder an die Wand und verließ das Haus.

Sali begleitete ihn; sie war heiter, während dem Burschen um die kranken Eltern bangte.

In einer Viertelstunde waren sie auf der Anhöhe; dort standen sie still und sahen und lauschten.

Das Greisenpaar kniete am Baumstock und hielt die Hände gefaltet.

Die sanfte Abendröthe beleuchtete ihr Gesicht — noch mehr verklärte es die Freude — die Freude!

Die Sonne war unten, noch glühten die fernen Kanten der Alpen im Abendschein. Es war ein Leuchten, ein rosiges Weben und Vergehen, ein Blühen und Glühen außen und im Menschenherzen!

Auch Zenzl und Sali auf den Knieen.

Zwei Brautpaare! Hier eines, mit blühenden Wangen und Lippen, mit klaren, frischen Augen, mit lockigem Haar, bekränzt von Jugend und Unschuld, von den Fittigen der Hoffnung getragen, umstrahlt und umwebt von Natur und Liebe — glücklich, überglücklich!

Dort eines, niedergebeugt von Alter und Schicksal, mit eingefallenen, durchfurchten Wangen, mit erlöschenden Augen, mit bleichen Haaren — eine lange Reihe kummervoller Jahre durchwandert, ein wehevolles Leben hinter sich und vor sich die Grube; aber kindlich glaubend, gewahrt und geleitet vom Engel der Liebe, angelangt am ruhigen, lichtstrahlenden Abende des Lebens!

Und das Bäumchen am Stocke — wie ein Christbaum war es, so heilig und hehr, milde Früchte tragend den beiden Paaren. Dem Brautpaar an des Lebens Morgen Kindesliebe, Hoffnung, Freude; dem Brautpaar an des Lebens Abend Genesung, Beruhigung, seligen Frieden!

O, leuchte fort, du wonniges Abendglühen — wehe nur, Lüftchen, umwoben vom rosigen Lichte; — fröhliche Nachtigall du, singe dein lieblichstes Lied! —

Als die vier Glücklichen dem Gehöfte zuwandelten, hatte Väterchen oben seinen Stock vergessen.

Wie 's in der Bibel steht.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! steht es zu Anfang des heiligen Buches.

Das ist ein wahrer Satz, den wissen und an den glauben Alle, haben sie jenes Buch gelesen oder nicht.

In der Dorf- und Pfarrkirche, nahe an den Altarstufen steht heute ein rothbedeckter Betstuhl und in diesem sitzen die zwei Paare in Freude und Brautschmuck.

Das eine der Paare feiert die goldene Hochzeit, das andere die eiserne, — doch, wir wissen es ja.

Wie Kohlen glühen und im Feuer Eisen mit Eisen verbinden, so ist auch — — kurz, der Traualtar ist eine Schmiede und Esse, die Lieb' ist glühende Kohle und des Priesters Wort und Segen ist der Hammer. So wird hier gehämmert und geschmiedet ein ehernes Band, treu und stark und innig, bis der Rost der Grabeserde es löset! —

Die Bräute weinen, als sollte Rosmarin und Herzenstrost und Nelke an ihrer Brust durch Thränen neu aufgefrischt werden — und die Sträuße grünen und blühen ohnehin so lebendig. Zenzl schlägt sein Auge gegen den Stein, auf dem er kniet — der bedürfte doch gewiß keines Tropfens Frische! Der Jüngling ist ergriffen von dem weihevollen Ernste, der ihn umweht. Er thut als ob er sich die Haare aus der Stirne streichen wollte und fährt sich bei dieser Gelegenheit über das Auge.

Väterchen blickt auf seine geschmückte Braut — die ist ganz weiß und hat ein grünes Kränzlein auf — schier so holdselig, wie vor fünfzig Jahren! Dann läßt der alte Mann den Blick auch auf sein Eigenes gleiten; hat er nicht etwa dieselbe hirschlederne Hose mit den weiß ausgenähten Streifen und Blumen und den schwarzgrünen Rock mit seinem hochaufgestülpten Kragen und den breitkrämpigen Filzhut mit dem grünen Band und der breiten Silberschnalle und den Hahnfedern — wie heut vor fünfzig Jahren? — Und in's Knopf-

loch an der linken Seite hatte ihm Sali einen wunderprächtigen Strauß gesteckt. Der Greis lächelte, weinend lächelte er — dann schämte er sich dessen.

Sali trägt ein weißes Kleid mit rothen Bändern ausgeschmückt und über dem sorglich getheilten, geflochtenen Haar liegt der Kranz. Der Kranz ist einfach und frisch — eben wie er aufwächst draußen in der freien, sonnigen Welt.

Was wohl um den Hals so glänzt und funkelt! Herr Röller steht an der rechten Seite, der weiß es.

Heute war's Jedem im Dorfe klar, warum der Schneidermeister die ganze, letzte Woche hindurch Abends nicht zum „Löwen" kam — Zenzl stack in einem vollkommen neuen — fast modernen Anzug aus feinem Tuch und Gemsleder, aus gefärbter Wolle, ja gar aus Seide, wie der grüne Hosenträger, das rothe Halstuch und das Hutband!

„Hat doch noch was, der Lerchrinner!" flüsterten sich ein paar Bauern zu; — wer weiß? —

Vollständig ganz von Allen aber war doch nur Einer, der Bonifaz! — Hohe, glänzende Stiefel hatte er an und um den grauen Rundhut trug er Schnüre und Fransen und seltene Federn und einen echten Gemsbart! Er stand neben dem Bürgermeister nicht weit hinter den Brautleuten; man konnte ihn nicht übersehen — auch den Hut hielt er so, daß ihn Jeder und Jede und Jedes wohl bemerkte. Aber tauschen hätte er heute mit Niemandem mögen. Für das junge Paar hatte er gute Hoffnung, heute, als er am frühen Morgen aus der Hütte ging, lief ihm ein Eichhörnchen gerade über den Weg — ein gutes Zeichen!

Hinter dem Köhler kamen die „jungen Leut“ und die Uebrigen. Es waren Viele.

Jetzt fiel der Tusch (Intrade) ein und bald darauf ein lauter, schallender Festmarsch. Gar der Schulmeister wollte sich heute zeigen und als Alle nach der Musik auf den Chor schauten, da war er so selig, daß er Jedem, der ihm in den Weg kam, seine Dose aufwartete. Solche Festtage schüttelt man aber auch nicht jeden Tag aus dem Aermel heraus.

Der Pfarrer kam und die kirchliche Handlung begann. Das alte Paar wechselte die Ringe, wie vor fünfzig Jahren. Der Pfarrer sprach von der Weihe und Bedeutsamkeit einer goldenen Hochzeit und wünschte eine solche auch dem jungen Paare.

Da weinten Viele, der Schulmeister hatte schier den Tusch versäumt, so sehr war er gerührt.

Nun kam der Brautführer und brachte Wein, der in der Kirche getrunken wurde und nach diesem gingen Alle in's Freie.

Als sie unter Gejauchze und Musik gegen das Wirthshaus zogen, flog ein bunter, großer Vogel über das Dorf. Alle sahen gegen Himmel zum wunderbaren Thier, aber plötzlich rief der Brautführer aus: „Kruzitürken, die Braut ist weg!“

Und sie war weg.

Der Vogel war aus Papier und künstlich fliegen gelassen. Das hatte der Grubbauer Franz gemacht und während die Aufmerksamkeit dem Vogel zugewendet war, hatte er die Braut entführt.

In der Kneipe beim Krappelschuster wurde er mit seinem Raube eingeholt, aber er hatte schon einen großen Humpen Wein durch die Gurgel gejagt, und der Brautführer mußte zahlen.

Diese Sitte des Brautentführens ist in den Gebirgsländern weit verbreitet.

In's Hochzeitshaus angekommen war es zum „Krautsalzen“ in der Küche; die Braut muß nach dem Gebrauche für das Küchenpersonale eine handvoll Silbergeld in den Krauttopf werfen. Da war Sali sehr verlegen, aber Röller hatte ihr heimlich Salz in die Hand gedrückt und so that sie nun das Ihre.

Die Musikanten spielten dabei frisch auf und dann — die Zimmer und Tische waren ja längst bereitet — gingen sie zum Essen.

Die Ehrenplätze neben den Brautpaaren nahm Bonifaz, der Brautführer und Röller ein.

Es war ein lustiges Schmausen; die alten Lerchrinner'schen lächelten beständig und der Köhler sagte ein um das anderemal: „Wenn nur auch die Meine noch leben thät, die Meine!“

Das alte Paar war schier so gesund, wie das junge; der Vater war's erst seit gestern! Ja, das war ein Werk von der Sali, das sie ihren Enkeln und Urenkeln noch erzählen wollte. Sie war's, die vor mehreren Tagen das Bäumchen oben — pst! — Mütterchen und Väterchen dürfen es ja nicht wissen — das Bäumchen muß von sich selbst gewachsen sein, aus dem Boden und dem Samen des Alten!

Zenzl und Sali lächelten heimlich zusammen. —

Das Beste kam erst am Abend.

Just, als die Musik von Neuem losging und der „Speisemeister" die Kerzen in ihren hellgeputzten Leuchtern auf die Tische stellte, war's.

Zuerst sangen sie Lieder.

Der alte Lerchrinner war dabei der Erste und der Sangmeister. Da sang er:

„Möcht a Weinfolta sein,
Kehrad überoll ein,
Sprechad überoll zua,
Bis ih busslt hät' gnua!"

Und gleich darauf:

„Hiazt brauch ih zwoa Herzln,
A folsch's und a treu's,
Hiazt hon ih zwoa Diandln,
An olt's und a neu's!"

„Nu, ihr Hallodri, geigt's nach!" rief er den Musikanten zu, und diese spielten seine Arie nach.

Und der alte Lerchrinner hatte auch noch eine Stimme!

„Jetzt macht's mir aber das auch einmal nach!" sagte er lachend und sang mit sonderbar hüpfenden Tönen:

„Z' Grobnegg draus
Is an Egghaus,
Is an olt's Weib
Hoaßt Michel;
Hot a krumpe Nosn,
Konn Trumpetn blosn,
Hot a Maul
As wia Sichel!"

Da lachten sie und die Musikanten konnten es doch nicht nachmachen.

Der Alte war aufgestanden und blickte stolz umher, als wollte er sagen: Wer kann noch so was, wer? —

Man hatte es bei all dem Singen und Klingen gar nicht bemerkt, daß sich Röller hinausgeschlichen hatte. Mit einemmale hörte man jetzt draußen in der Vorstube lebhafte Bewegung, an der Thüre erschien der Wirth mit zwei brennenden Kerzen und neben ihm kam Röller herein, der eine Last auf der Achsel trug. Er schritt mit derselben in die Mitte des Speisezimmers, dort stellte er sich auf den Boden.

Es war eine nagelneue, fein gearbeitete Wiege! —

Lachen und witzelnde Bemerkungen wollten von allen Seiten losbrechen, aber freundlich ernst gebot Röller Ruhe.

In der Wiege lag ein in ein weißes Linnen geschlagener Gegenstand, welcher nach Andeutung des Gewerksherrn der jungen Braut zum Hochzeitsgeschenke bestimmt war.

Sali erröthete, Alle sahen sie an. —

Euch Leser aber bitte ich, nur nicht gleich zu argwöhnen, — was in der Wiege lag, geschlagen in weißes Linnen, war allerdings klein, lieb, aber — alt.

Röller stellte sich mitten in das Zimmer und hielt folgende Rede:

„Verehrungswürdige Gesellschaft!

Der Tag, den wir heute durchjubelt, das Fest, das wir gefeiert haben, ist im Menschenleben das Erfreulichste. Es ist vielleicht ernster, bedeutungsvoller, heiliger, als sich's Mancher vorstellen mag, aber die heiterste Freude, die wir in solcher Feier empfinden, ist gewiß am Platze. Besonders heute. Die

rosige Jugend und das ehrwürdige Alter hält Hochzeit. Zwischen diesen beiden Paaren liegt ein halbes Jahrhundert mit seinen Frühlingssonnen und Winterstürmen, mit seinen Freuden und Schmerzen! — Das Schicksal hat diese Haare sehr gebleicht. — Fragt den Greis, der heute ein Fröhlicher ist unter den Fröhlichen, fragt ihn nach kummervollen Tagen, thränenreichen Nächten — er weiß davon zu erzählen. Fragt die Greisin, wie einer Mutter um's Herz ist, wenn man ihr ihre Kinder in's Haus trägt — blutig — zerschmettert — verkohlt! — — Doch, wozu heute den Schmerz aufwecken; nach heißem, stürmischem Tag ist ja eine milde Abendröthe erblüht. Herzlich wollen wir uns dieser freuen.

Ein anderer Gegenstand aber ist's, über welchen ich heute einige Worte sprechen will. Unweit des Lerchrinnerhofes stand vor wenigen Wochen noch ein großer, herrlicher Fichtenbaum, der letzte in Lerchrinners Gebiet. Krankheiten und verschiedene Unglücksfälle verwirrten den Sinn des wackeren Bauers, und er wurde vom Wahne gepeinigt, als sei er dem Werksherrn, dem er seinen ganzen, großen Wald zugeführt auch noch das Letzte schuldig und er fällte den Fichtenbaum. Ich, der Werksherr, aber versichere feierlich, daß ich in diesem Belange keinen Heller nehme, noch nehmen dürfte; im Gegentheile, ich versichere, daß ich den Aufschwung meiner industriellen Thätigkeit nur dem mir seit vielen Jahren reichlich herbeigeschafften Kohlenbedarf verdanke. Ich, aus eigenen Waldungen wäre denselben nicht zu decken im Stande gewesen. Lerchrinner half aus der Verlegenheit, er ist also der Gründer eines sehr bedeutenden Theiles meines Vermögens. Vor Gottes Recht stehe ich ihm heute als Schuldner gegen-

über und die Gesellschaft wird mir beistimmen, wenn ich heute, um das alte Brautpaar zu ehren, dem jungen ein kleines Hochzeitsgeschenk mache. — Ich bitte dich also, du junges Brautpaar, daß du von deinem Gönner diese Wiege zum Gedenken nehmest. Sie wird kein überflüssiger Hausartikel sein. — Diese Wiege wird um so willkommener und heute eines Brautgeschenkes würdiger erscheinen, wenn ich sage daß sie aus dem Holze jenes Baumes verfertiget ist, welcher im Leben des Vaters, wie in den Brauttagen des Sohnes eine so bedeutende Rolle spielte. — Verkohlt, meint ihr, sei die Fichte? Allerdings bis auf den sogenannten Stockdreiling, den mir Sali, ohne wohl zu ahnen wozu, auf meinen Wunsch heimlich zur Seite bringen half. Das ist die Thatsache. Und hier in der Wiege finde ich noch eine Kleinigkeit — zwar kein Lerchrinner'scher Sprosse noch — aber auch nicht ganz zu verschmähen. Das gehört ausschließlich der Braut zum Heiratsgut, das sie ihrem jungen Gatten mit in's Haus bringe."

Nach diesen Worten legte der Werksherr den in die Leinwand gewickelten Gegenstand auf den Tisch vor die tieferröthende Braut.

Dann schloß er:

„Ich wünsche vom Herzen, daß dies mein Schärflein wohl aufgenommen sei und reichlich Zinsen trage. Das Hausgeräth aber — von der letzten Fichte stammend — sei den zahlreichen Nachkommen im Lerchrinnerhause eine gesegnete Lagerstätte; es werde alt sammt dem Geschlechte, bis einst die Ururenkel unter Schutz und Schatten eines neuen, kräftigen Hochwaldes sich erfreuen!"

So hatte Röller gesprochen und „Amen, Amen!" er-

scholl es von allen Seiten und das Aufjauchzen der Pfeifen und Trompeten hieß ebenfalls: Amen, Amen!

Endlich nahm der Brautführer den eingehüllten Gegenstand, auf welchem alle Augen der Frauen und Männer stets ununterbrochen gehaftet waren, und schlug die Leinwand auseinander.

Ein blaues Päckchen kam zum Vorschein und das enthielt — wir glauben es der Ueberschrift: hundert Dukaten! —

Das Kreuzlein im Stock.

„Nutz Heidl,
Nutz Heidl,
Greane Stäudl,
Rothe Bleamerln dron,
Das Sepperl schloft schon!"

Großmütterchen sang's und sah süß besorgt auf das lächelnde, nur wenige Monate alte Bübchen und hopste: „Nutz Heidl, Nutz Heidl!"

Die Wiege war nicht mehr ganz neu; seit dem Hochzeitstage war ein Jahr verflossen.

Vater und Mutter sind auf dem Felde beschäftigt und ernten und säen für's künftige Jahr. Aehndl Bonifaz füttert und striegelt das Vieh und treibt es auf die Weide.

Großväterchen sitzt auf der Ofenbank am hölzernen Geländer, hüstelt und greift oft an die Brust.

Und Großmütterchen sitzt auf dem Dreifuß, singt und sieht süß besorgt auf das Büblein. Dieses thut, als ob es die Lieder gar schon verstände, es lauscht und lächelt.

Hast recht, Kleiner, lausche und lächle, nie in deinem

Leben wirst du mehr einen Gesang hören, der schöner wäre als Großmutters Lieder an der Wiege!

Lange richtet das Sepperl sein Aeuglein auf die Sängerin, dann auf die Stubendecke und ließ sie endlich langsam zusinken.

Jetzt schlief es und träumte von den Engelein.

Der Gesang verstummte, die Wiege blieb stehen, die Ahndl (Großmutter) nickte und nickte und war auch eingeschlafen.

Ein heftiger Hustenausbruch des alten Gatten weckte sie wieder. Sie stand auf und ging zum Ofen: „Geh, Seppel, trink einen Thee, halt dich doch schön warm auf der Brust! ei wart, ich bring dir deinen wollenen Brustfleck."

„Der Baum wächst auf, und ich muß doch fort!" sagte der Kranke traurig, „aber jetzt geh' ich ja gerne, ich bin ein alter Mann. Geh, Kathel, thu' dem Sepperl die Fliegen vom Gesicht wegjagen!"

Sie that's und reichte dann dem Manne die erdene Theeschale.

Der Greis war ruhig, er lächelte oft und er sah oft seinem kleinen Enkel und Namensbruder in das holde, weiße Gesichtchen.

Man sagte, der Kleine sehe ihm gleich, wie herabgerissen.

Wenn der Husten mitunter ein Viertelstündchen ausblieb, so wurde der Alte gesprächig. Einmal sagte er zu seinem Weibe: „Alte, ich sag, der Lerchrinner stirbt nicht aus!"

„Und die Lerchrinnerin auch nicht!" lächelte das Mütterchen mit bedeutungsvollem Kopfnicken, „Seppl, ich hab' gestern wieder was wahrgenommen!"

„Wart nur du, du bist schon die Rechte!" sagte er heiter und drohte mit dem Finger — dann kam wieder der böse Husten.

— — Der Abend war warm und heiter. Als die „Jungen" vom Felde heimkehrten und Bonifaz das Vieh in den Stall that, flogen in Haus und Hof lustig die Schwalben umher.

Wohl waren die Eschen und Ahornblätter zu tausenden fahl und gelb, viele lagen gar auf dem Boden umher, aber der Himmel war licht und die Wolken leicht und goldig, wie im Frühling.

Darum waren auch die Schwalben noch da.

Väterchen war heute lange im Freien und kam erst in später Dämmerung, als ihn seine Gattin schon lange vermißte, in die Stube.

Bevor er zu Bette ging, hatte er das kleine Sepperl recht lange im Arm und er scherzte mit dem Kinde und trillerte ihm ein Abendliedchen vor.

„Er wird doch wieder besser," tröstete sich Sali und Zenzl entgegnete: „Wenn's Gottes Wille ist."

Als der letzte Tagesstrahl erbleicht, war das Licht im Lerchrinnerhof erloschen.—

Aber, am andern Tag, noch bevor der Morgen graute, brannte in der Nähe des Lerchrinnerhofes ein großes, helles Feuer. Die Nachbarn, die es sahen, beteten für einen Verschiedenen. — —

Draußen im Dorfe klangen die Glocken hell und feierlich.

Im Lerchrinnerhofe war große Stille und Trauer; nahe am Bett der Ahndl stand die Bahre des alten Lerchrinner.

Es war ein trüber Herbstmorgen, die Schwalben waren fortgezogen.

Gegen den Sturmkogel hinan schritt Zenzl, daß er den Willen seines heimgegangenen Vaters erfülle. Aber siehe, auf dem breiten, grauen Stocke, wo die letzte Fichte gestanden, war frisch und weiß — das Kreuzlein eingeschnitten.

— — — — — — — — —

Jahr und Tage sind vergangen.

Dem nächsten Enkel, einem Mädchen, hatte Großmutter noch ihr: „Nutz Heidl" gesungen, dann legte man sie zu ihrem Manne.

Der kleine Sepperl band aus Weidenzweigen ein Kreuzlein und steckte es der Ahndl auf das Grab. —

Die Wirthschaft im Lerchrinnerhofe hatte sich merklich verbessert. Gekohlt wird nicht mehr, aber die Kornfuhren sind hoch und breit und die Rinder sind glatt und munter. Die hundert Dukaten liegen nicht in der Truhe, sie sind lebendig geworden und helfen arbeiten.

An Sonntagen und Feierabenden, wenn schönes Wetter ist, sagen die Kinder: „Vater, Mutter, geh'n wir zum Aehndlbaum!"

Und dann gehen sie allsammt durch den jungen, blühenden Wald auf die Sturmhöhe.

Das von Sali gepflanzte und gepflegte Bäumchen ist groß und stark geworden, es breitet seine Aeste aus über die junge heitere Familie und über den Stock mit dem Kreuzlein.

Was da stand und zusammenbrach und verglühte und zu dem und dem wurde — die letzte Fichte war es also doch nicht.

Der Lex von Gutenhag.

Es ist ein kalter, nebliger Septembermorgen und das Tagen im Gebirge noch kaum bemerkbar.

Dem einsamen Thalweg entlang rollt ein Steirerwäglein, auf welchem ein Mann und ein Knabe in ländlicher Bauerntracht sitzen.

Ersterer leitet das langsam dahintrabende Pferd und spricht sehr lebhaft mit dem Knaben, bis dieser plötzlich eine Wendung macht, als ob er aus dem Wagen springen wollte.

„Ihr seid unausstehlich, Vater, mit euerer ewigen Brummerei und mit dem unaufhörlichen Predigen; wie bin ich doch so froh, daß ich endlich einmal fortkomme!“ sagte der Knabe und stampfte mit dem Fuße gegen die geflochtene Wand, als ob er das träge Gefährte aus Ungeduld fortstoßen wollte.

Der Vater schwieg jetzt, und zog nur den Leitriemen fester um die Hand.

„Wollte wünschen, daß da draußen es Alle so gut mit dir meinten, als die Deinigen!“ entgegnete er endlich.

„Just, als ob ich mir selbst nicht zu helfen wüßte! gebt mir doch nur eine Kindsmagd mit, die mich behandelt wie einen Buben von sechs Jahren, wie ihr es so gern' gethan habt; — meint ihr denn . . . nein, es ist ekelhaft!“

Daß heute der Vater immer wieder schwieg, so oft eigentlich ein rechter Anlaß zum Grollen war, das ärgerte den Jungen noch mehr.

„Ich werde am Ende den Zug noch versäumen!“ sagte er plötzlich, riß dem Mann den Leitriemen aus der Hand und schrie: „Hi, hi! geh, Fuchser, geh!“

„Und was ich dir noch sagen muß, Lex, wenn du mit fremden Pferden zu thun hast, sei vorsichtig und besonders reite anfangs nicht allein aus. Ja, und geb' überhaupt acht auf dich, wenn du mit scharfen Werkzeugen zu schaffen hast. Der Direktor hat mir geschrieben, daß es im Institute allerhand neue Maschinen und Geräthe gibt; da heißt es denn behutsam sein. Hast du deinen Daumen wohl gut eingebunden?“

Der Knabe antwortete nicht und steckte die linke Hand mir dem eingewickelten Daumen schnell in die Tasche.

Die Räder rasselten auf dem steinigen Feldweg dahin. Endlich wurde es „grau“ im Nebel und die Bäume, die am Weg standen, traten deutlicher hervor. Das Thal erweiterte sich und einzelne Fuhrleute mit schwer beladenen Roheisenwägen zogen heran und schrieen: „Guten Morgen, Bauer!“ oder: „Seid zeitlich aus dem Nest gestiegen, Großpfleger; von Gutenhag heraus ist ein weiter Weg!“

„Ja, und wir müssen um halb sieben im Markte sein. Was haben wir schon?“

Auf diese Frage des Großpflegers gab der nahe Marktflecken mit seiner Thurmglocke Antwort, es schlug sechs.

Jetzt tauchten die Häuser aus dem Nebel auf, aus den Fenstern schimmerten Lichter und drüben am Bahnhof leuchtete das rothe Signallicht.

Der Alte ließ den Fuchs langsamer traben und frug den Jungen, ob er ein Glas Wein wolle, es sei noch Zeit.

„Ich mag nichts.“

„Und wenn wir dann nicht mehr reden können mitsammen, sei schön brav, Lex, und thu' so, wie ich dir gesagt hab'. Das Geld gib gleich, wenn du ankommst, dem Direktor.“

Der Knabe schwieg.

„Und wenn du was brauchst, so wirst wohl schreiben. Zu Weihnachten werden wir dir schon was schicken. Die zwei Anzüge hat dir Anna in den Koffer gepackt, und dazu auch Wäsche für das ganze Jahr. Hast du vielleicht an Daheim noch was auszurichten?“

Lex schnitt sich die Nägel, klappte dann sein Taschenmesser zu und spielte damit.

„Wasch' dich des Morgens auch immer mit kaltem Wasser, das gibt ein frisches Blut und macht kräftig. Die Mutter hat dir auch sechs neue Handtücher eingepackt.“

Das Steirerwäglein rollte jetzt durch den Markt und über den Kirchplatz hinauf gegen den Bahnhof.

Vor diesem hielt das Gefährte und der Vater stieg aus.

„Bleibe derweil beim Fuchser, Lex, ich werde dir eine Karte lösen und den Koffer aufgeben.“

Als der Vater mit dem Koffer, der auf dem Wägelchen als Sitz gedient hatte, in den Wartsalon getreten war, sprang der Knabe vom Wagen, eilte zum Pferd und streichelte es.

„Jetzt müssen wir auseinander, mein lieber Fuchser; du gehst wieder nach Gutenhag zum Großpflegerhof zurück und ich reise weit in das Land hinaus in die große Landwirthschaftsschule und komme erst über's Jahr wieder zu dir. Dann reiten wir wieder auf das Hochfeld, wo der Vater die Mardereisen richtet — behüt' dich Gott, derweil!“

Jetzt schlug das Glockensignal.

Der Großpfleger eilte herbei: „So, Lex, da hast du die Karte, stecke sie in den Leibelsack, wenn du sie verlörest, müßtest du doppelt so viel zahlen. Jetzt, sonst weiß ich nichts mehr; soll ich dir vielleicht einen Gruß an die Mutter und an die Schwester ausrichten?“

„Wenn ihr wollt!“ antwortete der Junge und strich dem Pferde die Mähne.

„Und jetzt, behüt' dich Gott! gib mir die Hand, Lex. Ja, und da muß ich dir noch was sagen. Ich bin dir wegen gar nichts böse — wegen gar nichts, damit, wenn dir etwa einmal der Gedanke kommen sollte, es könnte so sein, du weißt, daß ich dir gut bin. Die Mutter läßt dir das auch sagen. So, und jetzt eile hinein, geh' der Frau dort nach, der Zug ist schon da. Lex, behüt' dich der liebe Gott!“

Der Knabe hatte seine Hand einen Augenblick hingelegt auf die seines Vaters, aber er sah ihn nicht an, er schlug die Augen unstät zu Boden und entgegnete kaum vernehmbar: „Ja, behüt' euch Gott!“

Dann eilte er in den Bahnhof. Der Alte schrie ihm noch nach: „Das Eßzeug ist auch im Koffer und verlier' den Schlüssel nicht!“

Ein paar so gleichgiltige Worte nach dem eigentlichen Lebewohl sind gut, sie lindern die bange Spannung des Scheidens. —

„Fünf Minuten!“ schrie der Kondukteur, und Leute stiegen aus und ein paar stiegen auch ein.

Lex war einen Moment auf dem Trottoir still gestanden; er hätte dem Vater eigentlich noch was sagen sollen —

ja, und das muß auch noch sein. Er sprang durch die Halle und hinaus, aber der Wagen des Vaters war nicht mehr da, der fuhr schon unten über die Brücke, halb im Nebel gedeckt. Traurig ging Lex über den Sandboden.

Drei Glockenschläge.

„Einsteigen, einsteigen!“ rief der Kondukteur, faßte den Knaben am Arm und schleuderte ihn fluchend in den Waggon, denn der Zug bewegte sich schon.

Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah.

Fremde Männer saßen da in groben, dunkelgrauen Röcken und mit braunen, bärtigen Gesichtern. Diese lachten, als der Knabe zu ihnen hineinstolperte und sich an der Thür die Binde von seinem Finger weggeschält hatte, so daß dieser zu bluten begann.

Da draußen flogen jene Gegenden vorüber, die Lex schon alle durchzogen hatte, als er mit dem Vater einmal auf dem Viehhandel aus war. Dort am Weg stand auch die Buche, unter welcher sie mitsammen gerastet und Brot gegessen hatten. Dem Knaben fiel ein, wie er damals das Stück Brot zornig in das Gras warf, weil es altgebacken war. Der Vater hob es schweigend auf und steckte es in den Sack. Es hat ihm gewiß weh gethan. —

Jetzt kamen Wälder und Dörfer vorbei, wo Lex noch nie gewesen war. Der Knabe legte seine Wange an die Glasscheibe und sah hinaus.

Wenn er doch jetzt noch einmal daheim wäre, daß ihm Anna den Finger verbände; — die Wunde blutete heftig. Als er sich gestern mit dem neuen Taschenmesser einen Reise-

stock schneiden wollte, war er sich mit der scharfen Klinge in das Fleisch gefahren.

Er drückte jetzt sein weißes Taschentuch auf die Wunde und blickte dabei immer zum Fenster hinaus. Er konnte kein Blut sehen. Das feine Taschentuch hatte ihm die Mutter mitgegeben — es war ihr Name darin. — Nein, wenn er ihr nur den Eierkuchen nicht verschmäht hätte, den sie ihm mitgeben wollte — das hat sie gewiß recht betrübt. Der Vater wird doch den Gruß ausrichten daheim! —

„Schütte dein überflüssig Blut auf den Düngerhaufen und nicht auf meinen Rock da, hörst, Junge!“ rief ihm plötzlich sein Nachbar zu. Lex that schnell die linke Hand auf die Fensterseite; Alle lachten und machten sich über ihn lustig.

Und wenn er jetzt verblutete, ob das Gelächter wohl aufhören würde!

Auf der nächsten Station stieg eine Bäuerin ein, diese erbot sich, den blutenden Finger zu verbinden, weil es sonst ekelerregend sei, neben dem Jungen zu sitzen.

Lex ließ es geschehen und dankte, aber die Mutter hätte das Leinen viel zarter um die Wunde gewickelt.

Der Zug rollte jetzt über eine weite Ebene. Links und rechts lagen Mais- und grüne Rübenfelder und dazwischen standen kleine Häuser mit Strohdächern. Der Nebel hatte sich verflüchtigt, aber man sah nichts, als die einförmige Fläche, nur in der Ferne zog sich ein blauer Bergstreifen hin.

Die Leute im Waggon rauchten und führten rohe Reden, und auch die einstiegen, kamen mit einem Scherzwort, als ob sie mit den Anderen lange schon bekannt wären, und mußten dann doch erst fragen: Wo aufgestiegen und wie weit fahren?

Lex lehnte in seinem Winkel am Fenster und sann still in sich hinein.

Plötzlich rauschte ein Schnellzug vorüber. Dem dachte Alex nach: Du bist in zwei Stunden dort, wo heute morgens mein Vater mit dem Fuchser war. Wenn ich will, kann ich heute auch noch dort sein. —

Die Sonne schien durch den blauen Dunst auf die Ebene nieder. Lex fuhr sich über die Stirne; aus seinen Augen leuchtete jetzt eine Freude — wenn er will, kann er heute auch noch dort sein.

Er pfiff ein Lied; ja, und das, fiel ihm ein, singt Niemand schöner, als der Schlagerfranz in Gutenhag.

Die Sonne stand schon sehr hoch, als der Zug in eine große Halle fuhr. Man war in der Hauptstadt.

Lex ließ alle Anderen vor sich hinaus und stieg endlich selbst nach.

Ein weitläufiger Verwandter erwartete ihn am Bahnhof, empfing den Reisekoffer und transportirte beide in einen bereit stehenden Wagen, mit dem Bemerken, daß es nun per Achse ins Institut gehe, er fahre aber nicht mit, sondern werde ihn — den Lex — schon einmal besuchen.

Der Mann auf dem Bock leitete den Wagen nicht in die Stadt, sondern durch eine lange Allee hinaus den Feldern entlang.

Lex kam sich in dem feinen, weichgepolsterten Wagen fast vor, wie ein Baron, und fühlte die Brusttasche, ob er wohl auch das Geld noch habe.

Nach einer einstündigen Fahrt standen die Pferde an einem großen Thore still, und der Kutscher winkte dem Knaben, daß dieser aussteige.

Ein Mann in dunkelbraunen Kleidern, mit ausdrucksvollem Gesichte und grauem Haupthaar stand am Thore. Dieser reichte dem Jungen die Hand entgegen und frug: „Nun, also das ist der Lex von Gutenhag?"

Der Knabe antwortete nicht, er sah zu Boden.

„Sie sind ja ein großmächtiger Bursche, Ihr Vater schreibt, daß Sie erst fünfzehn Jahre alt wären. Jetzt gucken Sie mich aber auch einmal an, ich bin der Direktor des Institutes.

Lex überreichte dem Direktor einen Brief und sagte halblaut: „Da ist das Geld von meinem Vater."

Er wußte nicht, wie er mit diesem Manne reden sollte; der hat ihn ja mit Sie angesprochen, nun hat aber der Untergebene nichts Höflicheres mehr.

Der Direktor führte den Jungen hierauf durch einen großen, weitläufigen Garten gegen ein alterthümliches Gebäude. Vor demselben tummelten sich viele Knaben und Jünglinge herum; jetzt zogen sie Alle die Kopfbedeckung ab und riefen: „Grüß' Gott, Herr Direktor!"

„Grüß euch Gott, Burschen, da bring' ich euch einen Kollegen. Er ist aus dem Oberlande, heißt Alex Großpfleger —"

„Ja, und bin in Gutenhag daheim!" vervollständigte der Junge einem ihm zunächst stehenden Knaben.

„Das kenne ich nicht," antwortete dieser und wendete sich weg.

„Führt ihn ein wenig im Garten herum, zeigt ihm die neuen Fichtenanlagen und die Baumbrechmaschine."

„Nein, ich muß jetzt meinen Koffer auspacken und die Sachen ordnen," meinte Lex.

„Das überlassen Sie nur der Haushälterin," sagte der Direktor ernst.

Die Bursche nahmen ihren neuen Kollegen in ihre Mitte und gingen gegen den Baumgarten.

„Wenn sie mir aber etwas verstreut," bemerkte Lex, an die Haushälterin und den Koffer denkend, „es sind Tücher von meiner Schwester und acht paar neue Strümpfe d'rin."

Sie zerrten ihn förmlich fort und zeigten ihm die französischen Blumenbeete und junge Sprößlinge südländischer Obstbäume.

„Wachsen bei euch im Oberlande auch Feigen?" frug ein blondlockiger Junge und blinzelte mit den Anderen.

„Jetzt müssen wir ihm die englische Säemaschine zeigen."

„Nein, die neue amerikanische Windmühle zuerst."

„Herr Großpfleger, wollen Sie etwa gar eine oberländische Strumpfstrickmaschine sehen?" frug ein Junge mit Sommersprossen, auf die frühere Bemerkung Lexens von den Strümpfen anspielend.

Alle lachten und Viele schrieen: „Bravo!"

Lex wendete sich ab, seine Mundwinkel zitterten.

„Rauchen Sie?" frug ein schwarzäugiger Knabe und hielt ihm eine Cigarre hin.

„Nein, mein Vater sagt, das Rauchen mache lungensüchtig."

„Dann ist Ihr Vater ein Esel!"

Lex blieb stehen und ballte die rechte Faust: „Ich lasse meinen Vater nicht schmähen und werde —" er hob die Hand zum Schlage.

„Was werden Sie?" fielen mehrere Stimmen ein.

„Ich werde es dem Direktor sagen!“ entgegnete Lex mit zitterndem Ton und ließ die Hand sinken.

„Ja, thun Sie das, dann lassen wir Ihnen gleich ein rothes Röcklein machen,“ lachten Einige.

„Ich möchte am liebsten allein sein,“ sagte Lex mit brechender Stimme und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ist recht, und dort oben im Wald ist eine Einsiedlerhütte,“ versetzte Jener, der früher von der Strumpfstrickmaschine gesprochen hatte.

„Und da haben Sie gleich auch die Kapuze dazu!“ rief der schwarzäugige Knabe und drückte dem Lex den Hut über die Augen.

„Laßt ihn, er ist ein Oberländer, heißt Alex Großpfleger —“

„Und ist in Gutenhag daheim!“ schrieen und lachten die Buben durcheinander. Lex entkam durch einen engen Laubgang.

Er schritt durch den dunkeln Kastanienwald und lehnte sich endlich an einen Baum.

Er fühlte einen unsäglichen Schmerz.

Da tragen sie Alle feine Kleider und sprechen per Sie und sind so roh. Hier sollte er nun leben und mit diesen Menschen lernen und arbeiten! Wie sie nur so sein können, er hat ihnen gar nichts gethan. Sie haben entweder keine Heimat, oder sie sind sehr böse. —

Auf einem Thürmchen des Institutsgebäudes schlug es zwölf Uhr.

Jetzt haben sie daheim schon lange gegessen und die

Mutter hat bereits alles Geschirr abgewaschen. Und hier — vielleicht sitzen sie da im Schloß drin eben bei Tische und auf mich vergessen sie oder rufen mich so nicht, weil ich für heute noch nicht gezahlt hab'. Ich möcht' aber auch um hundert Gulden keinen Löffel Suppe; ich werde gewiß keinen Bissen essen da, bis ich krank werde, und dann müssen sie mich heimschicken. Und jetzt möcht' ich nur wissen, an welcher Seite das Oberland liegt; da ist die Sonne aufgegangen, hier drüben ist die Stadt und da über dem Obstgarten muß das Oberland sein. Wenn ich nur die Mutter daheim nicht gar so —

Zwei Frauen schritten durch den Park und kamen nun auf den Jungen zu. Er hätte fliehen mögen, aber sie mußten ihn schon gesehen haben.

„Ei," frug die Eine und blieb vor dem Knaben stehen, „Sie sind wohl der Alex Groß — Groß — wie heißen Sie doch?"

„Großpfleger, und bin in Gutenhag daheim," antwortete der Junge treuherzig.

„Aber kommen Sie doch zu Tisch, um zwölf Uhr wird gespeist, hat Ihnen mein Mann das nicht gesagt?"

„Ich mag nichts."

„Heut' ist Dienstag, da haben wir immer Knödel mit Sauerkraut, das ist eine oberländische Speise."

Ein Knabe sprang vorüber. „Küß die Hand, gnädige Frau!" rief er der Dame, die mit Lex sprach, zu.

„Sehen Sie, Großpfleger, jetzt sind sie schon fertig. Macht aber nichts, Sie werden heut' mit mir speisen; aber

für künftig merken Sie sich's: Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß warten, auf das, was übrig bleibt!"

Lex blickte die Frau an; er kannte es nicht, war das Freundlichkeit oder Strenge, aber das stand fest, daß dieser Bestimmtheit nicht zu widersprechen sei.

Die Begleiterin der Frau Direktor wurde dem Jungen als die Haushälterin des Institutes vorgestellt, welcher er die Wäsche und die auszubessernden Kleider zu übergeben habe.

Lex ging nun mit den beiden Frauen in das Haus und zu Tische. Der Speisesaal war im Erdgeschoß; die Zöglinge waren schon aufgestanden, nur der Direktor saß noch an seinem Platz und verzehrte eine Traube. Während desselben machte er den jungen Oberländer mit der Hausordnung bekannt; er sagte, wie Vormittag studirt und Nachmittag im Freien gearbeitet werde, was man praktiziren nenne. Er nannte die Namen aller Zöglinge und ihre Heimatsorte, er unterrichtete Lex, wie er sich gegen seine Kollegen zu benehmen habe; viele seien zwar ein wenig boshaft und vorwitzig, aber verdorben sei keiner.

Lex wollte schon erzählen, daß Einer seinen Vater einen Esel genannt habe, aber er hielt den Mund zu; er bleibe ja so nicht länger, als höchstens zwei Tage hier, dann fahre er wieder heim.

Nach dem Speisen wies ihm die Haushälterin seinen Kleiderschrank und das Bett an; letzteres war in einer Ecke des gemeinsamen Schlafsaales.

„Da hab' ich Ihnen ein Bild von der Mutter Gottes aufhängen lassen, daß Sie in der Nacht auch etwas Geweihtes bei sich haben," bemerkte die alte Dame.

„Ich hab' schon eine Zellermünze von meiner Schwester um den Hals, Frau Mutter,“ entgegnete Lex.

„Ich bin keine Frau Mutter,“ versetzte die so Angeredete, „man nennt mich Fräulein Dorothea.“

Dem Knaben hätte es wohlgethan, Frau Mutter sagen zu dürfen, er hätte in dieses schöne herzliche Wort immer ein Stück von seiner Empfindung legen können. Das Fräulein Dorothea werde er an diesem betagten Weib sein Lebtag nicht herausbringen, aber er bleibe ja ohnehin nur zwei Tage hier.

Als Lex mit Kasten und Bett fertig war, suchte er sich einen einsamen Winkel und schrieb einen Brief an seine Eltern, daß er krank sei und heim müsse. Da lachte es plötzlich hinter ihm auf: „Der Lex von Gutenhag ist krank und will heim; ha, das ist köstlich!“

Der mit der Strumpfstrickmaschine war's, und jetzt lachten Alle, die im Saale waren und schrieen: „Der Lex von Gutenhag will heim!“

Großpfleger zerriß das Blatt und ging davon. Aber es that ihm beinahe wohl, daß jetzt das ganze Haus sein Leid wußte und der Name Gutenhag genannt wurde. Aber er haßte nun auch das ganze Haus, weil es nicht mit ihm fühlte. Er ging in den Hof hinab und nahm sich vor, dem Ersten, dem er begegnete, eine Ohrfeige zu versetzen.

Da stand ein Pferd am Brunnen und sah ihn an. Lex ging zu ihm hin und sagte: „Ich nehme meinen Vorsatz zurück, du kriegst sie nicht. Du schaust völlig so aus, wie unser Fuchser daheim, nur hast du graue Ohren und der Fuchser braune. Du bist gewiß auch aus dem Oberlande und wenn du willst, so reiten wir heute, wenn es finster wird,

heim. Dem Direktor laß' ich als Ersatz für dich meinen Koffer und das ganzjährige Kostgeld."

„Je, der spricht auch mit dem Schimmel!" rief es vom Fenster herab und Alle vom Hause schrieen es nach: „Der Lex von Gutenhag spricht mit dem Schimmel!" — und Abends, als der Direktor von den Anlagen heimkam, klopfte er dem Großpfleger auf die Schulter und sagte: „Sie konversiren also mit meinem Grauen, Alexius!"

Dieses Wort erschreckte den Jungen fast bis zum Umfallen. Er hatte den Ausdruck „konversiren" nicht verstanden und meinte, der Direktor habe auf lateinisch bei Gott nichts anderes gesagt, als: „Sie wollen also mit meinem Grauen durchgehen, Alexius!"

Er sah, daß es in diesem Hause keine Heimlichkeiten gab und geben konnte, denn Alles spionirte und schien zusammen verschworen und habe gegen ihn feindliche Stellung.

Zum Nachtmahle kam Brot und Bier und Lex saß just zwischen der Strumpfstrickmaschine — so hieß er in seiner Seele den, der ihm den ersten Spott angethan — und dem mit den dunkeln Augen, der seinen Vater einen Esel gescholten hatte.

— Das sind meine größten Feinde in der Welt, und wenn sie einmal in's Oberland kommen, so laß' ich sie prügeln, dachte sich Lex; der Eine hat auch Cigarren in der Tasche und raucht heimlich, das könne man wohl dem Direktor sagen, aber es geht mich nichts an und ich bleib' doch nicht.

„Ei, dem ist im Finger kalt!" bemerkte der Schwarzäugige und zeigte auf Großpflegers eingebundenen Daumen.

Der Verspottete warf ihm einen grimmigen Blick zu; wenn Lexen doch nur auch was eingefallen wäre, daß er diesen entsetzlichen Lästerer recht hätte zu Schanden machen können.

„Sagen Sie mal, Herr Großpfleger, was kostet jetzt im Oberland das Pfund Kropf?"

Ein schallendes Gelächter brach los. Lex wußte nicht einmal, von wem dieser neue Spott wieder gekommen war. Er glühte vor Zorn, trank sein Bier aus und — oh, wenn er jetzt das leere Glas Jedem hätte an den Kopf werfen können!

Als er aufstand, sagte die Frau Direktor zu ihm: „Sie müssen auch Ihr Mundstück brauchen, Großpfleger, sonst ziehen Sie bei uns den Kürzern!"

„Hab' gemeint, das sei verboten im Institut," stotterte Lex.

„Wer nicht schimpft, wie ein Spatz, der gehört schon der Katz!" deklamirte ein blatternarbiger Junge.

Lex begab sich jetzt in den Schlafsaal, damit er eher in's Bett käme, als die Anderen vom Bier aufstanden, sonst würden sie ihn gewiß wieder von Neuem necken, denn er hatte ein gestricktes Hemd an.

Nur ein einziges Lämpchen flimmerte im großen Saal, es war dunkel und einsam.

Die Betten waren alle aufgedeckt und er legte sich in das seine. Er hatte noch nie in einem fremden Bett geschlafen; aber das soll das erste- und das letztemal sein — morgen ist er wieder daheim. Wenn er über die Nacht nur nicht etwa wirklich krank wird; die Decke ist so leicht und kühl

und in der Brust fühlt er ein böses Drücken. — Wenn er schwer krank würde und hier liegen bleiben müßte; er könnte nicht einmal heimschreiben und kein Mensch thäte es für ihn. Und dann sterben ohne Eltern und Schwester — die Buben legen noch Spottworte auf seinen Sarg. Endlich hören sie es doch in Gutenhag und kommen und finden den Grabhügel von ihrem Lex . . .

— Es war aber auch dumm, daß ich daheim so grob und schlecht gewesen bin — dachte der Junge weiter — sie sprechen jetzt gewiß von mir, sie werden gerade um den Herd herum sitzen und Späne klieben. Ach, da hab' ich oft böse Reden gegen die Mutter gethan; sie ist sonst gescheit, sie wird doch wissen, daß es nie so schlecht gemeint gewesen ist. Nu, morgen werd' ich das schon sagen; durch die hintere Kammerthür schleich' ich hinein — da steh' ich plötzlich in der Küche und sage: Grüß euch Gott zusammen, ich bin da! Es hat doch viel geholfen, daß ihr mich in's Institut geschickt habt, jetzt will ich euch in Allem folgen und immer gut sein, nur fort geh' ich nicht mehr! — Freilich, die Leut' werden sagen: Schau, der Lex hat wollen ein gelehrter Bauer werden, aber er hat die Muttermilch nicht entbehren können und bleibt nun ein ungelehrter. Er hat auf den Baum steigen wollen und ist in den Koth gefallen! — Ei, das ist mir jetzt schon eins, was die Leut' reden, sie wissen Eins und das Andere nicht — sollen 's nur selbst probiren! —

Im Speisesaal wurden Lieder gesungen. Lex hörte es; das waren schöne Weisen und er wunderte sich nur, wie diese Wilden denn doch so singen konnten. Jetzt haben sie gar das „Landleben“:

„Das Landleben
Hat Gott geben
So heiter und froh!“

Ach, das sangen die Mutter und die Schwester daheim fast auch so! oft und oft in den Spinnnächten, oder beim Futtermähen auf der Wiese hatten sie das Lied gesungen. — Jetzt sah er die Wiese, den Tannenwald und das Vaterhaus in Gutenhag. — Nichts ist so geeignet, Erinnerungen wachzurufen, als die Töne.

Lex saß im Bett, stürmisch klopfte sein Herz!

— Und wenn ich heut' noch ginge! — den Weg zum Bahnhof kenn' ich; dann setz' ich mich auf den erstbesten Zug und bis morgen Mittag, wenn sie Alle in die Stube kommen, bin ich daheim. Und ich geh' heut' noch!

Er will schon aus dem Bett, um sich rasch anzukleiden, da johlt es die Stiege herauf und hereinstürmen die Buben und sie necken und stoßen und schlagen sich einander, und den Blatternarbigen nehmen sie jetzt gar in sein Leintuch und vier Bursche, jeder an einer Ecke, schnellen ihn empor und lassen ihn wieder auf die Blache niederfallen — dann wieder empor — das Tuch fallen gelassen — plumps liegt der „Himmelflieger“ auf dem Boden. Da jubeln sie, aber der Gefoppte erhascht den erstbesten der Verräther, schlägt ihm die Blache um Kopf und Gesicht und endlich um den ganzen Leib, wirft ihn auf den Waschtisch, daß die Wasserbecken klirren und rollt ihn hin und her, wie einen Nudelwalker.

Endlich kommt der Direktor: „Jetzt genug, zur Ruhe!“

„Schlafen Sie schon, Großpfleger?“ frug dessen Nachbar, als er im Bette lag und Alles schon still war.

„Nein,“ antwortete Lex in kläglichem Ton, „ich möcht' die Frau Dorothea haben.“

Jetzt brach der Lachsturm von Neuem los.

„Sehr gut!“ riefen Mehrere, „der Großpfleger möchte die Dorothea haben; der Großpfleger ist ein Mordkerl!“

„Ja wohl, Mordkerl, der Gutenhager gießt Silberketten!“ sagte dessen Nachbar. Lex weinte.

„Fehlt Ihnen was, Großpfleger?“

„Ja,“ schluchzte dieser, „ich will einen spanischen Thee haben, mir ist so übel!“

„Und den soll Ihnen Fräulein Dorothea kochen?“

„Wissen Sie,“ erklärte jetzt Einer, der sich auf den Waschtisch gestellt und die Würde eines gelehrten Redners angenommen hatte, „wissen Sie, werthester Herr Baron von Gutenhag, Fräulein Dorothea Crescenzia Kniereiterin verfügen sich zu solch' ungewöhnlicher Stunde nie in die Gemächer strebsamer Jünglinge, es müßte denn dero höchst eigene Person in Begleitung —“

„Sie bleiben morgen ohne Frühstück, Bumstangl, und jetzt in's Bett, augenblicklich, marsch!“

Der Direktor war's und sein Stock, die jetzt bedrohlich an der Thür standen.

Im Moment herrschte die tiefste Stille.

Lex biß sich vor Freude in die Lippen und hätte rufen mögen: Nur gleich zuschlagen, Herr Direktor! — Auf den Thee aber mußte er verzichten.

Endlich kam der Schlaf.

In derselben Nacht brannte der Großpflegerhof in Gutenhag. Das Feuer war auf dem Strohdach ausgebrochen; man sah es im ersten Entstehen, konnte aber nicht löschen, es waren alle Leitern zu kurz. Anna war in ihrer Schlafkammer und konnte nicht heraus; die schwere Thür lag fest im Schloß. Man rief Leute zu Hilfe, aber sie kamen nicht. Durch die Gasse zogen lustige Studenten und sangen das Lied vom Landleben, aber sie standen nicht bei in der Noth. Schon muß der Dachstuhl einstürzen auf das arme, hilferufende Mädchen — da springt Alex auf, daß er sich den Kopf empfindlich an die Mauer stoßt.

Er war wach. Sein Herz klopfte hörbar.

Die Lampe im Saal war erloschen — Alles schläft und schnarcht.

Lex konnte nicht mehr einschlafen, der Traum war fürchterlich. — Es brennt ganz gewiß daheim, dachte er sich, das Haus bauen wir wohl wieder auf, aber nur Niemand verbrennen, um Gotteswillen!

Lex hielt die Hände zusammen und betete.

Gegen Morgen schlummerte er ein.

Es war Sonntag. Lex fuhr mit den Seinigen in die Kirche, er lag am Herzen der Mutter und hielt die warme Hand der Schwester in der seinen. Da läutete es zum Hochamt — das Läuten kam näher und — weckte ihn auf.

Es war die Morgenglocke im Institute, mit welcher der Hausknecht durch den Saal ging.

Lex drückte seine Hand zusammen, sie war leer — sie hielt die Schwester nicht.

Lex war der erste aus dem Bett und als er angezogen

war, ging er sogleich in den Garten. Die Sonne ging auf und sie war durch den leichten Nebel anzusehen, wie ein rother Ballen.

Der Junge eilte über das thauige Gras.

Seine Stimmung war gehoben. Dieser Tag sollte ja das Wiedersehen bringen.

Lexens Entschluß stand fest. Mit einer gewissen Fröhlichkeit ging er zum Frühstück und die kräftige Rindsuppe schmeckte ihm.

Als die alte Haushälterin mit Brot in den Speisesaal kam, grüßte er heiter: „Guten Morgen, Fräulein Dorothea!"

Die Anderen machten wieder ihre Glossen und lachten.

— Ihr werdet es schon noch sehen, wie ich mich räche — dachte Lex — morgen werdet ihr's wissen, daß ich mit euch nicht leben will und daß ihr mir Alle mit einander zu niederträchtig seid.

Nun kam der Direktor und grüßte freundlich, auch den, der ohne Frühstück bleiben mußte. Der hatte indeß schon lange ein großes Stück Brot verzehrt, welches ihm ein Anderer heimlich zugesteckt hatte.

„Was ist heute?"

„Chemie und Geometrie."

Ah, ja so, es war zum studiren. Lex ging auch mit in das Lehrzimmer, das bereits geheizt war.

Da standen Bänke und Tische, wie im Schulhause zu Gutenhag, nur Alles größer, feiner und unausstehlicher.

Lex erhielt seinen Platz und ein Blatt Papier mit Bleistift.

Chemie und Geometrie stand für Mittwoch in dem Stundenplan. — Was denn doch das sein mag! — Aber das sollte heute noch nicht dargethan werden, es war der erste Tag im Schuljahre.

Der Direktor und noch zwei andere Herren in schwarzem Anzug waren da. Letztere machten vor den Zöglingen eine ruhige Verbeugung.

Der Direktor hielt nun eine Rede von Nutz und Zweck landwirthschaftlicher Institute, von der Geschichte und Einrichtung derselben und sagte, daß sie die Kernschule der menschlichen Kultur seien.

Dann stellte er die beiden Herren im schwarzen Anzug als die Lehrer und Präfekten vor. Hierauf diktirte er die Tagesordnung, die Lehrgegenstände und die Bücher, die sich Jeder anzuschaffen habe. Dann legte er mit ernsten, kräftigen Worten die Grundzüge seiner Erziehungsweise dar und daß er in seinem alten Schulmeisterherzen noch viel Gutes und Liebes für seine Zöglinge trage, daß er dafür aber Gehorsam und Zuneigung fordere von Allen und Jedem! Er habe es gerne, wenn es in seinem Hause lustig zugehe und sich Jeder frei und ungezwungen bewege, wie im Kreise seiner eigenen Familie. Aber in Acht und Bann wolle er wissen Hader und Tücke und er sei entschlossen, die Stifter solcher Hausübel aus dem Institute zu entfernen. In solchen Fällen wisse er strenges Gericht zu halten, aber er hoffe, daß es zu derlei nicht kommen werde und begrüße heute Alle in dieser Anstalt des Lernens und der Jugendlust mit einem munteren Glückauf!

— Ja, ist Alles recht schön — dachte sich Lex — aber ich gehe dennoch durch.

Die Eröffnungsfeierlichkeit war vorüber, und die übrige Zeit des Tages als „frei“ erklärt, damit sich Jeder — sie waren doch Alle erst seit wenigen Tagen angekommen — einrichte und mit den Verhältnissen der Anstalt bekannt mache.

— Jetzt sind Diese auch fremd da, und können so wild und toll sein, ja, was sind denn das für Menschen! — Lex konnte es gar nicht begreifen.

Indeß beschloß er, so lange er noch da sei, nicht die mindeste Gemeinschaft mit diesen Jungen zu haben.

Als diese am Nachmittag in die neuen Anlagen, welche die Freude des Direktors waren, hinausgingen, blieb Großpfleger zu Hause, legte die Wäsche in seinem Koffer zurecht, ging dann mit verschränkten Armen durch die Säle und blickte alle fünf Minuten auf eine Schwarzwälderuhr, welche im Lehrsaale hing.

„Warum sind Sie nicht mit in den Wald gegangen?“ frug ihn Fräulein Dorothea, welche sich zu seinem Aerger immer um ihn zu schaffen machte.

Lex antwortete nicht.

„Sie haben wohl gar Heimweh?“ bei dieser Frage blieb die Haushälterin vor dem Jungen stehen und dieser sagte: „O nein.“

„Das wäre auch thöricht, es wird Ihnen bei uns schon gefallen, zwar — ich sage das nur Ihnen, Herr Großpfleger — zwar sind heuer einige gottlose Buben hier. Lassen Sie sich ja mit diesen nicht ein. Auch kommen Sie jetzt in die gefährlichen Jahre, Herr Großpfleger, und da möchte ich, Ihre erfahrenere Freundin — betrachten Sie mich ganz als solche — Ihnen einen Rath geben. Beten Sie täglich drei Vater=

unser zum heiligen Aloisius und besprengen Sie sich des Morgens fleißig mit Weihwasser. Und dann noch was, — mit Ihnen, Herr Großpfleger, kann man über derlei schon sprechen, Sie sind gescheit — steigen Sie nie mit dem linken Fuß zuerst über eine Thürschwelle! Wer das nicht beachtet, der hat stets Unglück und so lange, bis er wieder über dieselbe Schwelle mit dem rechten Fuß zuerst gestiegen ist. Sehen Sie, daher kommen all' die Malheurs heut' zu Tage, weil die Leute so leichtsinnig sind und auf diese Dinge vergessen oder gar nicht glauben. Ich hab' mir das angewöhnt, und wenn ich durch eine Thüre gehe, da mach' ich's immer so — sehen Sie — ich setze den linken Fuß gerade an die Schwelle und steige dann mit dem rechten hinüber. — Aber einmal vergaß ich Ihnen doch darauf. — Es ist gerade vor drei Wochen sieben Jahr' gewesen, zu Maria Geburt war's — ich weiß es noch, wie gestern. Es war hohe Zeit zur Frühmesse, aber ich laufe noch schnell in den Hof hinab ein krankes Huhn zu füttern, setz' mich dann auf den Wagen zum Direktor und wir fahren in die Stadt zur Kirche. Wie wir gegen den Bahnhof kommen, wird Ihnen das Pferd scheu, geht durch, die Räder fahren an einen Baum — der Wagen bleibt stehen, der Direktor hält sich noch, aber ich lieg' im Graben und — denken Sie sich, Herr Großpfleger — meine schöne, schwarzseidene Haube — nagelneu noch, ist Ihnen total zerdrückt und zerknittert wie ein Waschhadern! Wohl ließ ich mich sogleich nach Hause fahren, aber das vergeß ich in meinem Leben nicht. Wie ich dann nachdenke, ob ich wohl ein Kreuz gemacht am Morgen und mich mit Weihwasser besprengt, da fällt's mir ein, — bist mit dem linken Fuß über die Schwelle

gestiegen, als du in den Hühnerstall gingst, sehen Sie, und so war's auch! — darum — aber Sie müssen nichts davon merken lassen, lieber Großpfleger, — der Herr Direktor und die gnädige Frau sind sonst gut, sehr gut, aber entsetzlich ungläubig! Es wär' deswegen zwischen uns auch bald schon einmal zu einem Bruch gekommen. Als nämlich der Direktor für die Samstage im Institut das Fleischessen eingeführt hatte, sage ich zu ihm: Herr Direktor, sag' ich, sehen Sie sich nach einer anderen Haushälterin um, ich verdinge mich nicht an Heiden! — aber denken Sie sich, er ließ mich nicht fort!"

— O du dummer Direktor! hatte Alex schon aufschreien wollen, aber er wendete sich schweigend von der Alten hinweg. Es freute ihn jetzt, daß sich Dorothea nicht Frau Mutter nennen ließ, dieser Name wäre doch viel zu gut für sie.

Aber als Großpfleger aus dem Saale ging, stieg er doch mit dem rechten Fuß zuerst über die Schwelle, daß es heute gut ausgehe.

Hierauf trieb er sich wieder allein herum, und als es dunkel wurde, zog er zwei Röcke an und schlich aus dem Institute.

Zwei Stunden darnach löste er sich auf dem Bahnhofe eine Karte nach dem Markt im Oberlande, von dem aus der Weg nach Gutenhag geht.

Ungeduldig schritt Lex durch die große Warthalle und kümmerte sich nicht um das Leben und Treiben um ihn herum.

— Thut ihr, was ihr wollt, es ist gut, in sechs Stunden bin ich daheim!

Endlich tönte das Signal und der Zug brauste heran.

Das Thor wurde geöffnet und die Menge strömte hinaus zum Einsteigen.

Mit einem wahren Hochgefühl drängte Lex dem Ausgange zu; da faßte ihn plötzlich Jemand am Arm: „Ei, wohin, Großpfleger?"

Der Direktor stand neben ihm und sah ihm strenge in's Gesicht.

Das wurde bleich — kreidebleich.

„Noch sind die Ferien nicht da, Junge; wir gehen jetzt zusammen nach Hause!"

„Aber ich bin krank und muß heim," stotterte Lex.

„Oh, Kind, im Oberlande geht ja kalte, rauhe Luft, die thäte schlecht; für Kranke haben wir das beste Klima!"

„Aber die Karte ist auch schon gelöst."

„Hat nichts zu sagen, Großpfleger, Ihr Taschengeld für Oktober und November wird die Auslage vollständig decken."

Lex mußte mit in's Institut. Die Knie wollten ihm einbrechen, als ihn der Direktor in den Speisesaal führte, wo die anderen Zöglinge wieder beim Bier saßen.

„Bursche, da bring' ich einen Deserteur, den lassen wir spießruthenlaufen."

„Ja, spießruthenlaufen, bravo!" schrieen Alle, aber die Frau Direktor gebot Ruhe und ließ Großpfleger ihr gegenüber Platz nehmen.

„Was treiben Sie doch, mein Lieber," sagte sie hierauf zu Lex, „die Heimat fällt ihnen ja nicht durch und man wird Sie wohl entbehren zu Hause. Und wir haben auch noch Niemand umgebracht."

Sie setzten dem Jungen Bier vor. Er rührte es nicht an; — in ihm war ein Leid, ein solch gräßlicher Schmerz — nicht zu sagen! — Jetzt haben sie ihm Vater und Mutter weggenommen und Anna und die Heimat. Sie halten ihn gefangen in diesem entsetzlichen Haus, und daheim wissen sie es nicht und meinen, es gehe ihm gut.

Als Lex allein an seinem Bette stand, von dem er sich schon freudig verabschiedet für immer — da brach er in ein erbärmliches Weinen aus.

Die übrigen Zöglinge hatten den Auftrag erhalten, Großpfleger nicht zu necken, denn er sei wirklich krank; — und sie ließen ihn in Ruh.

Lex weinte und betete, daß diese unfaßbare Qual von ihm genommen werden möge; — dann kam ein süßer Schlaf. Das war der Freund, der treue, der einzige Freund. Der brachte dem armen Jungen stets die Heimat und Alles, was darin war und ließ ihn wohnen und wandeln an der Seite seiner Lieben. —

Lex freute sich auf nichts, als auf die Nacht; die erwartete er stets mit Sehnsucht. Alles um ihn war fremd und feindlich, aber das Bett war sein Daheim; hier wartete die Ruhe und der Traum auf ihn, hier erschien ihm freundlich und treu die schöne Vergangenheit wieder.

An einem der nächsten Tage machte das Institut einen Ausflug in die Stadt.

Der Direktor hatte Großpfleger freundlich dazu eingeladen, allein, dieser ging nicht mit. Er saß im Lehrzimmer bei einem Buche, er starrte in dasselbe, aber er dachte nichts dabei.

Einen Kalender hatte er sich gekauft und da zählte er die Tage bis zum Ferienmonat, und die bereits vergangenen strich er durch. Sonst gab er keinen Kreuzer aus, sondern suchte im Gegentheile möglichst viel zu ersparen. — Die Zeit ist verloren, die du hier verleben mußt, die Kleider sind verloren, die du hier verbrauchst, schau nur, daß du ein Stück Geld errettest, und vor Allem das Leben! — Das war sein Sinnen und mit einer wahren Angst sorgte er für seine Gesundheit. Er ging nie ohne Ueberrock und am liebsten gar nicht aus; am Abend aß es nichts, weil er einmal gehört hatte, es sei der Gesundheit zuträglicher, wenn man ohne Nachtmahl in's Bett gehe. — Und das Leben, das muß ich bewahren um jeden Preis, ich muß die Meinen nochmal sehen. Aber — ein ganzes Jahr, und hier vergeht keine Zeit; hier wird man alt und grau in einem einzigen Tag! —

Am liebsten unter Allen im Hause hatte er die Frau Direktor, weil sie am wenigsten sprach. Es war ihm peinlich, wenn Jemand mit ihm redete, er konnte nach fremden Worten nicht denken und gab verkehrte Antworten.

Die Kollegen legten ihm seinen Hang zur Einsamkeit für Eigensinn und Stolz aus und sie nannten ihn nicht anders, als Baron von Gutenhag und heißen ihn Euer Gnaden oder Duckmauser.

Die alte Haushälterin bedauerte lebhaft, daß Lex nicht Priester werde, er habe ein so ernstes, frommes Gesicht und sähe aus, wie der heilige Aloisius.

Dieser Behauptung zu Folge nannten sie den Lex abwechslungsweise den heiligen Aloisius. —

An einem schönen Oktobertag machte der Direktor mit seinen Zöglingen einen Ausflug in das Gebirge; Einige von den Größeren nahmen sogar Gewehre mit, denn sie waren zu einer Hasenjagd geladen.

„Da muß der Oberländer auch mit!" hatte der Direktor gesagt.

„Der Herr Baron sind ein leidenschaftlicher Jäger," bemerkte Bumstangl.

„Und der heilige Aloisius bleibt sicher nicht daheim," riefen Mehrere.

Aber Großpfleger ging nicht mit. Er ging in den Garten und legte sich in die Sonne. Und doch mußte er heute an die Jagd denken; vielleicht kommen sie auf einen hohen Berg, wo man in's Oberland sehen kann. — Ich hätte mitgehen sollen. Aber muß ich denn jetzt zu Hause bleiben? kann ich nicht allein einen Spaziergang machen? und wenn ich jetzt fortginge? das Wetter ist prächtig und hält — in zwei Tagen wär' ich in Gutenhag.

„Grüß Gott!" rief eine helle Stimme.

Lex erhob sich schnell und sah nun einen fremden Jungen auf sich zueilen; schon von Ferne streckte ihm dieser seine Hände entgegen und rief wiederholt: „Grüß Gott, was machst du da?"

Großpfleger reichte ihm seine Rechte, es that ihm wohl, daß ihn wieder einmal Jemand mit „du" anredete. — Wer es doch sein mag, er sieht gut und freundlich aus; ich meine, den könnte ich lieben. —

„Ich kenne dich nicht," sagte Lex schüchtern.

„Ich dich auch nicht," entgegnete der Jüngling lächelnd,

„ich komme zwölf Meilen von Westen und werde hier die Landwirthschaft lernen. Du bist gewiß ein Oberländer?"

„Ja," antwortete der Junge freudig, „ich heiße Alex Großpfleger und bin in Gutenhag daheim. Und wie heißt denn du?"

„Raimund!" sagte der Fremde und schüttelte Lex noch einmal die Hand.

„Und wie denn noch?" frug dieser.

„Wie noch? ja, sonst nichts mehr. Für jetzt, da ich noch Schüler bin, ist mir Raimund ganz genug und wenn ich einmal vierundzwanzig Jahre alt bin, werde ich mir schon einen zweiten Namen machen."

Lex sah ihn groß an. — Jetzt hat Der keinen Schreibnamen. „Aber wo bist du denn daheim?"

„Das weiß ich nicht. Es muß auch nicht Jeder wo daheim sein. Gelt, Lex, ich bin merkwürdig, ich habe keinen Namen und keine Heimat; aber ich werde dir schon noch erzählen, wie das ist. Wenn wir mitsammen sprechen, so nenne mich nur immer Raimund, und ich werde zu dir blos Lex sagen, wenn du willst."

„Ja, das ist mir am liebsten, daheim nennen sie mich auch immer nur Lex."

„Aber wo liegt denn Gutenhag?"

„Ja, da muß man länger als drei Stunden auf der Eisenbahn fahren und dann geht es noch drei Stunden durch ein Thal in's Gebirg hinein."

„Es muß ein kleiner Ort sein."

„Nein, ein recht großer, es sind über zehn Häuser und eine Kirche. Unser Haus ist das größte und das erste rechts, wenn man

in's Dorf hinein geht. Gleich hinter dem Haus geht der Wald hinauf. Ich sage dir, das ist so ein schöner Wald; er gehört uns und auch der Schlag, bis in den Hintergraben hinein; heuer haben wir stocken lassen. Und links am Weg ist eine große, grüne Wiese — die ist dir anders grün, wie dieser langweilige Garten da. Die Wiese gehört auch uns. Du erkennst sie leicht, sie geht bis zur Hecke hinein und drüben am Bergrain rinnt der Bach hinaus."

„Es muß schön sein in Gutenhag."

„Oh, schön!" jubelte Lex auf, er war glücklich, daß endlich einmal Jemand mit ihm über seine Heimat sprach. „Du mußt mitfahren nach Gutenhag, Raimund, ich werde meinem Vater schon schreiben darüber."

„Es gilt, Lex; dieses Oberland steckt mir schon lange im Kopf, weißt du, ich singe und tanze nichts lieber, als den Oberländler. Aber jetzt muß ich meine Reisetasche auspacken, ich habe sie nur in das Vorhaus hinein gestellt, weil Niemand daheim war, als eine alte Frau."

„Die Dorothea, aber die wird dir schon eine Lade anweisen und ich will dir helfen auspacken. Dann, weißt du, was wir noch machen? ich bitte die Dorothea, daß sie unsere Betten zusammenstellt, denn die Anderen, das sind böse Gassenbuben, wirst sehen."

Raimund hatte dem Direktor schon früher über Alles geschrieben und so war für ihn schon vorbereitet.

Lex half dem Ankömmling rasch die Sachen ordnen und erzählte ihm nebenher Alles, was er selbst vom Institute schon wußte. Es war ein anderer Geist in ihn gefahren, es

kam ihm vor, als ob jetzt Eines von daheim zu ihm gekommen wäre.

„Hast du sonst nichts mehr?“ frug er Raimund, als die wenigen Gegenstände in der Lade lagen und er sich abstaubend die flachen Hände in einander schlug.

„Ich brauche auch nicht mehr. Zwei Anzüge und einen derben Jungen, den man hineinstecken kann, das ist genug.“

Lex lachte.

— Du lieber Gott, jetzt kann Der auch lachen — dachte sich Dorothea, die gerade durch den Saal ging, und sie wäre jetzt bei einem Haar bald mit dem linken Fuß über die Schwelle getreten.

„Und jetzt laß' dich einmal ansehen, Lex!“ sagte Raimund, indem er sich vor den Oberländer hinstellte und seine beiden Hände demselben auf die Achseln legte: „Bist gar kein so übler Junge, Lex, deine blauen Augen gefallen mir. Sag', hab' ich auch blaue?“

Die Beiden sahen sich in die Augen, doch, plötzlich stießen ihre Köpfe zusammen, daß es Beiden in den Ohren klang.

Da kicherte es hinter ihnen und die Strumpfstrickmaschine, welche sich, nach der bereits erfolgten Heimkehr vom Ausflug, heimlich hinzu geschlichen hatte, um den Schabernak auszuüben, eilte davon.

Raimund lief dem boshaften Jungen nach, erwischte ihn beim Rockkragen und schüttelte ihn so derb bei den Haaren, daß der Bursche Ach und Weh schrie und mit aufgehobenen Händen schwor, es nicht mehr zu thun.

Mehrere waren auf das Geschrei herbeigekommen, nah-

men für die Strumpfstrickmaschine Partei und schimpften halblaut über diesen „Ausländischen“, der keinen Spaß verstehe.

„Raimund!“ sagte Lex, als jener wieder zu ihm zurückgekehrt war, „jetzt hast du mir einen großen Gefallen erwiesen; der böse Bub' dort hat mir den ersten Spott angethan.“

„Böse muß er deshalb gerade noch nicht sein, aber boshaft,“ entgegnete Raimund, indem er mit dem Sacktuch seine Hände abwischte.

„Oh, boshaft sind sie Alle; ich kann dir gar nicht sagen, was ich in diesen wenigen Tagen hier gelitten habe; du wirst es auch nicht aushalten und dann gehen wir mitsammen. Aber vorsichtig müssen wir das anfangen, lieber Freund!“

Nun erzählte Lex seinem neuen Gefährten, wie er bereits einen Fluchtversuch unternommen habe und wie betrübend derselbe vereitelt worden war.

Raimund sagte nichts darauf, aber er dachte sich desto mehr.

„Ich lese in deinen Augen eine gefährliche Krankheit,“ versetzte Raimund nach einiger Zeit. Lex erschrack und stotterte:

„Kannst du denn profezeien? aber was denn für eine Krankheit, ich bitte dich!“

„Wenn du diese überstanden hast, wirst du ganz gesund sein und ein fröhliches Leben führen. Wenn ich dir die Krankheit auch nenne, du wirst mir nicht glauben.“

„Ja, Raimund, ich werde dir glauben.“

„Du hast Heimweh.“

„Nein, das nicht, aber in der Brust“ —

Es trat der Direktor in den Saal. Er grüßte kühl und blickte prüfend umher.

Raimund trat zu ihm, um sich vorzustellen. Er hob die Hand etwas und warf einen Blick auf des Mannes Rechte.

Der Direktor reichte sie ihm nicht.

„Sind Sie dieser Raimund?" frug er gleichgiltig.

Der Befragte bejahte es.

„Sie haben Ihre Lehrzeit gleich mit einem Skandal eröffnet!"

Raimund stutzte, offenbar meinte der Direktor den kleinen Konflikt mit der Strumpfstrickmaschine.

— Er hat uns die Köpfe zusammengestoßen — wollte der Junge einwenden, doch er schwieg und sah zu Boden.

„Für die Zukunft verbiete ich mir solche Auftritte, sonst bleiben wir nicht beisammen!" warf der Direktor noch hin und verließ den Saal.

Raimund schritt betrübt zum Fenster und sah hinaus.

Das also war der Empfang von dem vielgerühmten, menschenfreundlichen Direktor des landwirthschaftlichen Institutes, bei dem er so warm empfohlen worden war. Er hätte es doch noch sagen sollen, daß ihn der Junge geneckt; was muß sich der Mann nun von ihm denken, der ihn aus Gnaden in seine Anstalt genommen hat!

„Hast recht, Lex, ich werde hier auch Heimweh kriegen," sagte Raimund zu jenem.

„Ah, das ist gescheit, dann fahren wir heute noch ab, wenn du willst!" jubelte Großpfleger,

— Wohin, thörichter Junge? — bist überall fremd! — Dieser Gedanke zog durch die Seele des Jünglings und kam als folgendes Wort zu Lex:

„Hörst du, Heimweh hab' ich nicht; — mein Weh ist — namenlos!"

Sein Weh ist namenlos. In diesem Ausdruck lag so viel Schmerz, daß Großpfleger unter einer Thräne sagte: „Ich versteh' dich schon, du meinst, weil du keine Heimat hast."

„Ja, und darum mußt du jetzt weinen, natürlich. Glaubst du denn, es ist ein so großes Unglück, wenn man nicht weiß, wo und von wem man geboren ist? Ich bin gerade so gut da, wie du, und gerade so gut Mensch, wie alle Anderen — und Freuden hab' ich am Ende auch so viele."

„Wie bist denn du? just warst du so betrübt und jetzt lachst du schon wieder und schaust so glücklich d'rein!"

„Ja weißt, ich hab' mich wahrscheinlich über den Buben dort ein Bischen geärgert, oder über den Direktor, weil er auf mich böse ist. Am Ende schickt er mich heute noch fort; weißt, Lex, — aber es wäre mir lieb, wenn du es den Anderen nicht sagen wolltest — ich bin hier als Gast und zahle kein Schulgeld. Ein Gönner hat mich beim Herrn Direktor empfohlen, daß ich mich hier ein wenig ausbilde. Da kommt dir heute gleich dieser Skandal. — Ei was, es ist geschehen, und jetzt ist es einmal nicht anders."

„Wie doch dein Haar weich ist und lang; auf Ehre, meine Schwester trägt es auch nicht länger. Auch sonst siehst du zart aus, aber Hände hast du grobe; hast gewiß recht arbeiten müssen?"

„Nicht mehr, als ich konnte," lachte Raimund.

„Wie alt bist du denn?"

„Je nun, so zwischen vierzehn und siebzehn herum."

„Da bist du gewiß fünfzehn; schau, ich bin auch fünfzehn. Aber, kannst du auch wirklich keine nähere Zeit bestimmen? Ei, weißt du was, Raimund, an dem Tag, wo wir durchgehen, feiern wir dein Geburtsfest.“

Es war dunkel geworden und man läutete zum Nachtmahl.

Lex und Raimund saßen zusammen, und da sagte Ersterer: „Heute schmeckt mir das Bier; sollst leben, Raimund! — weißt du, was mich von dir freut, daß du gleich du zu mir gesagt hast.“

„O je, heute lacht der heilige Aloisius auch,“ bemerkte plötzlich Einer.

„Dann kriegen wir ein anderes Wetter,“ versetzte ein Zweiter und Alles sah auf Großpfleger und kicherte.

„Geht das dich an?“ frug Raimund denselben.

„Ja, ja! Und wenn du mir den Burschen dort, der vom heiligen Aloisius gesprochen hat, schopfbeutelst, so schenk' ich dir meinen besten Rock,“ lispelte Lex seinem Freund in's Ohr.

„Ja, mußt du's denn gleich so ernst nehmen? sag' ihm eine witzige Grobheit und aus ist's.“

„Raimund, es gibt gar keine Grobheit in Worten, die für den dort grob genug wäre; er hat einmal meinen Vater einen Esel geheißen.“

„Ehrfurcht, meine Herren!“ herrschte Bumstangl, „Seiner Gnaden, der Herr Baron von Gutenhag legen eine Generalbeicht ab!“

War das wieder ein Bravorufen und Händeklatschen!

„Hallo,“ sagte Raimund, „da geht's ja lustig zu!“

„Und das nennst du lustig?“ versetzte Lex entrüstet.

„Wer doch der Neue sein mag?" frug der Blatternarbige seinen Nachbar, indem er auf Raimund deutete.

„Das sagt er nicht; wohl gar ein verzauberter Königssohn!"

„Ja, ja, ein verwunschener Prinz!"

„Der verwunschene Prinz!" schrie die Strumpfstrickmaschine und zeigte auf Raimund.

„Siehst du, jetzt hast du's auch!" raunte Lex diesem in die Ohren und Alle schrieen nun: „Der verwunschene Prinz! Guten Abend, verwunschener Prinz! wie geht's?"

„Wie jenem verzauberten Königssohn im Märchen, dem die Esel den Abendgruß gebracht haben," versetzte Raimund schnell.

Da brach über dieses Wort ein wahrer Beifallssturm los, der Direktor selbst klatschte in die Hände und rief: „Bravo, Raimund, so recht, nur immer mit gleicher Münze zurückgezahlt; das bringt Leben in's Haus und erstickt zimperliche Empfindlichkeiten!" —

„Jetzt weiß ich, wie man's machen muß," sagte des andern Tages Raimund zu Lex, „man muß gleich mit der Keule d'reinschlagen. Ich bin gestern über mich selbst erschrocken, wie mir das derbe Wort herausfuhr, und doch war's das Rechte."

„Ja, und es war meine größte Freude, wie du das Wort gesagt hast. Aber wirst sehen, man wird dich jetzt immer den verwunschenen Prinzen nennen." Lex sah seinen Freund an und fuhr fort: „Aber ganz Unrecht haben sie nicht. Jener verwunschene Prinz, von dem mein Vater in

Gutenhag die Geschichte weiß, sieht gerade so aus wie du. Und wer weiß, ob du nicht ein Königssohn bist!"

Großpfleger war fast ein Anderer geworden. Er war immer um Raimund und wenn ihm dieser für Momente abhanden kam, so ging er durch alle Säle und Gartenstriche und suchte seinen Freund. Nur mit dem sprach er, und was Raimund sagte, das fand er schön und gut und verständig. Lex unternahm nichts, ohne ihn zu fragen; auch alle Lehraufgaben machten sie zusammen.

Ueber die Landwirthschaft waren sie wohl oft getheilter Ansicht. Raimund verglich immer mit den Methoden, die er in den westlichen Gegenden erfahren hatte, während Großpfleger nur das für gut fand und als das Beste rühmte, was in Gutenhag gang und gäbe war. Er ärgerte sich, wenn Raimund sagte: „Ihr Oberländer dürft euch gar nicht groß machen; ihr seid gegangen, so weit man euch geschoben hat, und denselben Pflug, den die Gutenhager vor zweihundert Jahren gehabt, den haben sie heute noch. Wenn euch der Zeitgeist mitunter aufweckt, und die Völker rüstig vorwärts schreiten, glotzt ihr ihnen gähnend nach, und wenn ihr sie aus den Augen verloren habt, so legt ihr euch wieder langsam auf den Pelz. Doch," fügte Raimund stets hinzu, „dein Vater ist vernünftiger, wenn er selbst auch noch keine neuen Samen eingeführt hat, so setzt er doch einen jungen Wildling in einen fruchtbaren Garten und läßt ihn pelzen und pfropfen, um ihn dann veredelt wieder in die Heimat zu verpflanzen. Das wird noch eine ganz edle Baumgattung geben."

„Du bist aber doch viel gescheiter, als unser Schul-

meister in Gutenhag, den habe ich nie so reden gehört," versetzte Lex auf dergleichen Reden. —

So vergingen Tage. Lex war ruhig und heiter geworden, nur immer gegen Abend, wenn die Schatten lang wurden, und bis man im Saale die Lampen angezündet, hatte er noch seine böse Stunde. Da dachte er, wie jetzt in Gutenhag die Sonne hinter den Berg sinkt und man die letzten Fuhren Herbstrüben heim zieht und sich dann zum Krautabschneiden um die eingeheimste Frucht zusammensetzt und dabei allerlei Schwänke erzählt und Lieder singt. — Das weiß Raimund aber doch nicht, wie das schön ist — dachte sich der Junge — und darum kann er mich nicht verstehen, wenn ich ihm vom Oberland erzähle und am Ende muß ich doch noch allein heim. —

„Willst du nicht einmal mit mir in die Stadt gehen?" frug Raimund, als Lex eben wieder einmal in trüber Stimmung war.

„Ei, laß mich mit der Stadt aus, auf den Bahnhof dürfen wir doch nicht."

„Nun, wenn du nicht willst, so gehe ich allein, aber sonst hab' ich dich bitten wollen, mir unterwegs einmal recht viel von Gutenhag zu erzählen, an den Winterabenden muß es doch gemüthlich sein dort?"

Jetzt versprach Großpfleger augenblicklich, daß er mitgehe und begann sogleich mit einer Beschreibung der „Rubenvesper", bei welcher man bis zwölf Uhr aufbleibe und die fürchterlichsten Räubergeschichten höre; da habe der Vater oft die Geschichte vom verwunschenen Prinzen erzählt. Und Anna singe immer das Lied vom Pilgersmann und die Knechte

gäben Räthsel auf. — O, da war der Junge wieder in seinem Fahrwasser und versicherte noch einmal, er gehe schon mit in die Stadt.

Am nächsten Morgen kam ein Brief von Gutenhag und ein breiter, runder Ballen, an Großpfleger adressirt.

„Raimund, Raimund, die Mutter schreibt mir und sie schickt einen Allerheiligenstritzl, da wirst du sehen, wie gut sie backen kann. Sie hat das beste Brot in ganz Gutenhag und wenn Kirchweih' ist und der Dechant kommt, läßt der Herr Pfarrer immer bei uns backen."

Lex öffnete den Ballen und zog einen riesigen Brotlaib hervor, breit und hoch und von köstlich brauner Farbe.

„Gelt, du hast noch keinen solchen Allerheiligenstritzl gesehen, Raimund?"

Dieser verneinte, er wisse überhaupt nicht, was das mit dem Allerheiligenstritzl sei.

„Da bist du einmal einfältig," sagte Großpfleger und belehrte, daß im Oberlande zu Allerheiligen jeder Dienstbote und Hausgenosse von seinem Herrn einen Laib Weißbrot bekomme, den er verkaufen oder zu beliebiger Zeit essen könne. Das sei der Allerheiligenstritzl.

Dann nahm Lex das Gebäck in seine beiden Hände, legte es vor sich auf die Knie und sah es lange an. — Also, du kommst von daheim, dich hat meine Mutter gebacken und meine Schwester auf den Händen getragen, es ist doch Schade, daß man dich ißt. Aber der Raimund soll es wissen, was man in Gutenhag kann. — Bei diesem Gedanken öffnete er sein Taschenmesser, machte mit der Spitze über den Laib ein Kreuzzeichen und schnitt ihn mitten auseinander.

„So, lieber Raimund, das schenk' ich dir," — sagte er und hielt dem Freund die eine Hälfte entgegen.

Dieser lachte. „Glaubst du, daß ich ein Vielfraß bin? Oder was soll ich mit diesem Riesenbrotstück? Ich hab' ja ohnehin genug zu essen hier, du weißt, ich nehm' nicht einmal meine Semmel zum Frühstück."

Lex zog seine Hand mit dem Brote langsam zurück und sprach kein Wort. Ohne einen Bissen zu verkosten, legte er die zwei Hälften in seine Lade, schlich in einen Winkel und weinte.

Raimund hat ihm das Brot von daheim verschmäht und hat es mit dem Essen im Institut verglichen, ja, er zieht dieses sogar dem Allerheiligenstritzl vor. Das war eine Schmach für ihn und für seine Mutter und für ganz Gutenhag.

Seit diesem Zwischenfall redete Großpfleger tagelang kein Wort zu seinem Freund, ja, er nahm sich vor, gar keinen Freund mehr zu wollen, außer in Gutenhag.

Aber eines Nachmittags, als der Direktor die Zöglinge zu den Hecken hinausgeführt hatte, um eine Art Zaun gegen die noch weidenden Schafe der Nachbarschaft zu flechten — sagte Raimund plötzlich zu Großpfleger: „Du bist eigentlich von Haus aus ein Leu gewesen, da hat man dir bei der Taufe das x für ein u gemacht und es ist ein Lex aus dir geworden."

Großpfleger mußte laut auflachen. Nun war Alles wieder gut.

„Lex, wir sollen, bevor noch der Schnee kommt, mitsammen einen Ausflug in's Gebirg machen," sagte Raimund,

„und da steigen wir auf den höchsten Berg, den es gibt und schauen in das Oberland.“

Lex war dabei.

„Aber weißt du, was gut wäre?“ fuhr Raimund fort, „wenn du noch Brot von deiner Mutter hättest, das könnten wir mitnehmen, weil wir vor Abend nicht heimkommen.“

„Ja freilich hab' ich noch Brot,“ sagte Großpfleger freudestrahlend, „ich hab' dir auch noch nicht einen Bissen angerührt und hätte es verderben lassen, weil — weil du nichts genommen hast.“ —

Und am nächsten Sonntag, nachdem Fräulein Dorothea das Tischgebet zum Frühstück gesprochen hatte, sagte Bumstangl: „Ist es wahr, daß der heilige Aloisius und der verwunschene Prinz heute mitsammen in's Gebirg gehen?“

„Dann wollen wir den Herrn Direktor bitten, daß wir sie begleiten dürfen,“ meinten Andere.“

„O Gott, die sind lange schon über alle Berge,“ rief Dorothea, „schon um die Betleutzeit habe ich ihnen das Hausthor aufgesperrt.“

Hierauf machten die Burschen noch einige Witze über den „Baron“ und den „Prinzen“.

Um dieselbe Zeit waren unsere beiden Freunde wirklich schon weit vom Institut und zogen bereits, die Ebene hinter sich lassend, durch eine Bergschlucht.

Großpfleger war im Erzählen. Er beschrieb Gutenhag und sein Elternhaus und verschwieg nicht, daß sein Vater der angesehenste Bauer in der ganzen Gegend sei. Es gab auch in Gutenhag Neuerungen. Da besaß Lexens Vater eine Windmühle mit eisernem Räderwerk und eine Dreschmaschine,

die einzige, die in der Gegend war. — Ferner erzählte Lex von seiner Kindheit und wie das oft schön gewesen sei im Fischfang, oder wenn sie junge Hunde bekommen hätten.

„Aber schlecht bin ich gewesen," fuhr der Junge leiser fort, „Raimund, das reut mich so oft, so viele Haare ich auf dem Haupt habe — ich war so eigensinnig und grob gegen meine Eltern, und meine Eltern sind so gut und die Schwester auch. Aber einmal — ach ja, du wirst mir's nicht glauben wollen, Raimund — da habe ich Anna mit einem Brett geschlagen, daß sie zu Boden gefallen ist. Sie war damals noch klein und wir haben gemeint, sie stirbt uns, weil ich sie just am Kopf getroffen habe. Ich glaube, sie weiß nichts mehr davon, sonst könnte sie unmöglich so gut sein mit mir. Sie hat sehr geweint, als ich von daheim fortging, aber ich war damals noch ein Narr und habe mich gefreut, daß ich fortkonnte und hab' nicht einmal ordentlich Abschied genommen. Anna verband mir in der letzten Stunde noch den wunden Daumen da — ich hab' ihr nicht einmal gedankt dafür. Raimund, ich könnte da in das Wasser hinab springen, wenn ich daran denke und mir ist immer noch, als könnte und sollte ich gar nicht leben hier, ohne mich daheim ordentlich verabschiedet zu haben. Ich habe das der Schwester auch schon geschrieben; sie antwortete, ich sollte mir nichts d'raus machen, sie wüßten schon Alle, daß ich's gut meine. Aber schlecht war das von mir, gelt, Raimund?"

Raimund schwieg lange; endlich aber legte er seine Rechte auf Großpflegers Schulter und sagte: „Ich weiß nicht, ob ich dich ganz verstanden habe, aber wenn ich nachdenke, so bist du fünfzehn Jahre so heimatlos gewesen, wie ich; erst jetzt

hast du deine Heimat gefunden, das heißt, du bist zum Bewußtsein derselben gekommen."

„Ich weiß nicht, wie es ist," entgegnete Lex, „aber du hast immer ganz neue Gedanken, und wenn du sie aussprichst, so wundert es mich, daß ich nicht auch schon dasselbe gedacht habe. — Jetzt, wenn du willst, Raimund, so setzen wir uns da neben den Bach, essen ein Stück Brot und ich werde dich dann um etwas bitten."

„Sind sie Alle so höflich bei euch im Oberland?" lächelte Raimund, „nun, und um was willst du mich denn bitten, wenn wir das Brot essen?"

„Jetzt kenne ich dich schon fünf Wochen und ohne dich hätt' ich's nicht ausgehalten bis heute in der Fremde. Wenn ich einen Bruder hätte, könnte ich ihn nicht lieber haben, als dich; — und doch — du bist — ich weiß nicht, wie ich sagen soll, — du bist nicht so wie ich — du bist sehr, sehr gut, aber — ich fürchte, du lachst mich aus und du gibst dich nur aus Barmherzigkeit mit mir ab. Du müßtest ja jeden Grafen zum Freund bekommen, wenn du wolltest, du bist — aber lache doch jetzt nicht so — du kommst mir wirklich vor, wie ein verwunschener Prinz!"

Lex war bei diesen Worten ganz roth geworden und als er nun schwieg, sagte Raimund: „Jetzt hast du wirklich recht einfältig geredet, Lex."

„Ja, du machst mich auch noch ganz dumm; sag' mir doch nur einmal, wer du eigentlich bist; ich bitte dich, erzähle mir dein Leben!"

„Na, da wirst du aber auch was Rechtes hören. Schau,

ich hätte dir's schon lange erzählt, aber weil du immer so, Gott weiß, was Großes in mir haben wolltest, so war es, ich muß sagen, peinlich für mich, dir zu sagen, daß ich ein armes Bettelkind bin. Ich habe so eine ganz dunkle Erinnerung in mir, von einem bleichen Weib mit langen, schwarzen Haaren, welches mich trug. Da war eine Zeit, in welcher über mir immer ein Baum oder der blaue Himmel war. Aber ich weiß nicht, ist das wirklich so gewesen, oder hab' ich einmal so einen Traum gehabt; aber dann wäre das der einzige Traum, den ich nicht vergesse. — Das Erste, was ich bestimmt von mir weiß, ist, daß ich mit einem Mann, der auf einer großen Weide Vieh hütete, in den Wäldern herumging und nur für die Nacht mit ihm in einer Bretterhütte schlief. Aber der Mann sagte mir oft, daß er nicht mein Vater und die Hütte nicht mein Geburtsort sei; er habe mich einmal an einem Sommermorgen im Walde unter einer alten Eiche gefunden. Er behalte mich nur aus Barmherzigkeit und ich mußte ihm das Vieh hüten helfen. Im Winter hatten wir kein Vieh und kamen selten aus der Hütte. Mein Pflegevater hatte allerlei Hölzer am Ofen lehnen und aus diesen Hölzern schnitzte er Herrgöttln. Ich half ihm dabei und habe auch ganz allein einen gemacht, aber diesen brachte der Hausirer, der uns die Dinger abnahm, wieder zurück und sagte, er bringe ihn nicht an, weil die Hände am Kruzifix so dick wären, wie die Brust, und auf die Nase hätte ich auch vergessen. — Darauf stellten wir den mißglückten Herrgott auf den Hausaltar und verrichteten vor demselben unser Morgen- und Abendgebet. — Eines Abends aber — das war im Sommer — als wir von der Alm in unsere Hütte zurück-

kehren wollten — ja, Lex, da fanden wir keine Hütte mehr, aber die Kohlen glühten und rauchten noch — sie war uns niedergebrannt. — Ich sehe den Mann noch, wie er die Hände am Rücken dastand und in den Rauch starrte. Plötzlich sagte er: Ei was, es ist einmal so, und jetzt, Junge, braten wir uns da an der Glut ein paar Erdäpfel zum Nachtmahl! — Während wir aber die Erdäpfel aßen, belehrte mich mein Pflegevater, daß er mich nun nicht mehr behalten könne, sondern selbst irgendwo in den Dienst treten müsse. Ich sollte nur getrost und mit Gott in die Welt gehen. — So ging ich denn in die Welt, Lex, aber ich denke alle Tage an den guten Mann, er hatte graue Haare und viele Furchen über der Stirne. — Ich bin zwei Tage gewandert, da hatte ich am dritten in einem Pfarrhofe, in dem ich einsprach, eine große Freude. Ich fand im Schlafstübchen, das mir der freundliche Pfarrer angewiesen hatte, einen Herrgott von meinem Ziehvater. Kannst mir's schon glauben, vor diesem Kruzifix habe ich das andächtigste Gebet in meinem Leben gethan, und dabei hab' ich ein großes Weh' empfunden — da muß mir völlig so gewesen sein, wie dir, wenn du in der Dämmerstunde an Gutenhag denkst. — Den andern Tag nun hab' ich den Herrn Pfarrer gebeten, daß er mir das Crucifix schenken möchte; ich wollte es mitnehmen in die weite Welt zum Andenken und zum Segen. Ich erzählte dem Pfarrer meine Geschichte; darauf faßte er meine Hand und sagte: Junge, ich lasse dieses hölzerne Bild nicht fort und dich auch nicht. Es ist uns hier im Ort der Meßner gestorben; willst du zur Messe und zum Ave läuten und auf dem Chor den Blasbalg treten? Das wollte ich und so blieb ich beim Pfar-

rer. Der Pfarrer war ein lustiger und praktischer Mann und als ich eine Zeit bei ihm war, sagte er einmal zu mir: Junge, du bist ein gelernter Hergottmacher, mach' mir die meinen auch! Und er brachte mir Oblaten und ein Stemmmesser, und zeigte mir, wie ich die Blättchen zu Hostien auszustechen und zu runden habe. — Jetzt hatte ich den Leuten schon zwei Gattungen Herrgöttln geliefert, die eine zum Ansehen und die andere zum Essen, — und nebenbei schellte ich mit den Glocken."

„Ja, nun, wie ist denn das?" warf Großpfleger ein, „ich habe immer gemeint, die Hostien kommen aus Rom. Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß am Gründonnerstag die Glocken nach Rom gehen und am Charsamstage voll mit Hostien wieder zurückkämen."

„Aber schau, da ist deine —" Raimund hielt ein.

„Nun? jetzt was hast du sagen wollen?"

„Nichts, nichts; — wärest doch wieder böse geworden. — Indeß, immer hab' ich mit dem Läuten und Herrgöttlmachen doch nicht zu thun gehabt und da hab' ich in der freien Zeit die Schule besuchen dürfen. Als der Pfarrer sah, daß ich da fleißig war und weiter kam, hat er mir Bücher geliehen und da habe ich immer sehr viel gelesen. Ich hab's gar nicht gemeint, daß die Welt ein so merkwürdiges Ding ist, bis ich das Alles sehe — schwarz auf weiß. — Acht Jahre bin ich dir beim Pfarrer gewesen und bin bei ihm ganz gescheit geworden. Aber einmal — der Herr Pfarrer war in einem Nachbarsdorf auf Kirchweih — mußte ich das Haus hüten. Da ging ich in sein Schreibzimmer und sah mir einmal recht alle Bücher an, die er hatte. Da fand ich

dir auch ein ganz kleines Büchlein mit der Ueberschrift: Des Menschenthums Glauben und Wissen. Das hab' ich durchgelesen. Und weißt du, was ich mir da gedacht habe? — Lex, ich hab' dich lieb und muß mit dir einmal über etwas sprechen; aber heute noch nicht, erst, wenn du längere Zeit im Institut gewesen sein wirst. — Ich habe dem Pfarrer nichts merken lassen, daß ich bei seinen Büchern war, nur hab' ich von da an den Mann nicht mehr so recht lieben können, wie bisher, und er war doch mein größter Wohlthäter. Und da war ich auch mit einem Knaben bekannt, der war der Sohn vom Wirth und ministrirte bei der Messe. Wir waren oft zusammen im Garten oder auf dem Feld und wir waren gut zusammen. Es standen große, edle Sachen in jenem Büchlein, aber mich wird es reuen, so lang' ich lebe, daß ich dem Jungen davon erzählt habe. Er hörte mir sehr aufmerksam zu, aber er sah mich nicht an dabei, und in einigen Tagen darauf führte ihn der Gemeindediener zum Richter. Der Junge hatte die Kirchenkasse bestohlen. Er gestand auch gleich Alles ein und sagte dann: Des Pfarrers Raimund hat mir etwas erzählt und da hab' ich geglaubt, wenn es so ist und keinen Himmel und keine Hölle gibt, so kann man thun, was man will; — ich wollte Geld und so hab' ich mir eines genommen. — Lex, ich hab' es ihm freilich erzählt, aber ich hab' es ganz, ganz anders gemeint, er hat mich nur nicht verstanden. — Dann, als man den Dieb gezüchtigt hatte, kam das Böse erst auf mich, ich mußte noch an demselben Tag den Pfarrhof und das Dorf verlassen und als der Pfarrer die Thür hinter mir zuschlug, war sein letztes Wort: Bist ein sehr schlechter Mensch! — Wie weh'

mir dieses Wort gethan hat, Lex, das kann ich dir gar nicht sagen. Ich wollte mich über einen Felsen stürzen und ich hätte es auch gethan, da dachte ich an ein Wort, welches ich in jenem Büchlein auch gelesen hatte und ich ging am Abgrund vorüber. Wenn der Pfarrer gesagt hätte, daß ich gut und rechtschaffen wäre, ja, da hätt' ich vielleicht sterben können, denn mehr braucht man ja nicht zu werden; weil er aber behauptet hat, daß ich ein schlechter Mensch sei, so galt es noch zu leben und zu zeigen, daß ich es nicht bin. — Meines alten Ziehvaters Segen ist aber doch über des Pfarrers Fluch hinaus mir nachgefolgt. Ich lernte auf meiner Wanderschaft einen Werksarbeiter kennen, der mich bei seinem Verwalter aufführte. Ich mußte diesem gefallen haben, denn er behielt mich bei sich und beschäftigte mich in seinem Garten. Schön war dieses Arbeiten bei den Bäumen und Blumen und Früchten, und ich weiß nicht, wie das kam, mich freute Alles, was ich ansah. Da war der Feldbau, die Bienenzucht, der Eisenhammer und all das Leben und Weben um mich — und da dachte ich wieder an das Büchlein mit der Aufschrift: Des Menschenthums Glauben und Wissen. Was die Wissenschaft über den Garten, den Wald, das Feld und die Metalle doch wohl sagen mag! — Ich möchte aber doch wohl die Landwirthschaft studiren! bemerkte ich dem Gärtner einmal und in drei Wochen darauf sagte der Verwalter zu mir: Ich wüßte was Rechtes für dich, Raimund, du solltest die Landwirthschaft studiren! — Ja, das wäre freilich schön und wenn ich reich wäre, so thät' ich's auch, versetzte ich. — Und ich, sagte der Verwalter, thäte es an dei- Stelle auch, wenn ich nicht reich wäre; ich bäte irgend

einen braven Mann, einen Gutsbesitzer, oder Werksverwalter, oder so Jemanden, daß er mich studiren ließe! — Du kannst dir denken, Lex, ich sah den Mann eine Weile nur so an, da kam mir auf einmal der Muth und ich platzte heraus: Ja, lassen Sie mich studiren, Herr Verwalter! — Der Mann lachte. Später sagte er: Junge, ich habe einen guten Freund, der einem rühmlich bekannten landwirthschaftlichen Institute als Direktor vorsteht; es müßte sehr schief gehen, wenn ich dich bei diesem Manne nicht um ein Geringes unterbrächte. — Und so war's und so wurde es, und so, Lex, ist es; — auf diese Weise bin ich zu dir gekommen."

Lex hatte während der ganzen Erzählung in den Wildbach, der in der Schlucht rauschte, hinabgestarrt und schien Raimunds Worte kaum zu hören. Jetzt, als dieser schon lange geendet hatte, sagte er: „Weißt du, wie dich die Anderen im Institute jetzt heißen würden? Den Herrgottlmacher!"

Die beiden Jungen zogen weiter und verzehrten nun zusammen den Heiligenstritzl.

Als sie gegen Mittag an einer alten Ruine vorbeikamen, bemerkte Lex, daß auch in der Nähe von Gutenhag so ein altes Schloß sei, in welchem aber ein unermeßlicher Schatz begraben liege. Da sei zwischen den halbverfallenen Mauern unter dichtem Gebüsche eine Fallthüre, welche in unterirdische Gewölbe führe, wo alle, von jeher durch Ungerechtigkeit erworbenen Reichthümer der Welt aufbewahrt lägen. Aber es seien große schwarze Hunde als Wächter bei den Reichthümern, und diese seien die Seelen der einstigen ungerechten Besitzer. Und wenn man diese Schätze heben könnte, so wären damit auch alle jene ungerechten Seelen erlöst.

„Ja, so erzählt man," fuhr Lex fort, „und einmal ist ein alter Köhler zufällig hinein gekommen, aber da hat er in den unterirdischen Gängen eine wunderbare Musik gehört und darüber ist er eingeschlafen. Wie er wieder erwachte, lag er im Gebüsche neben der alten Ruine. Du, Raimund, wenn wir zusammen nach Gutenhag kommen, so versuchen wir es den Schatz zu heben; ich weiß auch die Zeit, in welcher man die Fallthür offen findet, freilich trifft das selten zu; weißt du, nur an einem Ostersonntag, an welchem eine Sonnenfinsterniß ist, da sind alle Thore zu unterirdischen Reichthümern offen, und da steigen wir im Schlosse bei Gutenhag hinab."

„Aber weißt du auch, Lex, daß am Ostersonntag gar nie eine Sonnenfinsterniß sein kann?"

„Warum denn nicht?"

„Weil eine Sonnenfinsterniß nur zum Neumond stattfindet. Da aber Ostern immer der erste Sonntag nach einem Vollmonde — nach dem ersten Vollmond im Frühling ist, so kann der Ostersonntag unmöglich auf Neumond fallen. — Hörst, ich möchte aber noch gerne etwas von den verborgenen Schätzen im Schlosse bei Gutenhag wissen."

„Ja, da mußt du einmal meinen Pathen, den Schmied, fragen, der weiß dir einen ganzen Tag davon zu erzählen."

„Nein, von dir selbst möchte ich noch etwas davon hören, und zwar, ob du an dergleichen Geschichten wirklich glaubst?"

Großpfleger gab auf diese Frage keine Antwort, sondern frug: „Und ist das auch gewiß wahr, daß am Ostersonntag keine Sonnenfinsterniß sein kann?"

„Wenn wir nach Hause kommen, werde ich es dir in einem Buche erklären, wie das ist, dann **weißt** du es und brauchst es nicht mehr zu glauben.“

„Dann glaube ich aber auch nicht mehr an diese dummen Schatzgräbergeschichten,“ entgegnete Lex. —

Nach mehrstündiger Wanderung hatten die beiden Freunde einen Bergrücken erstiegen; da hatte man einen herrlichen Freiblick in das Land hinaus. Auf der weiten Ebene lag ein leichter, blauer Nebel, durch welchen die Thürme und Fenster der Stadt schimmerten. Nebenhin zog sich die Eisenbahn und man sah gar einen Zug auf derselben, aber der schien zu gehen, wie eine Schnecke. Weiter nördlich gruppirten sich grünende Hügel und begann das formreiche Bergland.

Plötzlich that Lex einen Schrei: „Gutenhag!“

„Wo?“

„Siehst du den blauen Berg dort mit dem jähen Absturze links, wo unter der Rothwand der Jägersteig geht?“

„Der Jägersteig?“

„Ja freilich, den siehst du nicht, ich eigentlich auch nicht, aber er geht dort um die Rothwand, die du auch kaum sehen wirst; schau nur links auf den Berghang hin, sieh', dort unter der Rothwand liegt Gutenhag!“

Raimund blickte hin.

„O, wie schön!“ fuhr Lex fort, „wie schön, daß man das Alles so sehen kann. Dort der Wald hinauf, der gehört uns und rechts vom Zaun ist der Lehnhoferschlag. Mein Vater ist jetzt gewiß dort und merkt die Lerchenbäume an, die er im Frühjahr verkaufen wird. Dort über die Wiese werden die Holzblöcke hinabgelassen, siehst du?“

„Aber Lex, ich sehe sonst nichts, als den blauen Berg und der ist wenigstens zwei Tagreisen von hier entfernt."

„Das freilich," entgegnete Großpfleger, „und ich sehe wohl auch nichts, aber — bis morgen Abends sind wir ganz bequem dort; ich werde dir schon meinen Stock da geben, daß du leichter gehst, und den Ueberrock trag' ich dir auch. Zuerst gehen wir über diesen Bergrücken hinaus und dort hinab, wo sich im Thale der Weg hinzieht; das Thal und der Weg gehen ganz sicher nach Gutenhag. Unterwegs essen wir noch den Heiligenstritzl auf."

Raimund sah Lex an, wie dieser glühte und leuchtete.

„Ich kann dich gar nicht begreifen, Lex, du denkst entsetzlich ungeschickt."

Als Großpfleger hierauf seinen Freund betrübt anblickte und dabei um den Mundwinkel bebte, da reute Raimund das herbe Wort und der Ton, mit dem er es gesprochen hatte. Der Gute d e n k t ja nicht, er fühlt nur, es herrscht eine tiefe Bewegung in ihm; es zittert der Schmerz durch seine Seele, daß er da ist, und der Drang, daß er dort sein will, und die Freude, daß er hineilen kann. Dies zusammen ist H e i m w e h.

„Weißt du, wo es auch noch schön ist?" sagte Raimund, „kehre dich einmal um, siehst du dort über die Ebene hinaus das blaue Gebirg? Das ist das Weinland, Lex, dort müssen wir zusammen einmal hin."

„Ich habe schon Trauben gegessen. In Gutenhag werden sie jetzt im Spätherbst an den Sonntagen verkauft; sie kommen weit her und sind sehr theuer. Ich werde für uns beide schon kaufen, hast du auch die grünen lieber, als die blauen?"

Raimund hatte seine schwere Noth bis er den Freund vom Bergrücken wieder herunter und auf den Weg gegen die Stadt eingeleitet hatte.

Lex war sehr betrübt, er starrte jetzt nur immer auf seine Füße und gab den Worten seines Begleiters keine Antwort.

„Nimmt der Kaiser auch in Gutenhag Soldaten?" frug Raimund.

„O ja, und heuer im Frühjahr haben sie des Schmieds Josef behalten und noch drei Andere; aber der Josef ist schon gestorben, gleich in vier Wochen d'rauf, als sie ihn behalten haben. O Gott, Raimund, da war ich so entsetzlich dumm; wenn ich alt genug gewesen wäre und sie mich genommen hätten, so wäre ich zu den Freiwilligen gegangen!"

„Armer Lex, da wärest du jetzt in einem fremden Land und kämest vor Jahren nicht mehr heim. So aber bist du mitten im Heimatland und kannst vom Berg aus dein Gutenhag sehen."

„Ja, da hast du recht, aber mich wird's doch noch treffen, in fünf Jahren bin ich alt genug; — Raimund, ich hau mir eine Hand ab."

„Thu' das, dann hat dein Gutenhag einen Krüppel und einen schlechten Kerl!" Raimund sprach diese Worte scheinbar ruhig, aber der Ton war gereizt; dann warf er seine Blicke auf die Bäume umher und pfiff.

Lex fühlte sich bis in die Seele getroffen. Nach einer Weile sagte er: „Nimm so was nur nicht gleich so auf, es war ja nicht mein Ernst. Aber sag', warum muß es denn auch Soldaten geben in der Welt? Es sollen alle Menschen

daheim bleiben und in kein anderes Land wollen, dann gibt es keinen Krieg und man braucht keine Soldaten."

„Schön wär' das schon, Lex, aber da müßten die Menschen keine Selbstsucht und alle Bildung haben. Siehe, lieber Freund, ich habe darüber auch schon oft nachgedacht. Was mich noch am meisten ärgert, ist, daß auch die gebildeten Völker gegen einander Krieg führen. Und wenn sie noch so lange und friedlich neben einander leben, und sich gegenseitig aufhelfen und vervollkommnen; plötzlich brechen sie auf in bewaffneten Schaaren, fallen sich gegenseitig in die Heimat ein und schlagen einander todt. Aber ich glaubte immer, das liegt in einer falschen Bildung, und wenn die Menschen um eine Tugend weniger hätten, so wäre es besser. Ich meine, die allzugroße Vaterlandsliebe, der Patriotismus, wäre nicht nöthig. Aber da hält sich jede Nation für die beste und edelste und verlangt, daß sich ihr die anderen unterwerfen und das führt zum Krieg. Freilich wohl ist diese oder jene Nation edler als andere, aber eben deshalb, mein' ich, soll sie den anderen mit Rücksicht und Liebe begegnen und ihnen alle Mittel zur Veredlung bieten. Oft fängt aber gerade jenes Volk Krieg an, welches — freilich dann mit Unrecht — als das edelste bekannt war. Oh, das ist eine Schande! — Und Jedem wird die Vaterlandssucht schon auf der Schulbank eingepfropft, und jeder meint, s e i n Land sei das schönste und berechtigtste in der Welt, das man beschützen und kräftiger machen und erweitern soll. Das ist aber dumm von den Menschen; die ganze Erde gehört zusammen und Jedem steht die ganze Erde offen, und darum hat er ja Füße, daß er nicht immer auf einem und denselben Platz, wo er zufällig

geboren ist, sitzen zu bleiben braucht, und darum hat er eine Zunge, die sich in alle Sprachen zu finden vermag und darum hat er ein Herz, das wie alle anderen Menschenherzen fühlt. — Ich meine, wenn die Menschen einmal ganz vernünftig sein werden, so wird von einem sogenannten theuren Vaterland nicht mehr die Rede sein!"

Auf diese Worte versetzte Großpfleger: „Du mußt schon sehr viel gedacht haben, daß du so sprechen kannst, aber an Alles hast du gewiß noch nicht gedacht. So kann auch nur ein Mensch reden, der, wie du, von Vaterland und Heimat nichts weiß, weil er beides gar nicht hat. Darum solltest du wenigstens mich nicht abhalten, Raimund, wenn ich heim will."

„Ei, du kannst ja gehen, wenn du willst, ich sage nur, daß du dir das Leben verdirbst, wenn du jetzt die Schule verläßt, die so viel Wichtiges für dich hat. Dazu wäre dein Fortgehen gerade jetzt sehr unpraktisch; das Schwere im Institut hast du bereits erfahren, jetzt käme erst das Schöne und die Freude hier. Daheim lachen sie dich aus und deine Eltern betrübst du und du wirst nicht das, was du werden solltest. Wegen mir magst du ja gehen!"

Raimund pfiff wieder.

Lex spielte mit seinem Stock und warf ihn dann plötzlich in das Gestrüppe.

„Jetzt ist's gewiß!" rief er endlich aus, „ich gehe nicht und ich rede kein Wort mehr davon; wenn aber das Schuljahr aus ist, dann gehen wir alle beide zusammen. Lauf' jetzt, du Herrgottlmacher, du!"

Beide gingen einen schnelleren Schritt.

Auf einmal aber blieb Raimund stehen und klopfte mit

seinem Stock auf die rothe Erde am Weg: „Das ist Ocker!“ Dann nahm er ein Stück in die Hand und sagte: „Lex, das gibt eine schöne, gelbe Farbe, ich nehme das mit, und sage dem Herrn Direktor, daß hier Ocker ist.“

Es war schon finster geworden, als unsere beiden Freunde an der Ruine vorüber kamen. Da blieb Raimund wieder stehen und sagte: „Lex, vielleicht ist auch in diesem Schloß ein Schatz verborgen; komm, wir wollen sehen!“

„Um Gotteswillen, Raimund, laß das; die Gespenster lassen keinen Spott mit sich treiben. Laß das, Raimund!“

Wie ihn Lex jetzt fest an der Hand hielt, lachte Raimund. Durch den Wald lachte auch Jemand. Großpfleger zitterte. „Jesus!“ ächzte er plötzlich auf, „dort an der Mauer geht ein Todtenlicht!“

Raimund sah es auch schimmern an der Mauer und meinte: „Das ist doch seltsam, sind denn hier noch Menschen?“

„Nein, das sind gewiß Geister, komm, komm!“ drängte Lex und weinte fast.

„Ich muß es aber sehen, was es ist, wir wollen hinaufsteigen und untersuchen.“

„Nein, nein, ich geh' nicht mit!“

„So bleib' derweil da, ich komm' bald zurück!“

„Ich — ich bleib' auch nicht da!“

„So geh' langsam fort, ich komme bald nach!“

„Ich bitte dich, ich geh' mit dir!“ —

So stiegen sie über das Gestein hinauf. Lex schloß sich fest an Raimund. Als sie aber an der Mauer waren, wo es früher geglänzt hatte, sahen sie nichts. Ein Nachtvogel flatterte auf und über die Mauer.

Aber du zitterst ja gar, Lex!" sagte Raimund. Dann ging er einige Schritte hin und her. „Siehe, da ist ja das Licht!" rief er plötzlich; neben einem Stein glänzte etwas.

„Rühr' mir's nicht an, Lex!"

„Gott behüte meine arme Seele!"

„Was meinst, Bruder, das ist gewiß ein Dukaten oder gar ein Diamant!"

„Ist es was immer, gehen wir!"

„Ja, du wolltest doch auch den Schatz im Schlosse bei Gutenhag heben! Nimm doch jetzt das Goldstück da, es liegt gewiß eine Zaubermacht darin. Wir wollen sehen!"

Raimund bückte sich und hob das Leuchtende auf. Es war ein Hosenknopf von Messing. Der hatte im Abendroth so geleuchtet.

Jetzt lachten Beide hell auf und Raimund meinte, das sei doch auch etwas sehr Nützliches und in gewissen Verhältnissen mehr werth, als Gold; er habe eigentlich geglaubt, es werde nur ein werthloses Stück Glas sein — nun seien sie doch wenigstens nicht umsonst heraufgestiegen.

Lex bat nur, daß Raimund im Institut von seiner närrischen Furcht nichts bemerken wolle, sonst bekäme er — Lex — noch den Spitznamen: Hasenfuß.

Raimund versprach es. —

Als unsere Jungen einige Stunden später im Institute bei ihrem Bier saßen, legte Raimund seinen Arm um Großpflegers Nacken und sagte: „Jetzt sind wir wieder daheim!"

Nun kamen Tage der Arbeit und des Lernens.

Die Naturwissenschaften, so wie Geographie und Geschichte machten auf Lexens Gemüth einen tiefen Eindruck und nicht selten rief er während des Vortrages gedehnt aus: „Ah, so ist das Ding!“

Auch die landwirthschaftlichen Gegenstände, als Seidenbau, Bienenzucht, die Hopfen- und Forstwirthschaft, die Maschinenkunde u. s. w. verfolgte er mit großem Interesse, und überall stand ihm Raimund zur Seite. Bei dem war es, als wisse er das Alles schon von früher her und er wußte zu dem Theoretischen immer Proben und Beispiele zu machen. Aus Allem, was da lag und stand, fand er die Gesetze der Chemie und Physik heraus, so daß Lex einmal ausrief: „Da steht ja ganz Gutenhag mitten in der Wissenschaft — es weiß es nur nicht!“

Auch die modernen Sprachen wurden vorgetragen, und als Raimund seinen oberländischen Freund aneiferte, Französisch zu hören, wurde dieser böse: „Glaubst du, ich werde mit meinen Knechten und Mägden französisch rechten, wenn ich einmal den Großpflegerhof hab'? Es ist überhaupt ein Unsinn, daß es in der Welt so viele Sprachen gibt; 's wäre ja *eine* genug, die deutsche, und die ist doch unstreitig die schönste und gescheiteste und ich meine, in den anderen Sprachen könnte man gar nicht einmal alle Gedanken sagen.“

„Das kann man in gar keiner — auch in der deutschen Sprache nicht,“ entgegnete Raimund, „und gerade die besten und schönsten Gedanken kann man gar nicht, oder wenigstens nicht so zart und klar aussprechen, als man sie denkt. Ich habe einmal in einem Buch gelesen, daß die

Worte eigentlich nichts sind, als Eiszapfen aus dem Meere der Gedanken."

Bumstangl nahte jetzt und schrie dazwischen: „Weiß der Weise auch, wie man einem Mädchen das sagt, was man sich selbst nicht denken kann? Man küßt es."

„Wie er dich da gleich unterbricht!" bemerkte Lex, als Bumstangl wieder fort war, „das ist wirklich ein recht dummer Bub'!"

„Das war just nicht das Dümmste, was der in seinem Leben geschwätzt," entgegnete Raimund.

Lex ärgerte sich, daß Raimund die übrigen Zöglinge immer vertheidigte. Er haßte sie beinahe, weil sie für Alles nur Spott hatten; selbst der Direktor that mit und die Frau desselben war ihm viel zu trocken.

Nur einen Menschen im Institute liebte er ganz und einen halb; der erste war Raimund, der zweite — Dorothea. Diese war in vielen Stücken ganz wie seine Mutter, sie hatte viele oberländische Redeweisen, ja sie war selbst eine Oberländerin. Wenn sie nur nicht überall diesen dummen Aberglauben hätte; wenn sie nur den zehnten Theil von Raimunds Gedanken hätte, dann wäre sie schon ganz gescheit. — So dachte sich Großpfleger und einmal sagte er zu Raimund: „Du könntest dir ein großes Verdienst erwerben."

„Und wie denn?"

„Sage der Dorothea einmal deine Ansichten über die Welt, daß sie doch auch vernünftig denken lernt."

Da lachte Raimund laut und rief: „Lern' es du selber einmal; ist mir lieber. Die nennt mich den Antichrist, sobald

sie mich kennt und bittet den lieben Gott, daß sich die Erde aufthue und mich verschlinge. Daß ich dir's sage, Lex, wenn du wieder in Gutenhag sein wirst, so suche deine Grundsätze, die du von hier mitnimmst, ja nicht den Alten beizubringen — das wäre Oel in's Feuer. Nicht einmal du selbst darfst noch Alles wissen — doch, du wirst es schon noch erfahren." —

Die Weihnachtszeit wollte Lex in Gutenhag zubringen, aber da kam von daheim ein Brief, er möge nur im Institut bleiben und sich mit dem beigeschlossenen Gelde ein paar gute Tage anthun.

Allerdings betrübte das den Jungen und er konnte nicht begreifen, wie ihm die Seinen das doch zumuthen konnten. — Ja freilich, die haben sich in Gutenhag zu Hause, und das ist für ein ordentliches Weihnachtsfest schon genug.

„Da haben sie mir zehn Gulden für die heiligen Tage geschickt," sagte er zu Raimund, „was fangen wir denn damit an? Ich denke, meinen Theil spare ich auf die Ferien, du kannst mit dem Deinen machen, was du willst. Da nimm, meine Mutter schickt es dir zum Christgeschenk und schreibt, du sollst in den Ferien doch gewiß mit nach Gutenhag kommen. Lese selbst den Brief, den hat meine Schwester geschrieben. Gelt, Anna hat gar keine so schlechte Schrift? Aber du bist doch nicht böse, Raimund, daß sie dir da Geld schicken. Lese nur, was sie schreiben: Wir bitten deinen Freund Raimund, daß er vorläufig diese Kleinigkeit annehme für das, was er dir thut und ist und wir werden ihm für seine Liebe und Freundschaft schon dankbar sein. — Diesen Satz haben Alle zusammen gemacht; ich weiß, sie werden lange nachge-

dacht und Rath gehalten haben, wie man das am besten sagt."

Raimund nahm das Geld und beschloß, mit einem Theil desselben sich ein werthvolles Buch zu kaufen und mit dem übrigen seinem Freund eine ungeahnte Christfreude zu bereiten. Dann schrieb er selbst nach Gutenhag und bedankte sich für das Geschenk.

In Bezug des Buches zog er den Direktor zu Rathe und dieser schlug ihm Humboldts Kosmos vor, dazu war aber das Geld um das Vierfache zu wenig. Sofort entschieden sie sich für Göthe und in wenigen Stunden hatte Raimund den ganzen Göthe hübsch gebunden in einer wohlfeilen Ausgabe auf seinem Tischchen.

„Lex," jubelte er, „ich kann dir gar nicht sagen, was mir deine Eltern für eine große Freude gemacht haben. Da siehe: Göthe! — Es gibt gar kein größeres Christgeschenk!"

Dann zerbrach sich Raimund stundenlang den Kopf, welche Ueberraschung er doch dem Lex anthun werde. Es wollte ihm nichts einfallen.

Doch, doch! —

Als sie am nächsten Tag mitsammen in die Stadt gingen, sagte Raimund zu Lex, es sei jetzt dort in einem Glashause was Merkwürdiges zu sehen.

„Was denn?"

„Die Sonne als Malerin!"

„Ja, das hab' ich auch schon in Gutenhag gesehen, da malt sie im Frühjahr alle Blumen roth und blau und gelb und weiß."

„Paß auf, Lex, hier in der Stadt kann sie's auch im Winter, wirst sehen!"

Als sie in der Stadt waren, sah Lex die Auslagen an und Raimund ging nachfragen, ob die Sonne heute male. Bald kam er zurück und sagte zu Lex: „Ja, sie malt!" Dann führte er seinen Freund durch eine Hausflur in einen Garten und in ein Gewächshaus.

Dort war ein Mann, der zeigte auf die Blätter einer Akazie: „Hierher bitt' ich den Blick!"

„Sehen wir einmal hin dort, aber ganz ruhig, jetzt wird sie malen!" sagte Raimund, schlang seinen rechten Arm um Lex und die Linke legte er in des Freundes Rechte.

Sie blickten auf die dunkelgrünen Blätter der Akazie.

„Ich seh' aber nichts!" rief Lex plötzlich, „die Blätter bleiben immer grün und du hast mich zum Besten!"

Mißmuthig verließ er das Glashaus, aber Raimund war sehr heiter und als beide nach Hause kamen, wußten schon Alle davon und schrieen: „Unsere Weisen hören nicht allein das Gras wachsen, sie sehen auch die Sonne malen, ha, ha!" —

Am heiligen Abend war Lex wieder einmal recht traurig. — Jetzt haben sie daheim Feierabend und kommen Alle in die Stube und es werden die Festtagskleider hervor geholt und Anna putzt ihre neue Haube auf und die Mutter ordnet die frischgebackenen Krapfen in der großen Christtagsschüssel und der Vater bringt ein halbes Schwein in die Küche zum Festbraten, und die Mägde kneten und reiben Semmeln und Zucker und bügeln das schneeweiße Tischtuch. Dann, zur Abenddämmerstunde wird es ruhiger im Hause und der Groß-

knecht und der Ochsenbub nehmen Weihwasser- und Rauchgefäße und gehen damit in Haus und Hof herum und weihen und segnen ein. Und wenn sie zurückkommen, ist schon der Tisch gedeckt mit dem glattgebügelten Tuch und eine brennende Kerze steht darauf und dann gehen sie Alle zum Nachtmahl. Es ist der Christabend. — Und hier ist es so öd und alltägig und diese Buben poltern herum und schreien und schimpfen und kehren noch den ganzen Garten um, als ob der Christabend gar nicht wäre! Ich möchte am liebsten heute noch fort. —

Es war schon finster und Lex ging traurig der Gartenmauer entlang. Einigemal sah er zu den Sternen auf — da leuchtete sein Kindeshimmel nieder, da oben hing so viel Glaube und Erinnerung und Glück; — und er mußte da leben unter fremden Leuten, die gar nicht denken und fühlen konnten, wie er — die gar so hölzern und selbstsüchtig waren! —

Es wurde zum Speisen geläutet.

Die Zöglinge eilten wie gewöhnlich lärmend und johlend in das Haus. Lex ging langsam nach — jetzt wieder Bier und in Einem fort das dumme Bier — wie ist doch das Leben bei solchen Leuten so langweilig! —

„Feuer!" hörte man plötzlich rufen. Es brennt! Wo? heiliger Gott, wie die Fenster leuchten! Die Jungen stürmen und lärmen durch das Vorhaus dem Speisesaal zu, öffnen die Thür — bleiben versteinert stehen und man hört nichts mehr, als ein tiefes, langgezogenes: Ah!

„Was ist denn das?" frug Lex leise seinen Freund Raimund, der sich an ihn gemacht hatte.

„Ja, weißt du nicht, daß heute der heilige Abend ist? Der Christbaum!"

Ja wohl, der Christbaum groß und reich — der Gottesbote Tannenbaum, der seine Arme ausstreckt nach allen Seiten, Freude und Liebe vertheilend, segnend, in Glaube und Hoffnuug alle Menschen umarmend! — Er stand da mitten im hohen Saale und strahlte in bunter Lichterpracht vom Fußstockel bis zum hohen, zitternden Wipfel. — Und unten standen und lagen sie herum die Kistchen und Packetchen und am Stamme selbst hingen allerlei Gegenstände, wie sie die Menschen auf Erden brauchen zu Nutz und Freude.

Und um dieses Alles stand im Halbkreis die Tafel, schneeweiß gedeckt, und da prangten überfüllte Schüsseln und Teller, und goldig funkelnde Flaschen standen der Reihe nach, als sollten sie Wache halten bei dem heiligen Baum.

„Was ist das?" frug Lex noch einmal.

Da trat der Direktor hervor, ganz schwarz gekleidet, und neben ihm seine Frau, schneeweiß und freundlich. Sie begrüßten die Zöglinge und luden sie ein zur heiteren Christfreude. Dann machte der Direktor aufmerksam auf die verschiedenen Gegenstände um den Baum herum, die mit Adressen versehen waren und ein guter Geist gebracht habe, für die Kinder des Hauses.

Jetzt brach ein derber Jubel los.

Der erhielt Bücher, ein Anderer Kleidungsstücke, wieder ein Anderer irgend ein kleines Hausgeräthe; — kurz, die verschiedensten Sachen waren da, wie auf einem Jahrmarkte.

Raimund sagte zu Lex, er möge vorgehen, es sei gewiß für ihn auch was dabei. Er selbst aber stellte sich in einen

Winkel und lächelte; wohl wußte er, daß für ihn nichts da sein konnte, er hatte ja keine Eltern und keine Verwandten, die sich heute seiner erinnern könnten; — deshalb aber lächelte er doch; er freute sich, daß der Christbaum so ruhig dastand und leuchtete. Diese Strahlen gingen ihm zutiefst in die Seele, und doch weckten sie da keine Erinnerung auf, es war der erste Christbaum, den er sah. Er dachte an die Poesie der Freude und an die Liebe der Menschen.

„Herrgottlmacher Raimund!“ rief es und unter Gelächter brachten sie unserem Jüngling in der Ecke ein Packet heran.

Der war nicht wenig überrascht, aber die Adresse lautete wirklich an ihn.

Er öffnete — Bücher! Humboldt's Kosmos, sehr schön gebunden. Dabei war ein Zettel mit den Worten: „Lieber Raimund! Nehmen Sie heute von mir diese Erinnerung. Das ist das wahre Christkind und der Erlöser der Welt. Ihr Freund und Lehrer —“ Hier stand der Name des Direktors.

Raimund eilte zum Direktor, faßte dessen Hand und diese ließ ihn sobald nicht wieder los. „Jetzt, Raimund, haben Sie Göthe und Humboldt,“ sagte der Mann zum Jüngling, wenn Sie bisher gut und verständig waren, so werden Sie mit diesen Büchern in Zukunft edel und weise sein!“

Jetzt kam Lex heran. Er brachte ein freudestrahlendes Gesicht mit und eine Cylinderuhr, welche ihm seine Eltern geschickt hatten. Aber kaum konnte er diese vor Raimund öffnen und sagen: „Und von Silber ist sie auch noch!“ als sein Name zum zweitenmal gerufen wurde. Ein Packet war noch da an ihn und während er es mit Hilfe Raimund's

öffnete, sagte er: „Das ist ganz gewiß für dich was von meiner Mutter.“

Ein kohlschwarzes Kästchen war's, und das hatte zwei kleine Glasfensterchen an einer Seite.

„Was ist denn das wieder und was soll ich doch mit dem da machen?“ rief Großpfleger.

„Mach' einmal da die Wand auf und gucke durch die Fensterlein hinein, vielleicht ist der Schatz vom Schlosse bei Gutenhag darin,“ sagte Raimund.

Sofort guckte Lex hinein. Da lachte er plötzlich hell auf: „O Gott, Raimund, du und noch Einer! du und noch Einer! — Schau!“

Ja, und da standen sie darin im kleinen Kästchen, die zwei Freunde Raimund und Lex; Raimund schlang seinen rechten Arm um Lex und die Linke legte er in des Freundes Rechte.

So standen sie drin und so guckten sie von Außen hinein.

„Das hat die Sonne gemalt, siehst du, die Sonne!“ lächelte Raimund dem vor Erstaunen sprachlosen Jungen zu, „und ich werde es dir schon noch erzählen, wie das ist. Aber jetzt laß einmal sehen, am Ende ist auch noch was Anderes da.“

„Nein, nein, laß das Sonnenbild, ich schau' uns ewig an!“ jubelte Großpfleger und guckte wieder in das Kästchen. Aber da schrie er noch einmal auf: „Gutenhag!“ rief er aus, „und wir zwei sind fort! da schau, das ist Gutenhag und unser Haus hier am Weg, und die Kirche dort und der Wald und das Schloß rückwärts; das ist Gutenhag! — Und wo

sieht man denn da überall hin? Das ist doch unmöglich Alles in diesem Kästchen drin!" —

Raimund rieb sich über das treffliche Gelingen seiner Idee in Einemfort die Hände und Lex war so außer sich vor Erstaunen und Freude, daß er sich kaum zu fassen wußte. Immer mußte jetzt Raimund in das Kästchen gucken und da redete er, daß ihm die Worte über einander purzelten: „Siehst du das Bretterdach und die Schindeln über der Thür? Und die Thür ist halb offen und an der Wand ist der Taubenkobel, der gehört mir, es fehlt das Brettlein noch, das im letzten Sommer der Wind herabgerissen hat. Vor dem Stall liegt der Düngerhaufen; das muß ich aber dem Vater sagen, daß er ihn nicht so lang liegen lassen soll im Hof, du weißt ja, wie der Direktor gesagt hat, es geht bei diesem Liegen viel guter Stoff verloren. Und in der Wagenhütte steht das Wäglein, auf dem bin ich mit dem Vater an den Bahnhof gefahren. Dort die braune Stallthür an der Ecke, siehst du sie, dort ist der Fuchser drin — o Gott, jetzt bin ich ja wieder daheim!"

„Und wer steht denn dort am Brunnen?"

„Was, am Brunnen steht auch wer? Laß' sehen, ist gewiß ein Bekannter. — Du gütiger Gott! — Anna! Anna! Grüß dich, grüß dich! — O, sie ist es, ich kenne sie, sie hat das kurze, graue Röcklein an!"

Alle wurden aufmerksam auf den jubelnden Jungen und der Direktor sagte zu seiner Frau: „Lex ist doch ein guter Bursche und Raimund nicht minder; sie haben zarte Herzen."

Endlich ging man zum Essen, aber Großpfleger sagte: „Meinetwegen! ich rühr' keinen Bissen an und ich mag' keinen

Tropfen; — da steht sie und wartet, bis der Kübel voll ist; sie holt Wasser für die Küche."

„Sie soll leben und ganz Gutenhag daneben!" rief jetzt ein Bursche und hielt sein Glas hoch in der Rechten. Es war der, welcher seiner Zeit Großpflegers Vater einen Esel geheißen hatte. Aber gesühnt war nun dieses mit dem freundlichen Wort; sogleich ergriff auch Lex das Glas und stieß an und that dem Kollegen Bescheid, und dieser sagte: „Machen wir Bruderschaft, Lex!"

„Ja, ja, Bruderschaft, Lex!" schrie auch die Strumpfstrickmaschine, und Alle schrien dasselbe und Lex mußte mit Jedem Bruderschaft trinken. Dabei wußte er heute für Jeden einen Spott und Jeder auch für ihn, und Alle lachten und Lex lachte am lustigsten! Der Direktor und Raimund mahnten ihn zum Essen, aber Lex sah wieder in das Kästchen und Alle redeten mit ihm über Gutenhag.

So herrschte im Saale eine Freude und Heiterkeit, wie wenn Alle zusammen eine einzige glückliche Seele gewesen wären — und dazu leuchtete der Christbaum so hell und klar, daß man fast in den Himmel hineinsehen konnte.

Es war schon lange nach Mitternacht, als sich die Zöglinge mit schweren Augen in den Schlafsaal begaben.

Aber als die Anderen schon lange schliefen, saßen Lex und Raimund noch bei einer Kerze zwischen ihren Betten und hatten das schwarze Kästchen bei sich, und viele Bilder.

„Nun, und jetzt sag' mir, Raimund, wie ist das und wer gibt mir das Alles?"

„Doch wohl das Christkind!"

„Lüg nicht! Der Direktor hat mir's wohl gesagt, von

dir hab' ich's, und ich schreibe heut noch heim, daß du mir ein Geschenk gemacht hast, das viele tausend Gulden werth ist und daß du ganz gewiß ein heimlicher Prinz bist. Ja, jetzt ist's ausgemacht."

„Einfältig bist du schon genug, daß du mir diese Dummheit machst! Aber sag', hast du denn wirklich noch kein Guckkästchen gesehen? Nun hör', für deine Uhr kannst du ein halbes Dutzend solche Dinge haben."

Und nun erklärte Raimund seinem Freund die Photographie und die Grundzüge der Optik und schloß endlich: „Siehe, so hat uns die Sonne gemalt dort beim Photographen in der Stadt, als wir im Glashaus standen, und so hat sie auch dein Heimatsdorf und viele andere Gegenden und Orte des Oberlandes aufgenommen; wir werden schon noch mehr solche Bilder bekommen."

Lex starrte auf die Photographie, auf der er mit Raimund stand, er konnte sein Auge von diesem Wunderbaren kaum wegwenden.

„Aber ich bin doch viel schöner, als ich eigentlich bin!" bemerkte er.

„Du bist auch sonst schön!" versetzte Raimund und blickte seinen Freund lächelnd an. Lex lächelte auch.

„Und du bist noch viel schöner, Raimund, viel schöner, als da auf dem Bilde; da willst du nicht lächeln und siehst mich auch nicht an. Wenn du mich aber ansiehst und dabei ein wenig lächelst, so habe ich immer -- ich weiß nicht, wie ich das sagen soll — immer so eine Empfindung, die mir sehr, sehr wohlthut. Und ein Schnurbärtchen bekommst du auch schon; — sag', ich auch?"

„Freilich, Lex, aber du solltest nicht,“ sagte Raimund, und leiser setzte er hinzu: „An dir ist ein Mädchen verloren, schön wärest du genug dazu. Alex, ich hab' dich so von Herzen lieb!“

Er küßte den Jungen; dieser erröthete fast und küßte auch.

Die Kerze war herabgebrannt, der Zeiger auf Lexens Uhr stand auf zwei.

Das war die Christnacht im Institute.

Ruhig gingen nun die Festtage vorüber, und Lex fand es nicht mehr so unausstehlich im Institute. Auch die Kollegen erschienen ihm nicht mehr so böse; er redete mit jedem und sie thaten sich gegenseitig sogar Gefälligkeiten.

Er ließ auch Alle in sein Guckkästchen sehen und sie fanden Gutenhag schön und die zwei auf dem Bilde gut getroffen. Nur den Bumstangl ließ Großpfleger seine Schätze nicht mehr ansehen, weil er ihm auf der Photographie einmal einen Schnurbart angezeichnet hatte, den Raimund nur mit großer Mühe wieder wegradiren konnte.

Im Laufe des Winters ereignete sich im Institute nichts Besonderes, nur, daß sehr viel Schlittschuh gelaufen wurde. Lex hatte das auch versucht, aber sich gleich in den ersten Minuten den Kopf in das Eis geschlagen, daß er weinte. Er verfluchte das Schlittschuhlaufen und alle schlüpfrigen Bahnen, aber Raimund sagte: „Jetzt mußt du erst recht laufen, das Lehrgeld ist gezahlt und das wirst du nicht fahren lassen.“

Allein, Lex schwor sich trotzdem, alle Schlittschuhe von der Erde zu vertilgen, und es gelang ihm wirklich, das Spiel vorläufig von der Wiese hinter dem Institut zu verdrängen, indem er auf dem Eise ein anderes einführte, das ober-

ländische Eisschießen. Das neue Spiel fand Gefallen und unter den Schützen war Lex stets der beste. Selbst Raimund machte es ihm diesmal nicht nach.

Doch auch das heimische Eisschießen erwies sich undankbar gegen seinen Förderer; einmal traf den Jungen ein Eisstock so empfindlich am Schenkel, daß er lautlos zu Boden sank.

Er wurde in's Institut getragen und mußte mehrere Wochen das Bett hüten. Der Fuß war lange sehr stark geschwollen und Bumstangl hatte sogar einmal die Bosheit, dem Kranken zuzuflüstern: „Jetzt siehst du dein Gutenhag nicht mehr, Lex, sie werden dir das Bein abschneiden, und mit dem andern stehst du ohnehin schon im Grab!"

Das erzählte Großpfleger seinem Freund Raimund, der sich den Studirtisch an sein Bett gerückt hatte und stets bei dem Kranken war.

„Aber Eines wäre das Gute, wenn sie mir den Fuß abschnitten, Raimund."

„Daß ihn der Eisstock nimmer träfe, gelt?"

„Nein, daß — ich nicht Soldat werden dürfte," wollte er sagen, aber das hätte ihm wieder einen schlechten Kerl eingebracht, wie damals auf der Landpartie.

Raimund war immer heiter und steckte damit auch den Kranken an.

„Meine Hand darauf, Alex, zu Ostern machen wir einen Ausflug mitsammen und beschwören wieder einen Schloßgeist. Jetzt aber sei ruhig und lustig und denk', es ist einmal so."

„Mit deinem ewigen: es ist einmal so und es ist einmal nicht anders; es könnte aber anders sein! — das sag' ich dir, Raimund, auf's Eis geh' ich nicht mehr!"

Bis zum Frühjahr war Lex wieder ganz gesund und lustiger, als je.

„Raimund,“ sagte er einmal „es geht doch noch Alles gut aus; in ein paar Monaten sind die Ferien. Ich freue mich unendlich auf Gutenhag!“

Raimund schwieg.

„Warum sagst denn du nie was von den Ferien, du wirst ja deine Eltern sehen.“

„Meine Eltern, ich?“

„Ja freilich, du einfältiger Raimund, wir sind Brüder und meine Eltern sind nun auch deine Eltern. Aber weißt du — es ist dumm von mir, daß ich's sage, ich habe dich eigentlich überraschen wollen. Ich habe dem Vater geschrieben daß er dir ein Pferd kauft und es mit dem Fuchser auf den Bahnhof schickt, wenn wir kommen.“

„Aber Lex!“

„Und auf die Schnepfenjagd gehen wir, aber nur wir allein, ich mag keinen Andern bei uns. Wenn ein Dritter bei uns ist, so gehörst du nicht ganz mein. — Dann noch was, du kriegst auch einen oberländischen Anzug und eine silberne Uhr dazu — ich werde es der Mutter schon sagen.“

„Mein Wort darauf, Lex, ich geh' dir nicht mit nach Gutenhag, wenn du solche Geschichten anfangen willst!“

„Ja, wo gingst du denn sonst hin, wenn du heim nicht willst? Bei meiner Seele, Raimund, das liebste wäre mir, wenn du ein Sklave wärest!“

„So!“

„Und weißt du, warum? damit ich dich kaufen und mit dir machen könnte, was ich wollte.“

„Freund, du wirst schlecht aus lauter gutem Herzen.“

Aehnliche Gespräche zwischen den beiden Freunden fanden nicht selten statt. —

Eine Woche vor Schluß des Schuljahres erhielt Raimund einen Brief aus Gutenhag; in demselben stand Folgendes:

„Lieber Herr Raimund!

Ihr dürft in den Ferien nicht heimkommen, es ist das hitzige Fieber bei uns. Alle im Hause liegen, nur ich bin noch gesund bis auf ein wenig Kopfschmerz, den ich heute habe. Wir können es gar nicht sagen, wie gerne wir euch daheim hätten, aber ihr dürft nicht kommen und um keinen Preis, sonst würdet ihr auch ganz gewiß krank und stürbet uns noch gar; für junge Leute, sagt der Bader, ist's am allergefährlichsten. — Wir lassen Ihn nun recht schön bitten, lieber Herr Raimund, daß Er den Lex abhalten möge, nach Gutenhag zu gehen; aber sagen darf Er es ihm nicht, warum, sonst läßt er sich nicht abhalten. In drei oder zwei Wochen wird es schon wieder gut sein, und dann schreiben wir gleich, daß ihr kommen dürft, aber früher nicht. Mach' Er dem Lex etwas vor, Er ist ja gescheit und wird es schon anzufangen wissen; — wir werden Ihm dafür recht dankbar sein.

Anna Großpfleger.“

Ein paar Tage nach der Ankunft des Briefes sagte Raimund zu Lex: „Ich sag' dir's im Voraus, Großpfleger, wenn ich mit dir nach Gutenhag geh', so bleib' ich dort, so lang' ich leb'!“

„Gelt! Oh, das hab' ich ja gewußt. Ich geh' auch nicht mehr fort. Wir bleiben nun immer beisammen, und weißt du an was ich schon gedacht hab'? du könntest Anna heiraten."

„Nein, ich hab' dir's schon einmal gesagt, daß ich nicht heirate."

„Das weißt du ja noch nicht, wie dir Anna gefällt."

„Ja, wenn man all' die Leute heiraten wollte, die Einem gefallen, da wären ich und du auch schon ein Ehpaar. Ich liebe die Mädchen sehr, Alex, ich liebe sie sehr, die Mädchen; aber verlieben werde ich mich in keines. Das Verlieben ist doch nichts anderes, als ein mißrathenes Lieben. — Aber, was ich hab' sagen wollen, ja, daß ich in Gutenhag bleibe und dein Knecht werde."

„Aber ich nehm' dich nicht. Ich mag' es nicht, wenn der Knecht gescheiter ist, als der Herr; und du bist einmal gescheiter als ich, damit alle! — Da weiß ich was anderes; mein Vater muß dir tausend Gulden geben, und da kaufst du dir ein Haus. Nachbar Schmidt gibt das seine her, und das ist gerade neben dem unsern."

„Ja, ich seh's schon, ich komm dann nicht mehr fort von Gutenhag. Um eins thut mir beinahe leid, weißt du, das Unterland hätt' ich mir einmal gar so gerne angesehen."

„Das soll gar nicht schön sein, hab' ich mir sagen lassen."

„Wirst Recht haben, kaum der Müh' werth'; doch der Wein, der Wein, lieber Freund!"

„Aber du trinkst ja sonst nicht!" warf Alex ein.

„Das ist es auch nicht. Die Trauben vielmehr. Lex, was das bei einer Weinlese für eine Lust sein muß! Da

sind dir die gelblich grünen Reben angereiht über den ganzen Berg hinan, und zwischen den Blättern hängen die großen, schweren Trauben, blau und grün; und da kommen die Arbeiter, die Winzer, und lesen sie ab und singen Oberländler und geschossen wird auch! — "

„Geschossen auch? Ei, das muß wohl schön sein!"

„Und ob! o, ich hab' schon so viel von der Weinlese gehört; bei meiner Treu, Lex, ich möcht' auch einmal selbst dabei sein. Ich hab' wohl schon nachgedacht; ließ sich's denn gar nicht machen, daß man in Gutenhag Reben anpflanze?"

„Reben in Gutenhag? Ja, freilich muß das gehen; da ist hinter unserem Haus hinauf ein Acker, wo der Vater immer die Erdäpfel anbaut und da geht es, ich weiß, da geht es; Raimund, das wird ein Weingarten, du, wie dir da die Leut' schauen werden! dann haben wir aber auch Alles in Gutenhag, was schön und gut ist, und das hab' ich gewußt, daß du gleich was Rechtes mit hinaufbringst. Wenn wir nur schon Reben hätten! Ei du, da kommt mir ein Gedanke; gehen wir — aber du mußt mit, sonst geh' ich auch nicht — weißt, wir sollten jetzt in den Ferien zuerst in das Unterland gehen und Reben holen; ah du, wie sie sich da freuen würden daheim, wenn wir den Weingarten mitbrächten!" —

Die Reise in's Unterland wurde beschlossen, und so hatte Raimund seinen Freund herumgekriegt.

Die Ferien wurden in diesem Jahre wegen Feldarbeiten der Zöglinge im Institute länger hinausgeschoben, aber als sie endlich kamen, nahmen unsere beiden Jungen von der Anstalt und den Kollegen Abschied. Es war ein herzliches

Scheiden, für Lex um so mehr, als er nicht mehr in's Institut zurückkehren sollte. Der Junge weinte, so daß Raimund auf den Weg gegen den Bahnhof die Bemerkung that: „Ich weiß wahrlich nicht, hast du aus Schmerz geweint, oder aus Freude."

„Das möcht' ich dich am liebsten fragen. Lieber Freund, dieses Fortgehen ist gar nicht so lustig, als ich es mir immer gedacht habe. Diese Buben sind am Ende gar nicht so uneben, viele haben mir versprochen, zu schreiben. Und dem Direktor müssen wir ordentlich am Herzen liegen, er hat mich gar so fest an der Hand gehalten, als ich fortging, und die gnädige Frau, hast du gesehen? die hat auch geweint. Dann erst Fräulein Dorothea, du, sag', hast du auch was bekommen von ihr? nicht? nun sieh, mir hat sie da in's Papier was eingemacht; aber sie hat mir aufgetragen, daß ich's nicht früher öffne, als bis ich weit fort bin."

Am Bahnhofe gaben die Jünglinge ihr Gepäck nach dem Oberlande auf, sie selbst aber lösten sich Karten in das Unterland. Auch ein Schreiben nach Gutenhag warf Raimund heimlich in den Briefkasten, das enthielt die Anzeige von der Reise in's Weingebirge und die Weisung, wohin Briefe an ihn zu adressiren seien.

So fuhren sie in's Unterland. Es war ein prächtiger Herbsttag und unsere Freunde waren lustig und sahen zum Fenster hinaus, wie da die Gegend vorüber flog. Es war für Lex eine ganz fremde Gegend. War es in der Nähe der Hauptstadt schon nicht mehr so, wie im Oberlande, so sah man hier fast gar keinen Berg und keinen ordentlichen Baum mehr, nur Hügel und bleichgrüne Gebüsche auf denselben.

Kein einziges Häuschen, wie sie da zerstreut auf den Hügeln herum standen, hatte ein Bretterdach, alle waren mit Ziegeln oder Stroh gedeckt. Raimund machte seinen Freund auf den ersten Weinberg aufmerksam und dieser schrie: „Ja, der Zug hält ja nicht, wir müssen doch aussteigen!"

„Glaubst du denn, es gibt nur einen Weinberg, wir reisen in's Weingebirge, und da wird Alles voll Reben sein, so weit man sehen kann."

„Und wenn wir da hinkommen, so werden wir Alles ansehen und recht freundlich sein mit den Leuten und wenn sie es zugeben, mit ihnen oberländische Lieder singen," meinte Lex.

Nach mehreren Stunden endlich kam die Station, wo sie ausstiegen.

„Jetzt sind wir mitten im Unterland, Lex, siehst du, das ist Alles Weingebirge. Durch dieses Thal gehen wir hinein und dann sprechen wir irgendwo zu."

„Ja, bist du denn gar so bekannt mit den Leuten hier?"

„In meinem Leben war ich nicht da, aber bekannt bin ich doch; die Welt gehört zusammen und die Menschen sind überall gleich. Wirst sehen, wir unterhalten uns prächtig mit den Leuten."

„Wir müssen aber sehr weit vom Institut sein."

„Zehn Meilen etwa."

„Und ich darf nun das Packetchen vom Fräulein Dorothea wohl öffnen?"

Beide standen still und nicht ohne Neugierde öffnete Lex das Papier.

Ein braunfärbiger Rosenkranz war darin.

Lex lachte laut auf: „Ah, jetzt hält mich die noch im-

mer für einen Betbruder! willst den Rosenkranz etwa du, Herrgottlmacher?"

„Oh, den mußt du behalten; nicht weil es ein Rosenkranz, sondern weil es ein Geschenk ist und an einen Menschen erinnert, der dir damit eine Freude machen wollte. Aber — hörst du, lieber Lex, es freut mich doch, daß du über das Ding da lachst, es beweist, daß du befreit bist von diesem Band, welches so viele Seelen noch fesselt. Der Rosenkranz, Freund, ist ein schlechtes Ding für die Menschen, er bringt um die Zeit und um das wahre Gebet zu Gott und um die Tugend. Da gibt es Leute, die mit dem Rosenkranz Alles machen wollen; da schellen sie damit und suchen den lieben Gott aufzuwecken, und wollen das Gewissen betäuben, und wollen ihn als Strickleiter benützen und damit in den Himmel hinaufklettern. Es gibt viele dergleichen unsinnige Sachen, die sich in die Religion eindrängen und dieselbe unrein machen. Ich erkenne nur das an, was uns Menschen wesentlich veredelt, alles andere Zeug verachte ich. Mit dir kann man darüber schon sprechen, Lex, und ich habe mir auch vorgenommen, dir meine Gedanken über Religion einmal mitzutheilen, aber ich meine, es ist überflüssig, du bist gut und edel und hast von der Wissenschaft, so weit du sie getrieben, bereits das Rechte heraus gezogen; wir denken nun über Gewissensangelegenheiten vollständig gleich."

„Ich glaub' immer, Raimund, wenn ich dich nicht gefunden hätte, ich wäre nur ein halber Mensch geblieben." —

Von einer Anhöhe knallten Pöller und jetzt erst sahen die beiden Freunde in einem nahen Weinberg ein bewegtes Leben. Leute waren zerstreut zwischen den Reben und standen

nur mit dem Kopf über dieselben empor und wenn sie sich etwas bückten, so sah man sie gar nicht, sondern hörte nur ihr Lachen und Singen.

Die Jünglinge eilten den Winzern zu. Als sie zwischen den Rebenreihen dahin gingen, pflückte Lex eine der schönen, blauen Trauben, die da hingen.

„Was machst du, Lex?“ rief Raimund.

„Muß aber doch einmal eine Traube kosten.“

„Und das thust du so gleichgiltig, als ob du im Walde ein Sträußchen Erdbeeren aufläsest? Das ist aber was Anderes und du hast jetzt einen Diebstahl begangen. Wenn dich der Weinhüter erwischt, so läßt er dich einsperren.“

Lex machte ein sehr langes Gesicht, hielt die Traube in der Hand und wußte nicht, sollte er sie fallen lassen oder wieder an die Rebe hängen.

„Und ich eß' nicht eine einzige Beere davon,“ sagte er dann, „und ich mag überhaupt jetzt keine Traube mehr und wenn wir zu den Leuten kommen, so bitte ich sie, daß sie mir verzeihen.“

„Das ist schon wieder übertrieben. Iß jetzt die Traube und wenn wir hinauf kommen, so bitten wir um mehrere, sie geben uns gewiß gerne.“

Und als sie zu den Leuten kamen, grüßten sie und sagten, daß heuer ein gutes Weinjahr wäre.

Ein alter Mann entgegnete etwas und lachte, und Mehrere sagten etwas darauf, aber es waren ganz fremde Worte und die beiden Freunde verstanden sie nicht.

Diese sahen einander an und waren sehr verblüfft.

Jetzt erst dachten sie daran, daß sie mitten im Lande der Wenden waren.

Das war aber keine erfreuliche Entdeckung, was sollten sie nun machen?

Allsogleich zogen sie weiter. Die Sonne neigte zum Untergang, die zwei Jünglinge mußten sich um eine Herberge umsehen.

Endlich sprachen sie in einem Häuschen ein, aber eine alte Frau, die da war, hielt ihre Schürze vor das Gesicht, als schämte sie sich, daß sie die Fremden nicht verstand.

Nichts desto weniger wies sie ihnen in der Stube einen Platz an und ging wieder an ihre Arbeiten in der Küche.

„Jetzt weiß ich erst nicht, dürfen wir dableiben oder nicht," sagte Raimund.

„Bleiben wir nur da und geben wir der Alten einen Gulden, das wird sie schon verstehen. Es ist aber merkwürdig, die Stube und der Ofen und der Tisch hier ist ganz so, wie bei uns daheim im Oberlande und die Leute sehen auch gerade so gut und offenherzig aus, wie in Gutenhag, und dennoch ist's ein ganz anderes Volk. Ich kann die Sache gar nicht begreifen."

Jetzt trat ein greiser Mann in die Stube. Der begrüßte die Jünglinge und zwar deutsch.

Er lud sie ein, bei ihm da über Nacht zu bleiben, er habe heute gerade Lese und sie seien just recht gekommen, sie würden sich schon unterhalten; freilich spreche er schlecht deutsch, aber am Abend kämen die jungen Leut' heim und Musikanten habe er auch bestellt.

Lex lachte über das elende Deutsch, das dieser Mann sprach, aber Raimund gab ihm deswegen einen Verweis:

„Ja, sei nur recht unartig und lache für das freundliche Entgegenkommen, dann werfen sie uns hinaus!"

Ein Teller Trauben wurde ihnen vorgesetzt und sie aßen.

Als es finster wurde, kamen die Winzer in die Stube und noch ein paar Männer mit Geige und Klarinette. Der alte Mann deckte den Tisch und brachte Licht.

Wie die Leute lustig waren mit einander, wie die Mädchen scherzten und den Fußboden mit Federweiß bestreuten! Unsere zwei Freunde aber saßen hinter dem Ofen und verstanden von Allen nicht ein Wort, denn auch der Greis redete jetzt mit den Leuten wendisch.

Als es aber zum Essen war, kam er zum Ofen und führte die Fremden zum Tisch und stellte Jedem ein schneeweißes Teller vor, während die Anderen gemeinsam aus einer Schüssel aßen.

Es war ein großes Mahl mit verschiedenen Fleisch- und Mehlspeisen und unsere jungen Reisenden ließen sich's wohl schmecken. Der Alte munterte sie auf Wein zu trinken und sie thaten es auch, obwohl Raimund dem Lex immer auf den Fuß trat, wenn dieser lange Züge machte.

Nach dem Essen begann der Tanz und bevor sich die Jünglinge noch in ihren Ofenwinkel zurückzuziehen vermochten, drehten sie sich schon im Kreise, jeder mit einer jungen Wendin.

Später trafen sich die Beiden in einer Ecke und Raimund sagte zu Lex: „Was schaust du denn so sauer d'rein?"

„Zu viel getanzt hab' ich und jetzt geht mit mir Alles so herum."

„Mit mir auch; hörst du, diese dort mit dem rothen Mieder, oh, diese tanzt!“

Sogleich eilte er zur Bezeichneten und flog mit ihr wieder durch die Stube.

Alles lachte und der Alte nahm Raimund bei der Hand: „Brav! Meine Tochter, das!“

Wieder saßen unsere Freunde für Augenblicke hinter dem Ofen und Raimund sagte mit kläglicher Stimme: „Es hat mich!“

„Was hat dich, bist du krank?“

„Toll, toll bin ich. Micka heißt sie. Ach, Alex, und sie spricht nicht deutsch!“

„Meinst du die, mit dem rothen Mieder?“

„Mieder, ja. — Mensch, ich bin verliebt!“

Fort stürzte er wieder, winkte dem Mädchen, nahm es am Arm und führte es hinter den Ofen.

„Der ist mein Freund und heißt Alex Großpfleger,“ sagte Raimund und stellte ihr den Genannten vor.

Das Mädchen lachte.

„Und du sollst mein lieber Schatz werden, Micka!“

Das Mädchen lachte wieder.

„Sie lacht ganz deutsch,“ bemerkte Lex, „just wie meine Schwester; wie sie aber ein Wort spricht, so versteht man sie nicht.“

Raimund hielt Micka fest an der Hand, neigte seinen Kopf zu ihr und sah ihr in die Augen.

„Kai očeš, kai očeš?“ sagte das Mädchen, und sah ihn auch an.

„Wenn ich dir jetzt einen Kuß gebe und du gibst mir dein Herz dafür, — wäre das nicht prächtig?"

„Dein rothes Mieder möchte er, sonst nichts; o, der ist ein Fuchs, Micka!" versetzte Lex und lachte.

„Wenn ich wüßte, Lex, daß dich Micka jetzt verstanden hätte, ich schlüge dir den Kopf ein.

„Ses neč na sestopim," lispelte das Mädchen und zupfte an der Schürze.

„Mein Freund, der Großpfleger, ist ein Esel, Micka."

„Und der meinige ist ein verwunschener Prinz und macht Herrgöttln."

„Und der Alex Großpfleger hat heute Trauben gestohlen."

„Ja, und der verwunschene Prinz liebt alle Mädchen, er hat mir's selbst gesagt."

„Das ist nicht wahr, ich liebe nur dich, Micka!"

„Er ist in dich verliebt und das ist ein mißrathenes Lieben."

„Lex, ich prügle dich durch!"

„Nimm mich, Micka!" sagte Lex.

„Lex, ich schlag' dich in den Boden hinein!"

„Laß' mich in Ruh', Raimund, und schnitz' Herrgöttln!"

Die beiden Jungen lagen sich in den Haaren.

Micka lachte laut.

„Raufen nicht hier! Mein Haus!" schrie der Alte und schwang einen Stock. Micka war fort. —

Als die beiden Freunde in einem Bett auf dem Dachboden lagen, sagte Raimund: „So dumm sind wir zwei noch nie gewesen, wie heute."

„Du hast mir Haare ausgerauft, Raimund."

„Und du hast mir Ohrfeigen gegeben.“

Dann lachten sie lustig auf und umarmten sich. —

Als unsere Wanderer des andern Tages wieder durch die Weinberge streiften, war Raimund sehr traurig.

„Es ist doch nicht so, wie ich mir gedacht hab', aus den Augen, aus dem Sinn,“ meinte er, „und ich werde sie nicht vergessen.“

„Wenn es dir wirklich ernst ist, Raimund, so bitte ich dich wegen des Gestrigen noch einmal um Verzeihung.“

„Als ich heut' behüte dich Gott zu ihr sagte, sah sie so traurig d'rein und ließ ihre Hand lange in der meinigen liegen. Ich hätte ihr einen Kuß geben mögen, aber das darf man nicht thun, wenn man dann so fort muß für alle Ewigkeit.“

„Ei, mache dir nichts d'raus und denke: Es ist einmal so!“

„Aber es könnte anders sein!“ versetzte Raimund schnell auf den leisen Spott. „Das Vernünftigste wär', ich blieb da; bin doch hier so gut daheim, wie in euerem Oberlande. Und ich bleib' auch da und ich geh' zu einem Bauer hier und arbeite!“

Lex entgegnete kein Wort. Er blickte zu Boden. Beide gingen stumm neben einander hin.

Als sie an einen Gartenzaun kamen, blieben sie stehen und Lex ergriff Raimunds Hand: „Thu' mir das nicht an, Raimund!“

„Nein, ich geh' schon mit dir, es ist nur so kindisch von mir; ich habe doch Niemand auf der ganzen Welt, der so lieb und mein ist, als du!“ —

Einen Tag verweilten sie in der Gegend und Raimund verfügte sich im Laufe desselben auf das nächste Postamt, ob nicht etwa „aus dem Institute“, wie er zu Lex sagte, ein Brief da sei.

Es war keiner da.

Großpfleger drängte zum Heimfahren, doch Raimund entgegnete: „Wir haben ja noch keine Reben!“

Auf dem Weg, welche anzukaufen, stolperte Raimund über einen Stein und verstauchte sich den Fuß.

„Jetzt kannst du mich führen, Lex, ich bin nicht im Stande zu gehen.“

„Gut, so führ' ich dich gleich dem Bahnhof zu; lassen wir die Reben, sie gedeihen doch nicht in Gutenhag.“

Raimund hatte heftige Schmerzen am Fuß. Noch eine Zeit schleppte er sich am Arme des Freundes dahin, doch als sie an dem kleinen Haus vorüber kamen, wo sie eine so lustige Nacht durchgebracht hatten, sagte Raimund: „Laß' mich, Alter, ich kann doch nicht weiter, ich fall' um.“

„Aber ich trag' dich, wart', so am Rücken trag' ich dich; es ist nicht so weit zum Bahnhof hinaus.“

„Daß ich dir unterwegs stürbe! Es geht mir durch alle Glieder und das Blut schießt mir so zu Herzen. Wir müssen hier schon noch einmal übernachten, morgen ist's gewiß besser.“

Und sie sprachen wieder zu und der Alte war freundlich; Micka aber war nicht zu Hause, sie war bei einem Nachbar auf der Lese.

Der Kranke ging sogleich in das ihm auf dem Dachboden anzewiesene Bett und Lex legte ihm kalte Umschläge

über den leidenden Fuß, deckte ihn dann warm zu und strich dem Freund die Haare von der Stirne.

„Wird es morgen besser sein?“ frug er.

In der Nacht schliefen Beide sehr gut, aber als es am Morgen zum Aufstehen kam, seufzte Raimund: „Ach Gott, heute geht's erst gar nicht, der Fuß ist sicher tüchtig geschwollen.“

Lex entgegnete nichts, er stand hinter dem Bett und weinte.

„Hast du auch Fußschmerzen, Lex?“

„Ach, du glaubst mir's gar nicht; ich halte es hier nicht mehr aus; es hat mir geträumt, mein Vater sei gestorben; ich muß heim, komm', ich bitte den Bauer, daß er dich mit zwei Ochsen auf den Bahnhof führt.“

„Nein, das geht nicht, Freund, das geht nicht. In einigen Tagen ist's ja gut; sei nur ruhig — oder sonst geh' allein, und laß mich liegen da.“

„O Gott, nein! und wenn ich auch könnte, wenn ich *könnte*, Raimund, so wär' ich nicht so schlecht dich zu verlassen in deiner Noth. Ich bleib' bei dir, aber zum Bader lauf' ich und ich geb' ihm all mein Geld, daß er dir bis morgen hilft.“

„All dein Geld willst du ihm geben? dann können wir nicht heimreisen und müssen erst recht dableiben.“

„Ja, so sag' doch, was ich anfangen soll?“ klagte der Junge. Er war rathlos.

Für einen Moment stieg in Großpfleger sogar der Gedanke auf, ob nicht etwa gar die Tochter des Hauses die Ursache

sei, daß Raimund nicht fort wollte. Aber nein, so falsch war sein Freund nicht.

Ein paar Stunden später stand der Wundarzt bei Raimund. Er sprach deutsch und erklärte den Zustand durchaus nicht für gefährlich.

Nach der Visite begleitete Großpfleger den Arzt vor die Thür und frug, wie es denn eigentlich mit dem Kranken stehe.

„Ja, aufrichtig,“ meinte der Mann, „das ist ein sehr eigenthümlicher Fall, weiß Gott, der Patient muß es mehr innerlich haben — am Fuß find’ ich nicht das mindeste Uebel.“

Lex wußte genug. Er war empört. Er eilte zu seinen Wirthsleuten, um Abschied zu nehmen — er gehe fort, aber der Kranke bleibe da. Dann eilte er davon.

Und zu Raimund, der auf dem Dachboden lag, ging er nicht mehr? — Wozu auch, der hatte ihn hintergangen, schmählich, gewissenlos hintergangen; der hatte über ein fremdes Weib den Freund vergessen und betrogen; — gut denn, so soll er den Freund auch verlieren, auf ewig verlieren!

Aber als Lex auf der Gasse stand, da konnte er nicht weiter. Zurück eilte er und über die Holzstiege auf den Dachboden.

„Raimund!“ sagte er, als er vor dessen Bett stand, „ich geh’ jetzt, leb’ wohl!“

„Was hast du doch schon wieder?“

„O, verstelle dich nicht, ich kenne dich — wir sind fertig!“

„Aber Lex, du wirst den Weg zum Bahnhof verfehlen.“

„Das hätt’ ich in meinem Leben nicht geglaubt von dir, daß du so bist! Raimund, du hast mir sehr, sehr weh

gethan! — Aber es ist gut, bleib' nur ruhig, du bist krank — gar krank — hast einen bösen Fuß — leb' wohl!"

Fort war er.

Durch das Thal lief er wie ein Gehetzter — aber es zitterten seine Füße. — Endlich setzte er sich auf den Rasen unter einer Eiche und weinte.

Ein rücksichtsloses, falsches Handeln, das man von einem Freunde erfährt, thut dreimal weher, als die giftige That eines Feindes.

„Nun denn, — es ist einmal so!" rief Lex aus — aber, das war sein Sprichwort, und viel Gutes und Schönes hatte er doch von ihm. —

Und Raimund hat noch in seinem letzten Wort Recht gehabt — stundenlang irrte der Junge in der Gegend umher und erst gegen Abend kam er in den Ort, an dem die Eisenbahn lag. Hier löste er sich am Bahnhofe sogleich eine Karte, doch der nächste Zug in das Oberland ging erst am folgenden Morgen ab.

Lex schlief auf der Bank des Wartsaales und träumte von den Seinen, wie einst in der ersten Nacht im Institute. Aber auch Raimund war überall, wohin er blickte; der lächelte heiter und rief ihm zu: „Grüß Gott, was machst du da? Ich heiße Raimund und komme zwölf Meilen von Westen und wenn die Ferien kommen, gehe ich mit dir in's Oberland!" Dann grinste er wieder und heulte: „Weh, ich habe mir den Fuß verstaucht!"

Plötzlich weckte ihn das Signal. Lex sprang auf und in einigen Sekunden darauf saß er im Waggon.

Endlich einmal nach so langer Zeit — nach so vielem Hoffen und Sehnen ging's der Heimat zu.

Noch einmal dachte er an all das Leid- und Freudvolle dieses langen Jahres zurück. Es war eine ernste, betrübte Zeit, aber durch dieselbe schlang sich ein leuchtender Goldfaden. Nun, der war jetzt auch zerrissen. Lex wollte Alles vergessen, es sollte wieder so werden, wie es früher gewesen, nur daß er besser, verständiger, gelehrter geworden war. —

Um die Mittagszeit, als es eben zwölf Uhr schlug, verließ Großpfleger den Bahnhof des Marktes, zu welchem der Vater und der Fuchser ihn vor einem Jahre begleiteten.

Das war die alte Gegend mit den hohen, dunkelgrünen Bergen und den grauen Felsen seines Oberlandes wieder! Das war das enge, schattige Wiesenthal und die schmale Straße; das waren wieder die weißen und bunten Rinder auf den Weiden und die hoch aufgeschichteten Kohlenwägen mit den schweren Pferden. Und das waren die Menschen wieder: die lustigen Mädchen mit den geschürzten Röcken und den hochwattirten Spensern; die Männer mit ihren Gemslederhosen, grünen Strümpfen und Hüten mit Hahnenfedern. — Hallo! — Und erst, wenn er nach Gutenhag kommt und ihn alle Leute anschauen! Er sieht doch viel stattlicher aus, jetzt; und wenn er nun gar in's Haus tritt und ihn Anna zuerst sieht; — oh, wenn er sie nur recht überraschen könnte!

So leicht waren dem Jungen die Füße, wie ein Vöglein flog er dahin und — endlich lag es da vor ihm mit seinen zehn Häusern und dem dunkelrothen Kirchthurm und mit seiner grauen Ruine — das liebe Gutenhag!

Und wie die Glocken klingen, als gelte es seiner Ankunft.

„Was läuten sie denn so in Gutenhag?“ frug Lex einen des Weges kommenden Holzhauer.

„Einen reichen Großbauer schieben sie hinein.

„O Gott, wie heißt er denn? ich kenne ja die Leute hier!“

„Bin selber nicht von da,“ war die kurze Antwort und der Mann zog weiter.

„Jesus, wenn sie jetzt meinen Vater begraben!“ rief Lex aus.

Zwei andere Menschen, die Arm in Arm aus dem Dorf kamen, beschloß er zu fragen. Doch — diese eilten ihm lachend entgegen und es war bei Gott niemand Anderer als Anna und — Raimund.

„Grüß' dich Gott, Lex! bist du endlich einmal da, du — du!“ schrieen sie und erdrückten den Ankömmling beinahe im Umarmen.

„Anna, Anna, grüß' dich der Himmel! aber sag' mir, was läuten sie denn so?“

„Den alten Almhofer begraben sie, weißt, den blinden Mann, der Sonntags immer mit zwei Schimmeln in die Kirche fuhr.“

„Und der Vater, die Mutter?“

„Sind schon wieder besser.“

„Und zu mir sagst du gar nichts!“ rief Raimund.

„O, du hast einen zu bösen Fuß!“

„Darum geh' ich an der Krücke, jetzt!“ lachte Raimund und hing sich wieder in den Arm des Mädchens.

— Wie kommt doch der jetzt nach Gutenhag? —

frug sich Lex, aber als sie Alle daheim um den großen Tisch herum saßen, da erfuhr er Alles.

Die Eltern waren krank gewesen und wollten nicht, daß die beiden Burschen um die Zeit der Epidemie nach Hause kämen. Sie schrieben Raimund, es zu verhindern, ohne Lex den Grund merken zu lassen. — Die Reise in's Unterland, sowie Raimunds Unwohlsein war nur Vorwand und List, um die Heimkehr so lange als möglich zu verhüten. Als Raimund aber sah, daß Lex nicht mehr länger zu halten, ließ er ihn fort, brach zugleich aber auch selbst auf und suchte dem Jungen einen Vorsprung abzugewinnen, um die Zustände in Gutenhag auszuforschen und auf seine Ankunft vorzubereiten. — Die Seuche war indeß glücklich vorüber und Raimund gewann einen ganzen Tag, um sich mit den Verhältnissen des Hauses Großpflegers und der Leute bekannt zu machen und Alex dann um so mächtiger zu überraschen.

Und als dieser dann kam, war bereits Alles so weit und glücklich gediehen, daß Raimund und Anna Arm in Arm dem lieben Heimkehrenden entgegenhüpfen konnten. — —

Raimund war voll Freude. Er führte den Sohn des Hauses in diesem förmlich auf und sagte: „Vater, Mutter, Schwester, da bring' ich euch einen guten Freund von mir; er heißt Alex Großpfleger und ist in Gutenhag daheim!"

„Hab' schon gehört von ihm," meinte der Vater, „soll ein böser Junge sein, dieser Lex von Gutenhag!"

„O, da meint ihr einen Andern; es gibt gar keinen besseren Kerl und keinen braveren Sohn und Bruder in der Welt, wie Der da! — Und jetzt komm, Lex, ich zeig dir meinen Fuchser!"

Aber Lex umarmte Vater und Mutter und sagte: „Nun geh' ich euch nimmer fort und der Raimund bleibt auch da, gelt, der muß jetzt immer bei uns beiben —"

„Ja, und Herrgöttl machen!" fiel Anna ein.

„Jetzt weiß die auch schon davon," sagte Lex, „ja, woher hast du denn Alles?"

„Als ob er mir das selbst nicht erzählt haben könnte!"

„Aber das Andere weißt du doch noch nicht."

„Was denn?"

„Daß —" Lex war daran, die Geschichte vom rothen Mieder zu erzählen, aber er that es doch nicht."

„Nu, was denn?"

„Daß — daß er ein verwunschener Prinz ist. Ja ja, das ist er, wirst es schon sehen, und es kommt noch eine Fee und die wird ihn erlösen!"

„Wird eine saubere Fee sein!" lachte Anna.

„Jung und schön und gut," schrie Raimund drein, „just so, wie du!"

Wenn man jetzt, etwa einmal zur Sommerszeit an einem Feierabend nach Gutenhag und in den Großpflegerhof kommt, so kann man ein heiteres, herziges Bild sehen.

Auf der großen Lehnbank unter der Linde sitzen zwei noch junge Ehpaare.

Das eine sind die „Schmiedbäuerischen"; er heißt Raimund und sie Anna. Das andere Paar ist der junge Großpfleger und seine Frau.

Letztere ist ein gar liebes Weibchen; aber wenn sie spricht, da lachen Alle, denn sie spricht herzlich schlecht deutsch. Sie ist eine Wendin und heißt Micka.

Dem Lex war nämlich wieder einmal der Gedanke gekommen, Weinreben in Gutenhag zu pflanzen. Er reiste sofort in's Unterland, brachte richtig ein paar frische Stecklinge mit und auch ein Weibchen.

Raimund hat sehr große Augen gemacht, als sie so heimkamen, aber seit Micka kein rothes Mieder trägt, gefällt sie ihm nicht mehr so gut, wie damals.

Was die Stecklinge anbelangt, so scheinen sie zu gedeihen, sie sind am Hang hinter dem Großpflegerhof angepflanzt und treiben alljährlich frisches Laub.

Wer wissen will, was sonst noch gedeiht, der sehe dort auf die Gartenbank. Dort sind die Aeltesten und die Jüngsten. Die alten Großpflegerleute spielen mit den Kindern, und diese spielen mit einem Guckkästchen, gucken hinein und schreien: „Das hat die Sonne gemalt, siehst du, die Sonne!"

Des Lehrers Weihnacht.

Vor Kurzem noch konnte man über der Thür des Gemeindeschulhäuschens, welches in einem verlorenen Thal des Oberlandes steht, den Spruch lesen: „Bildung macht frei!“

Diese Worte hatte einst der Schullehrer an die Wand geschrieben; der Schullehrer ist aber jetzt schon lange nicht mehr in der Gegend und über seinem Spruch klebt der „Haussegen des heiligen Apostels Jakobus“.

Franz Wiesner war ein Bauernsohn aus dem Dorfe. Eilf Jahre brachte er in der Fremde bei dem Militär zu und machte einen Feldzug nach Italien mit. Als er von demselben in die Heimat zurückkehrte, grüßte und umarmte er Alle mit der linken Hand; die Rechte hatte er nicht bei sich, die lag an den Ufern des Tessin in Italien begraben. Aber seines älteren Bruders Rechte, die mittlerweile den Besitz des elterlichen Hauses übernommen hatte, drückte die vereinsamte Linke nicht so herzlich, als sie der Heimkehrende bot. Franz wußte auch wohl warum, er war traurig und sann nach, was er nun beginnen sollte, um dem Bruder und der Gemeinde nicht zur Last zu fallen. Freilich hatte er während seiner Dienstzeit lesen und schreiben gelernt, er hatte sich auch manch' anderes Wissen angeeignet, aber in jenem verlorenen Thale ist nicht der Ort, wo man dergleichen verwerthen kann für das tägliche Brot.

Aber Franz Wiesner sann was aus und brachte es dahin.

In dem entlegensten Theil der Pfarre, wohin der Klang des hellen Dorfglöckleins lange, lange nicht mehr drang, wo nur Waldbauern und arme Holzleute wohnten, die, abgeschlossen von der Welt, oft wochenlang nicht in das Dorf kamen, hatte sich Franz eine Wohnstätte aufgerichtet. Dort wurde dem Invaliden eine leerstehende Hütte überlassen und dort war er nun Schullehrer und unterrichtete die Köhler- und Holzknechtkinder.

Das ging anfangs schwer. Die armen Leute wollten dem Franz kaum das Essen geben, welches er sich abwechselnd von dieser oder jener Hütte zu holen hatte. Bald aber gewannen die Kinder den Mann, der einen großen Schnurbart und freundliche Augen hatte, lieb und horchten aufmerksam seinen Worten und Geschichten, die er von der großen, fremden Welt mit hereingebracht hatte.

Und merkwürdig war's, wie er mit der linken Hand Alles so geschickt angriff, wie er schrieb und zeichnete und den Kindern allerlei possirliche Dinge zu machen wußte — das war rein zum Verwundern.

Außer der Schulzeit arbeitete Franz an seiner eigenen, weiteren Ausbildung — das Wissen ist ja so erhaben und segnend — und es schien ihm erreichbar. Auch that er in den Hütten seiner Brotgeber kleine Dienste, ertheilte Rath und Auskunft wo er konnte und es Noth that und an Sonntagen, wenn er in das drei Stunden entfernte Dorf ging, leistete er Botendienste und besorgte mit Genauigkeit das und das.

So wurde der Lehrer beliebt und die Leute gaben ihm nun gern das Essen, wie sie es selbst hatten, und es fand

sich hier und da auch oft ein lodernes Kleidungsstück oder ein Paar Schuhe für ihn. Den Tabak, den er rauchte und um Alles nicht hätte entbehren können, kaufte er sich von der Pension, die er für seine todte Hand erhielt.

So gingen Jahre und Jahre dahin und unser Franz Wiesner fühlte sich recht zufrieden. Er sorgte für seine Hütte und machte sie immer wohnlicher und traulicher — das war ja nun sein Haus und Heim zum Leben und zum Sterben. — Es war gar nicht einsam in diesen Wänden; da kam ja das junge Volk mit seinem heiteren Unfrieden, mit seiner ewigen Frische und Treuheit und Wahrheit.

Franz freute sich, wie seine Schüler wuchsen und kräftig wurden, und wenn bei den Burschen die „Stellungsjahre" kamen, so machte er ihnen Muth und Lust für das Soldatenleben, für die weite Welt, wo so viele ungehobene Schätze liegen und wo so viel herrenloses Glück umherfliegt!

Und wenn die Jungen fortzogen aus ihren Heimatshütten, so tröstete Franz die Eltern und malte das Soldatenleben so farbig und heiter aus, daß die Mütter unter Thränen lächelten und sagten: „Ja, wenn das so ist, so ist es gar nicht so uneben und da wollt' ich schier selbst nicht sagen!"

Da bekam Franz wohl gar Briefe vom Regiment — seine ehemaligen Schüler schrieben ihm und erzählten ihm ihr Wohl und — Anderes und daß es doch gut sei, wenn man lesen und schreiben könne. Solche Briefe las der alte Invalide zehnmal durch, zauste dabei an seinem Schnurbart und murmelte: „Sind schon rechte Teufelskerle da draußen, aber ein anderes Leben ist's halt doch, man weiß was man ist und man — Mordsblitz und Kanonen! Das waren Zeiten!" —

Heute durchschreitet dieser Mann langsam seine warme Stube, in welcher die Kinder um den großen Tisch herumsitzen und an einem Rechenexempel arbeiten.

Nicht selten blickt er besorgt durch die kleinen Fenster in den stürmischen Wintertag hinaus. — Wenn sie heute nur heimkommen können, die Hütten sind weitläufig zerstreut, jene der kleinen Anna liegt gar hinter den Geschlägen. —

Es ist der heilige Abend. Franz wollte auch diesmal, wie alljährlich in's Dorf zur Christmette gehen und den Kindern was mit heimbringen für die Feiertage, aber der Schneesturm hatte alle Wege und Pfade verweht — er war also abgeschnitten von der Dorfkirche, die in Festesklang und Lichterstrahl die süße, heilige Freudennacht beging.

Es war die Stunde noch nicht da, aber der Schullehrer stand still und sagte: „Hören wir auf, Kinder, es ist heute der heilige Abend. Ihr, die Näheren geht ruhig nach Hause und die Entfernteren bleiben so lange da, bis sie Jemand nach Hause holt; es macht tiefen Schnee!"

So gerne sie den Lehrer hatten, aber sie wollten doch Alle fort; daheim war ja die Christnacht, wo die Mutter Hirtenlieder singt und das Jesukindlein an die Fenster klopft. Franz versprach den Harrenden, daß, wenn bis zum Abend sich Niemand einfände, er sie nach Hause begleiten wolle.

So blieben sie und Franz legte noch Holz in den Ofen und erzählte dann eine Geschichte von der Liebe des Christkindleins zu armen Menschen.

Nach und nach kamen die besorgten Eltern, um die Ihrigen durch den Wintersturm heimzuholen. Nur die kleine

Anna saß betrübt da; um sie wollte Niemand kommen aus dem Hause jenseits der Geschläge.

Der Lehrer hatte den Gedanken an die Christmette aufgegeben und war nun mit dem Kinde allein in der Stube, in welcher bereits eine Wachskerze brannte.

Es kam die Zeit des „Rauchens“, jener Sitte, die im Oberlande zu Weihnacht herrscht. Da geht der Bauer am Christabend, wenn die Sonne untergegangen ist, mit Rauchgefäß und Weihwasser durch Haus und Hof, beräuchert und besprengt sein Besitzthum und spricht den Segen dazu.

Anna frug den alten Mann, ob er nicht mit dem Kohlengefäß gehe, um sein Haus einzuweihen. Dieser verneinte es und sagte, daß dergleichen keinen Nutzen, wohl aber Schaden bringen könne, wenn — wie schon oft die Unvorsichtigkeit spielt — auf dem Boden, oder sonst wo ein Feuerfunke verstreut werde.

Das Mädchen sagte nichts darauf, es saß in seinem Winkelchen, legte die Händchen gefaltet in den Schooß und schlug die Augen nieder.

Im Ofen knisterte die Flamme, Franz polterte und war lustig und endlich ging er gar und suchte Bilder und Spielsachen auf und that Alles um das Mädchen zu ermuntern.

Er sagte, daß nun auch in sein Haus das Christkindlein komme mit dem Himmelssegen und morgen wolle er Anna zu den Eltern tragen.

Aber das Kind schluchzte in seine Aermel und als ihm der Lehrer eine gute Abendsuppe vorstellte, wollte es nicht davon essen; es verlangte ihm heim in's traute Bettlein, in

die Arme der Mutter. Franz selbst fühlte den Schmerz des Kindes und er sann nach, ihn zu lindern.

Und er ersann auch was. Sein Graukopf war erfinderisch, nur hätte er mögen von den Engeln, die heute Himmelsgaben spendend durch die Welt zogen, für die Kleine ein Stündlein Schlaf erbitten.

Er führte Anna an sein Bett und machte ihr das Kleidchen lose und sagte, daß sie ein wenig schlafen möge, er wolle bei ihr sitzen und wachen, und sie aufwecken, sobald das Christkindlein gekommen sein würde.

Franz hielt aber nicht Wort. Als die Aeuglein des Kindes zugesunken waren, wurde er rührig wie ein Jüngling, eilte mit seinem Küchenmesser auf fünf Minuten in den Sturm hinaus und dann auf den Dachboden hinauf. Dort kehrte er das Unterste zu oberst; geräuschlos schnitt, band, klebte und schuf er mit unendlicher Mühe seiner einzigen Hand, aber endlich war es fertig. — Vor Freude weinte er schier, der alte Graubart, über das Gelingen und den Anblick. Er schlich zum Bett und zupfte das Mädchen ein wenig. Es erwachte und es sah. Das Christkindlein war gekommen!

Die Stube war hell, wie am Tag; auf dem Tische strahlte ein kleiner Tannenbaum mit hundert Lichtlein. Eine buntfarbige Kette schlang sich von einem Ast zum andern und oben am Wipfel strahlte ein silbernes Kreuzlein.

Dieses Kreuzlein war das Beste, was der alte Mann hatte, das war das Verdienstkreuz vom Feldzuge her, seine Freude und sein Stolz, aber heute war die Weihnacht — zum Christkind wollte er es dem Mädchen schenken aus herzinniger Liebe.

Seht ihn an, den Alten, ihm selbst leuchtet die Freude in den Augen und sie quillt ihm gar heraus in einer Thräne.

Seit den Zeiten des Paradieses hat es noch keinen Baum gegeben auf Erden, der solche Früchte getragen, als der Tannenbaum in der Christnacht; zart und süß und heilig sind sie und so wohl und frisch lassen sie sich erhalten Jahre und Jahre hin, ein Lebensalter — selbst der Greis am Stabe zehrt noch davon. —

Das betroffene Mädchen hing dem Manne am Hals, es war fast ängstlich, es konnte den Blick von solch nie gesehener Herrlichkeit nicht abwenden. Endlich lispelte es: „So ist das Christkindlein bei uns daheim noch nie gekommen."

In jenem Thale, von dem ich erzähle, ist die liebliche Sitte des Christbaums nicht bekannt; der Abend wird nur durch Beten und Singen gefeiert, oft gar durch ein Kartenspiel, bis es zum „Mettengange" Zeit wird.

Darum war Anna so erstaunt. Franz aber küßte sie und hob sie zum Tisch empor. Plötzlich jedoch schreckte das Kind zusammen, schmiegte sich ängstlich an den Greis und schluchzte: „Der bös' Feind ist draußen und heut' redet die Katz' und der Hirsch. Ich fürchte mich so sehr!"

Anna zitterte und bekreuzte sich; nur mit Mühe konnte sie der Lehrer beruhigen. „Einfältig's Kind," sagte er, „so was mußt du nicht glauben. Der böse Feind geht nicht da draußen herum, er hat auch keine Gewalt über Kinder. Wenn du aber einmal größer wirst, Anna, dann erst mußt du dich vor ihm in Acht nehmen; er schleicht gerne in's Herz, ohne daß man's wahr nimmt, und richtet Unheil an in demselben. So ein böser Feind ist auch der Aberglaube, und den kann

man nur beschwören und austreiben, wenn man viel lernt. Schau, Anna, auch das von der Katz' und von dem Hirsch, daß diese Thiere in der Christnacht sprechen wie ein Mensch, ist nichts, und das Wünschhütl auf dem Kreuzweg und der Fünfguldenbeutel im Brunnen, ist Alles dummes Zeug. Wenn der liebe Gott Wunder wirken wollte, so thäte er schon bessere, meinst du nicht? Darum, liebes Kind, glaube solcherlei nicht, selbst wenn es auch von deinen Eltern gesagt wird, diese haben es auch nur gehört, nicht aber erfahren und haben es aus Aberglauben nur so ausgelegt. Ich hab' euch Alles das schon in der Schule gesagt und ich hab' euch gebeten, daß ihr es nicht vergessen möget, wenn ich auch einmal gestorben sein werde. — Wie traurig! es will nicht Tag werden in unserem Volke, ewig hat es dunkle Weihnacht, ewig liegt der Volksgeist in der erbärmlichen Krippe zwischen Ochs und Esel. Doch, mein Kind, du kannst das nicht verstehen; sei jetzt ruhig und sieh dir einmal den Christbaum an. Möge er milde strahlen in deine Seele, daß es hell werde, und in späteren Jahren, wenn du Hausfrau, wenn du Mutter sein wirst, so erinnere dich an diese Nacht, wo das Christkindlein so lieb und hoffnungsvoll zu uns gekommen ist und denke zurück, Anna, an deinen alten Lehrer und an das, was er gesagt hat, und der Segen Gottes sei mit dir durch dein ganzes Leben!"

Der Greis schwieg, er drückte das Kind, das ihn so treu und unschuldig anblickte, an die Brust.

Es war sein Christkindlein!

— — — — — — — — — —

Und als es tagte und der hohe Festtag aufging, da

kamen die bekümmerten Eltern Annens, welche bisher durch den heftigen Sturm abgehalten waren, das Kind zu holen. Sie sagten dem Lehrer Dank für seine Sorge und luden ihn für den Mittag zum Essen ein. Das Beste, was die guten Holzleute schaffen konnten, kam auf den Tisch und Anna erzählte dabei von dem Christkindlein, das einen leuchtenden, wunderbaren Baum von dem Himmel in des Lehrers Stube gebracht habe. Dann küßte sie das silberne Kreuzlein, welches sie heute immer um den Hals trug und sie küßte den Lehrer und sie sprach die Worte nach, die er in der Nacht in Lieb und Ernst zu ihr gesagt hatte.

Bei solchem Tisch war nun der Greis heiter und vergnügt und er war selbst ein Kind.

Aber es war sein letztes, fröhliches Mahl. — Nach einigen Wochen sah man ihn weit draußen im Lande von Haus zu Haus wanken und zitternd an die Thür klopfen um ein Stücklein Brot. —

In jener Nacht des Christmärchens, als Franz Wiesner so herzlich zu dem Kinde gesprochen, hatte ihn ein finsterer Köhler belauscht, welcher einen nächtlichen Rundgang durch die Gegend gemacht hatte, um das Wünschhütlein zu suchen. Ob der Köhler das Wünschhütlein gefunden, davon ist nichts erzählt, nur das ist gewiß, daß er den Lehrer im Dorfe angeklagt hatte als Einen, der in der Christnacht nicht bete und nicht singe, auf alten Glauben und Brauch nicht halte, den Kindern brennende Waldbäume als Christkindlein vorstelle, sie ihren Eltern abwende und zum bösen Geiste der Zeit verführe.

Es ist bitter zu sagen, wie sie darauf den alten Mann seines Amtes entsetzt und aus der Hütte gestoßen haben. — —

Seine Kraft dem Vaterland, seine Seele der Heimatsgemeinde opfern und — betteln müssen, das muß bitterböse sein!

Jetzt gibt es keine Schule mehr in jener Gemeinde, das Häuschen, in welchem Franz Wiesner lehrte, dient als Stall für die Rinder, und über der Thür prangt der christliche Haussegen des heiligen Apostels Jakobus.

Alpenglühen.

Wie das knistert und knattert durch den Wald herauf, wie das schnalzt und kracht und der Lärm von Menschenstimmen so wild durch die Bäume hallt!

Brennt der Steinwendhof?

Nein, der steht ruhig draußen im Thale und sonnt seine stattlichen Wände und sein silberig schimmerndes Schindeldach im heiteren Nachmittag.

Aber ein lustiges Fest feiert er heute, ein Fest des Fleißes und der Arbeit. Der blaue dünne Rauch, der aus dem Schornsteine steigt, verräth und verheißt was, und drinnen in der großen Gesindestube werden viele Tische gedeckt.

Am Fenster der Küchenkammer hockt die schwarze Katze und späht durch die kleine Scheibe zu den hochaufgeschichteten Krapfen hinein.

Diesseits der Wiese am Waldabhange steht eine große, aus Brettern gezimmerte Hütte, welche heute von Menschen wimmelt und aus welcher der Lärm kommt.

Das ist der Dörrofen oder die „Haarstube", wo der aus der Bleiche kommende Flachs gedörrt und gebrechelt (gebrochen) wird. Zu dieser Arbeit ist die ganze Nachbarschaft, ja das halbe Dorf geladen. Das ist ein wichtiger Tag und der Stolz für den Bauer, wenn er die große Haarstube mit Flachs vollgespeichert hat.

Es ist aber auch ein mühvoll Arbeiten und Sorgen den ganzen Sommer hindurch, und doch wächst nach all' dem nur eine Pflanze, mit welcher die Natur nichts Rechtes anzufangen weiß. Diese Pflanze gibt keine Nahrung und kein Bauholz und kein Brennmateriale — das woget nur immer mit seinen zarten, blauen Blüthen wie ein Meer, und endlich wird gar Alles dunkelbraun und spröde, und jeder Stamm verwildert förmlich und wird wüst und rauh und er setzt sich seinen eigenen Kopf auf. Da zieht man ihn aus der Erde und durch Eisenkämme — Fuß und Kopf wird ihm abgerissen, dann muß er wieder auf das Feld in die Sonne und in den Regen, bis er sterbensbleich wird.

Bist du jetzt zahm, Geselle, willst du dem Menschen dienen? Nein, lieber brichst und vermoderst du? Gut, wir haben noch andere Foltern, du mußt jetzt von der Kälte in die Hitze — in einem finsteren Kerker, unter Dampf und Qualm sollst du in Banden schmachten. Jetzt erst recht nicht? Trotzig und steif streckest du deine Glieder und brichst. — Wohlan, so magst du ihn leiden, den Martertod; die scharfe Breche erst weiht und heiligt dich und macht dich würdig zur Albe des hohen Priesters, zum Kleide für die jungfräuliche Braut!

Zwei lange Reihen von Holzbrechen, theils ihre Füße in die Erde getrieben, theils auf Stöckeln, mit Steinen beschwert, waren aufgestellt. An der einen Reihe standen die Bursche, welche den Flachs blos „überhackten", von den gröbsten Hülsen und Schuppen befreiten, während ihn an der andern Reihe die Weiber und Mädchen fein hechelten, bis die letzten Rindentheilchen von den glatten, weichen,

weißgelblich glänzenden Fasern, dem eigentlichen Flachs, fielen.

Zwischen diesen Reihen lief rastlos ein Mann ab und zu und verschwand in der finsteren Kammer über dem Ofen, kam aber immer sogleich wieder keuchend und schwitzend mit einem rohen „Haarbuschen" hervor und vertheilte denselben an die „Brechler".

Aber das war ein Necken zwischen den Burschen und Mädchen und ein Kichern und Aufschreien unter den Weibern, wenn ihnen so ein vorwitziger Junge eine Handvoll stechender „Agen" in den Busen streute.

„Bist aber ein Unend, Wastl, ein Hallodri, ein Abdrähter und schon der Rechte!" schimpften sie, und das war den Burschen gerade recht, denn wenn dort ein Diandl Einem sagt: „Wart', du wilder Bub', geh' weiter!" so heißt das gerade so viel, als das bekannte: „O, Sie Schlimmer!" Es kommt nur darauf an, wie es gesagt wird.

Vom Hofe heran nahten nun zwei Knechte und brachten auf einer Holztrage ein bekränztes Faß und mehrere Laibe Weißbrot. Hinter denselben trippelte ein buckliges Männlein daher und das lachte schon von Ferne unter seinem breitkrämpigen Filzhute hervor den Arbeitern entgegen. Mit beiden Händen schwang er einen großen Honigtopf und schrie: „He, Leut'l, he!"

Dieses kleine, bucklige Männlein ist der große, reiche Steinwendhofer.

Wie ihn die Brechler bemerkten, entsteht neuer Jubel — mehrere Burschen eilen ihm entgegen, nehmen ihm den

Topf ab, und tragen nun Topf und Steinwendhofer triumphirend in die Hütte.

„Grüß dich, grüß dich, du alter Schöpsreiter du — magst nicht buckelringen?“ rufen sie.

Kaum ist diese Aufforderung heraus, ist das Männlein schon wieder auf den Füßen; „buckelringen!“ schreit er und liegt einem stämmigen handfesten Burschen in den Armen, oder vielmehr auf dem Bauch, denn der Bauer reicht dem Angegriffenen kaum bis an die Brust hinauf. Fest hat er sich um den Riesen geschlungen und seine Beine weit ausgespreizt schreit er:

„Mach', Knödlschütz, mach' — kommst mir nimmer aus, du!“

Im Nu bilden die Zuschauer einen weiten Halbkreis und lachen und johlen, und zwischen den zwei Männern beginnt ein Ringen und Drehen; der Knödlschütz hält das Männlein hoch empor, und wie es so zappelt, glaubt man, es läge schon zehn Schritte weg am Boden — aber es steht schon wieder fest auf der Erde — eine Wendung wie der Blitz und der große stämmige Knödlschütz liegt der Länge nach auf dem Boden.

„Hallo, Hallo!“ schallt es, „einen Haspel hat er ihm angeschlagen! Bravo, Steinwendhofer, du bist halt der Alte, du!“

Der Knödlschütz ist schon wieder auf den Füßen und die Beiden schütteln sich lachend die Hand.

„Hast dir etwa weh than, Thomerl?“ fragt der Bauer.

„Was, weh than soll ich mir haben? ha, da bist du zum Unrechten kommen. Und wenn du mich zehn Klafter tief über eine Steinwand wirfst, so sag' ich dir: Nichts

geschehen, Bauer, nur die Hos' hab' ich mir aufgerissen; du kennst ja das!"

Alles lachte von Neuem.

Mittlerweile waren am Waldrain aus rohen Brettern Tische und Bänke aufgestellt worden und der Steinwendhofer sagte:

„Leut'l, jetzt geh'n wir zur Jause!"

Und bald standen und saßen die Brechler an den Tischen und schnitten am Honigbrote und ein mächtiger Krug machte die Reihe und schwemmte, wo möglich, noch mehr Lust und Heiterkeit in die Gemüther des Völkleins.

Unter Scherzen und Necken wurde die bevorstehende Abendunterhaltung erörtert; Jeder warb sich eine Gefährtin zum Tanz und Jede suchte sich im Gedanken den Jungen aus, welchen sie mit dem „Brechelbuschen", der nach dem Abendmahle von der Bäuerin den Mädchen ausgetheilt wird, beglücken wolle.

Plötzlich hörte man aus all' dem Lachen und Schreien heraus eine helle Klatsche, worauf ein ungeheures Gelächter losbrach. Ja, der Knödelschütz hatte die Ziehtochter des Steinwendhofers, die Lisabeth, zum Tanze geworben und sie gleich auf diese Rechnung hin küssen wollen; da kam ihm das Mädchen mit einer frischen Ohrfeige zuvor. Das war das Klatschen.

„Pst, Pst!" hieß es auf einmal und der Lärm legte sich etwas, „der Herr Kaplan!" lispelte man und Viele zogen die Hüte.

Ein junger Mann in schwarzer Kleidung, eine weiße Binde um den Hals kam langsam des Weges und dankte

den Grüßen lächelnd über den Zaun hinüber und wollte weiter wandeln.

„He, Hochwürden, he! einen frischen Trunk dürft ihr uns nicht verschmähen!“ rief der Steinwendhofer und eilte durch das Thor auf die eingeplankte Gasse und schüttelte dem Priester kräftig die Hand.

„Ich dank euch, Steinwendhofer, freut mich recht, werde wohl nicht mehr Zeit haben, morgen ist Sonntag und da —“

„Habt ihr die Predigt, gelt, und müßt sie heute noch studiren, — weiß ich schon, Hochwürden; aber da trefft ihr's bei uns da gerade recht; hab' heut' alle Kreuzelementer vom ganzen Dorf beisammen, die geben euch schon Stoff, verlaßt euch drauf.“

Der Bauer lachte, und zerrte den Kaplan durch das Thor gegen den Tisch, und bald war ein frisches, volles Glas da und eine breite Schnitte Honigbrot, und der Steinwendhofer sagte:

„Greift zu, Herr Kaplan, und laßt's euch schmecken, mich freut's!“

Und der junge Priester griff zu und lächelte und bemerkte den Brechlern, sie möchten sich nur nicht stören lassen in ihrer Lustbarkeit; er habe das gerne und sähe nichts lieber, als wenn sich die Menschen freuen.

Da kam dem Bäuerlein ein Gedanke in den Kopf und er kratzte sich die schneeweißen Haare und wußte nicht, sollte er es sagen oder nicht — wenn doch, so müsse er es geschickt machen.

„Will euch nicht schön reden, das gar nicht, Hochwürden,“ meinte er und schupfte sein Höckerchen lustig hin und

her; „aber es ist halt doch ein Glück für eine Gemeinde, wenn in ihr ein Priester aufwächst. Schaut, das denk' ich noch gut, wie ihr auf der Schulbank gesessen, — bin damals noch Schulvater gewesen. Wißt noch, wie ich euch einmal im Schneesturm über die Mühlleiten hinauf zu eueren Eltern buckelkraxen tragen hab'? Mein Lebtag! — hätt's damals nicht glaubt, daß mir unser Herr Kaplan auf der Achsel hockt, mit Verlaub z'reden, Hochwürden. Aber die Zeit ist kommen und euere Ehrmess' auch — nein, ich sag's euch, den Tag vergeß ich nicht und wenn ich hundert Jahre alt werde; die Ehr' für die Gemeinde! — und wie die Geistlichkeit von der ganzen Nachbarschaft dagewesen ist und der Dechant und der Prälat vom Stift drüben — und was das für ein Jubel war, hab' meiner Tag' keine solche Musik gehört, wie da, und ich hab' gesagt: So einen Tag erlebt die Gemeinde nicht mehr! Du mein Gott, daß euer alter Vater die Freud' nicht mehr hat haben können! Aber die Mutter, ei der Tausend, die Mutter, wie sie neben dem Prälaten gangen ist — wißt Ihr und wie der Dechant mit ihr den Ehrentanz gemacht hat! — — Schmeckt der Most, he? den hab' ich aus den Holzäpfeln preßt und kein Obst gibt so guten und gesunden Most, als die Holzäpfeln; hack' die Bäume nicht um hinten an der Stallwies', wenn sie auch ein bischen Schatten machen, man muß auch an sein Trankel denken. — Nein, Hochwürden, und wenn ich so ein Kind hätt' und ich säh's am Altar und auf der Kanz'l — närrisch thät ich werden vor Freud'. Euere Mutter ist doch immer schön gesund?"

Der Kaplan reichte dem Bauer seine Hand hin.

„Steinwendhofer, eine Jause versteht ihr vorzusetzen, aber daß ihr meiner alten Mutter nachfragt, das freut mich am meisten; sie ist wohlauf und macht den ganzen Tag mächtigen Lärm im Häuslein, und sie läßt — so Gott will — das Schiffchen sobald noch nicht ruhen.“

„Ich sag's euch, Hochwürden, seitdem die gute Frau euere Meß- und Kanzelsprüche hört, wird sie von Tag zu Tag jünger und wenn — nehmt nur noch ein Stückl, Herr Kaplan, ich streich' euch Honig d'rauf, so — gibt gesunde Leber das, könnt mir's schon glauben! — Ja, und was ich jetzt sagen hab' wollen, richtig, das von meinem Weib, 's ist schon über ein Jahr, daß ihr mir meine Rosalia in die Grube gesegnet habt; und seitdem — schaut, es geht mir die Wirthschaft nimmer so, wie früher. Zwar, muß es sagen, meine Lisabeth ist sehr verständig und umsichtig, aber sie ist halt noch ein bischen jung und — kurz und gut, es fehlt die Haushälterin. Hab' wohl schon nachgedacht, und wenn nicht schon gar so viel Reif auf meinem alten Graukopf da läg', ich dächt' — nein, was ich da für ein Zeug schwätz' — bin ein Sechziger, und ein grauer Freier — Ihr wißt ja, wie das ist. Muß auch nicht sein, und wenn ich einmal nicht mehr kann und mag in der Wirthschaft, so verschreib' ich's meiner Lisabeth. — Hab' euch eigentlich nur fragen wollen, Herr Kaplan, was macht ihr denn sonst immer, so an den Abenden? Jetzt sind schon wieder die langen Nächte — geht halt so spazieren herum, ein wenig?“

„So ein kleines Stück Weg's, ja. Ueber euer Hochfeld wandle ich gern', so quer hinüber gegen die Kreuztanne, und jetzt ist auch das Wetter immer so rein, daß ich vom

Stifte herüber die Abendglocken höre. Auch der Herr Pfarrer geht gerne mit und da setzen wir uns immer dort oben auf die Steinwendbank und sehen in's Thal und hören den Burschen zu, wie sie dort in euerem Hofe lachen und jodeln; habt ein lustiges Völklein beisammen, Bauer!"

„Gelt! Ei, bin ja selber noch so ein alter Hupfinsfeld und unter all' meinen Jungen bin ich doch noch selbst der allerärgste, he! — Na, was ich euch fragen hab' wollen und ich muß euch schon rund darum bitten, seht, ihr thätet mir und uns Allen einen rechten Gefallen dadurch. Haben eine kleine Brechlerunterhaltung heut' — nichts Nobles, nur so rundweg und gemüthlich, ein paar Zithernschlager und ein Hackbrettl, und da — kommt zu uns auch, heut, Herr Kaplan, mag euch nicht schaden, so ein wenig tanzen. Meine Lisabeth ist die Brechlerbraut, ja und ja und ihr müßt der Brechlerkönig sein und müßt mit dem Mädchen den Ehrentanz thun. Vor zwölf Uhr führ' ich euch schon nach Haus, he!"

Das war wie ein Quecksilbertropfen, wie das Männlein bei dieser Rede hin- und herrutschte; und wie es jetzt seine beiden Hände dem Kaplan zum Einschlagen hinhielt, da rief es von der Hütte, wo die Leute bereits wieder bei der Arbeit waren: „Vater!"

Der Steinwendhofer stand gleich auf, es hatte ja seine Lisabeth gerufen.

„Der Haarträger läßt euch auf einen Augenblick bitten, Vater."

„Gleich, komm' derweil du ein wenig da zum Herrn Kaplan. Halten mir's zu gut', Hochwürden, bin gleich wieder da."

„Macht keine Umstände, Bauer, ich will jetzt heim, und ich danke euch herzlich für die Einladung, es freut mich recht, aber —“

Jetzt war schon die Lisabeth da und schüttelte sich eilig den Staub von der Schürze und strich ihre dunkeln Locken zurück. Dann nahte sie sittsam und sagte:

„Küss' die Hand, geistlicher Herr!“

Der Kaplan war aufgestanden und reichte ihr die Hand, zog sie aber schnell zurück, als das Mädchen einen Kuß auf dieselbe drücken wollte.

— „Grüß' dich Gott, Lisabeth! du bist ein schönes, liebes Mädchen, aber die Hand mußt du mir nicht küssen, sonst dürfte ich dich nicht mehr sehen!“ — wollte der Priester schon sagen, da kam ihm der Bauer zuvor und schrie der Tochter zu:

„Bleib' ein wenig da und red' wegen dem Ehrentanz, der geistliche Herr wird heute zu uns kommen, sei ordentlich, Lisabeth!“

Der Alte war fort.

Der Kaplan stand da und sah dem Männlein nach und sah das Mädchen an; es hatte schwarze Haare und so dunkelglühende Augen.

Er war auch eine schöne und hohe Gestalt, und in sein volles, dunkles Haar fiel ein Sonnenstrahl, der durch die Bäume stach und ein anderer lag als heller, glühender Punkt an seiner Brust. Die weichen Züge wollten — sollten lächeln, aber sie waren ein wenig unstät und er sagte:

„Leb' wohl, liebes Kind, und dank' für mich deinem

Vater für die Freundlichkeit, aber — ich komme schon morgen wieder!"

Lisabeth zupfte an einer Tuchecke und wußte nicht recht, was sie jetzt sagen sollte.

„Wenn euch," erwiederte sie endlich, „der Vater gebeten hat, daß ihr heute kommen mögt, so müßt ihr schon kommen, denn sonst thäte es ihm weh' und dann ist er über Alles verdrießlich und es ist uns der ganze Abend verdorben."

„Aber es schickt sich nicht recht, Lisabeth, für mich und meinen Stand, und ein Priester macht Lustbarkeiten auch selten größer."

„Aber ihr schon!" fiel das Mädchen lebhaft, ein „seid ja doch selbst gern kreuzlustig — ja, und ihr seid mir eigentlich noch einen Tanz schuldig von wegen dem, daß ich bei euerer Ehrmess' als Kranzjungfrau gegangen bin, und jetzt müßt ihr mir die Freude schon machen, und wenn ich weiß, wie ihr tanzt, dann geh' ich noch lieber in euere Predigt . . . ."

Das Mädchen hielt plötzlich ein — jetzt hast du gewiß was Ungeschicktes gesagt, Lisabeth! — Aber der Kaplan faßt lächelnd deine Hand und sagt:

„Ja, ich werde schon kommen, behüt' dich Gott."

Dann geht er schnell durch das Thor die Gasse entlang gegen das Dorf und sieht gar nicht mehr um.

Das Mädchen blickt ihm lange nach und sagt zu sich: „Er kann auch so schön predigen und im Beichtstuhl, da ist er so gut — man kann ihm Alles sagen, was man Sündhaftes auf dem Herzen hat . . ."

„Elisabeth!" ruft es plötzlich vom Walde herab. Sie

fährt auf und zittert — das war eine gar eigene Stimme und traf mitten in die Seele hinein. Aber das Mädchen kennt diese Stimme. Das ganze Dorf kennt ein Judenweib, welches die Waldsara genannt wird. Von Zeit zu Zeit wird sie in der Gegend gesehen, wo sie sich in den Wäldern herumtreibt. Sie taucht plötzlich auf, und besonders um den Steinwendhof wird sie bemerkt. Man weiß nicht, woher sie kommt und wohin sie geht — wie ein Geist ist sie oft durch die Hausflur geschwebt und hat den Namen Elisabeth gehaucht. Sie thut Niemandem was zu Leide, und wenn man sich ihr naht, so ist sie fort. Aber die Leute fürchten sich vor ihr, weil sie so bleich ist und so schwarze Augen hat und weil — man erzählt nicht gerne davon.

Dieses Weib nun hat vom Walde herab den Namen Elisabeth gerufen.

Das Mädchen fuhr auf und eilte gegen die Brechelhütte und unter die lustige Schaar. Wenn im Herzen die Angst sitzt und man bringt sie sonst nicht heraus, so muß ein Lied her. Lisabeth sang:

„Wann ih amol a Bäurin wir,
Zwoa schöne Hendla kauf ih mir,
Zwoa schöne Hendler und an Haun,
Und daß da Haun schön buckn konn!"

Solche Lieder aus jungen, klingenden Kehlen bleiben nicht unerwiedert, gleich ließ sich der Knödlschütz hören:

„Und wann ih amol a Bauer wir,
Zwoa schöne Rößla kauf ih mir,
Zwoa schöne Rößler und an Wogn,
Auf daß ih amol in d'Stodt konn fohrn!"

„Heißt nix!“ schrie der Steinwendhofer d'rein — „ihr mögt euch sammt euern Gsangln einsalzen lassen, aber ich und solche — hört 'mal:

Wann's Diandl a Hoslnußstäudl wa,
Do wullt ih an Oachkatzl sein,
De Nüßla, de wullt ih schon obakriagn,
Die Körnla warn ah olle mein!
Juchhe!“

„Habt's ihn gehört?“ schrie und lachte Alles — „das ist halt unser Steinwendhofer, bleibst alleweil der Alte, Bauer, bist alleweil jung!“

Die Sonne sank hinter die Berge, die Wälder wurden dunkel, im Thale schwamm zarter, blauer Rauch.

Die Brecheln hörten auf zu knattern, allerhand Spiele wurden aufgeführt — es wurde immer lustiger . . .

Der Kaplan wandelte langsam des Weges dahin, spielte mit dem Stock und brummte so ein Liedchen. Dann blieb er stehen und schaute durch das Thal hinaus, das sich zwischen bewaldeten Anhöhen dahin zieht. Das blaue Gebirge im Hintergrunde schien heute des vielen Höherauches wegen doppelt weit entfernt zu sein. Rechts ragten hinter dem dunkeln Wald leuchtende Felsen empor und die einzelnen Bäume, die auf ihren Zinnen in die Himmelsbläue hineinstanden, nahmen sich aus wie winzige Männchen. Links jenseits des Baches sind sanft ansteigende Felder und Gärten und hinter diesen liegt das Dorf. Ueber dasselbe erhebt sich ein dunkelrother, keilförmiger Bau — der Kirchthurm.

Der junge Mann muß das Alles sehr schön finden, er bleibt lange stehen und sieht auch eine Weile gegen den Steinwendhof hinaus. Und wie man das Knattern und Jauchzen von der Brechelhütte herüber so deutlich hört!

Der Kaplan biegt vom Wege ab, einen Feldsteig ein und eilt einem Häuschen zu, das einsam zwischen hohen Fichten steht. Obstbäume müssen hier nicht gut gedeihen, weil der waldige Berg, der sich hinter der kleinen Wirthschaft erhebt, den ganzen südlichen Himmel verdeckt.

Auf dem kleinen Anger vor dem Häuslein weidet eine Ziege, welche nicht selten ihren klugen Kopf gegen das nahe, grüne Rübenfeld erhebt und meckert. Aber das Thier kann nicht hin, es trägt einen Strick um den Hals und dieser ist am Eckpfeiler des Bretterverschlages befestiget.

Aus dem offenen Fensterlein des kleinen Hauses dringt ein einförmiges Gepolter.

Der Kaplan streichelt die Ziege, horcht und sagt:

„Bist ihre einzige, treue Gefährtin, gutes Thier, und bist auch immer so rege und munter, wie sie. Die arme Frau gönnt sich keine Ruhe. So hat sie ihre sechzig Jahre und all' die schönen Tage der Jugend versponnen und verwebt und es ist ein Hungertuch daraus geworden. — Sollst mir aber keine Noth leiden, Mütterlein, ich will dir spinnen und weben helfen; mein Webstuhl ist der Altar und die Kanzel, mein Faden ist der Glaube und mein Schiffchen das göttliche Wort!"

Dann naht er dem Fensterlein und klopft an das Gesimse. Das Getöse von innen verstummt, der Kopf eines alten Mütterleins kommt zum Vorschein.

„Uj, mein Loisl!“ hört man und die Stimme kommt aus einem schier zahnlosen Mund.

„Du wirst dir aber die Augen recht verderben, Mütterl, 's ist ja schon ganz dunkel in der Stub'! Grüß dich Gott!“

„Seh,“ meinte das Mütterchen und streckte eine grobe, runzelige Hand heraus; aber als der Jüngling diese küssen wollte, sagte das Weibchen: „Geh' weiter, Loisl — schau! Bin ja kein Pfarrer, ich, — du bist einer, und dir muß man die Hand küssen, schau!“

„Mütterlein, vor dir bin ich kein Priester, und wenn ich's bin, so bist du der Bischof, der Papst — noch mehr. — Komm' heraus ein wenig in's Grüne. Du bist meine Mutter und ich bin dein Sohn, so ist's zwischen uns und so ist's am schönsten. Ich will auch nichts anders sein und du könntest auch nichts Höheres mehr sein auf der Welt, aber — Noth leiden darfst du mir nicht, da hast was, kauf' dir Mehl und Schmalz für den Winter und ich hab' auch noch was anders für dich.“

Der Kaplan steckte der alten Frau ein Papier in den Busen und diese weigerte sich, es anzunehmen — sie habe ja keine Noth und käme mit ihrem Weberverdienst recht gut aus, und endlich kicherte sie und bedankte sich tausendmal.

Wie der Jüngling jetzt dem Mütterlein in die Augen sah und diese ihm durch die sechzig Jahre mit ihren Millionen Thränen so frisch und lieb entgegen leuchteten, lächelte er und sagte:

„Weißt du, wer wir sind, Mütterl? — wir, ich und du, sind zwei Verliebte und ich geh' zu dir fensterln, und du bist — bist der einzige Mensch in der Welt, der mein ist!“

„Nein, aber was auch die geistlichen Herren für Gedanken haben, das ist schon aus der Weis'," kicherte das Weiblein und drohte mit dem Finger: „Loisl, du bist schon der Rechte, aber das mußt du nicht mehr sagen!"

Die Thräne hatte sie nicht bemerkt, die jetzt im Auge ihres Sohnes zitterte.

Alois wollte wohl noch sagen, wie er die Rede gemeint — daß aber auch noch ein Anderer im Thale, der da gerne d'rein sprechen möchte, der Steinwendhofer. Doch er schwieg, das hätte seine Mutter doch nur betrübt, sie hing mit ganzem Herzen und mit unendlicher Liebe an dem Andenken ihres seligen Mannes.

„Und wie geht dir's sonst, Mutter?"

„Ei, fleißig bin ich halt gewesen, schau, jetzt hab' ich dir in dieser Woche sieben Ellen abgezogen und jetzt kommt der Glattflachs vom Herrn Pfarrer auf den Baum. Du, und daß ich dir's sag', der Pfarrer, das ist aber ein lieber Herr, schickt er mir gestern eine große Flasch' Wein, und wie der gut ist, bin ordentlich wirblich worden. Loisl, ich laß' mich noch einmal bedanken und vergelt's Gott sagen, vergiß nit!"

Die letzten Worte hatte der Priester nicht vernommen, er horchte nach Anderem — vom Dorf herüber klang ein helles Glöcklein.

„Das ist Zügen, Mutter!" sagte er schnell, — „ich muß heim, der Herr Pfarrer ist zu schwach zum Versehgang; behüt' dich Gott, Mütterl, behüt' dich Gott!"

Alois ging.

— Geh', mein Kind, — dachte die Mutter ihm nach, — jetzt bist du nicht mehr der Webernandl ihr Sohn, jetzt

bist du der Bote vom lieben Herrgott; er schickt dich zu einem Sterbenden und du bist heilig über die Engel, bist anstatt Gottes da und kannst Sünden vergeben und den Gefallenen aufrichten und in den Himmel führen — bist wie der Herrgott selber und — du bist doch noch mein Kind — o, was bin ich für eine glückliche Mutter! —

Der Kaplan eilte dem Dorfe zu, und als er um die Gartenecke des Pfarrhofes bog, stand eine Magd vom Steinwendhofe vor ihm und weinte und bat, er möge schnell mitkommen — die Lisabeth läge im Sterben.

Der Priester stand einen Augenblick wie angewurzelt. Stumm war er und seine Hand hielt er am Herzen.

Endlich konnte er fragen: „Ja, aber was ist denn geschehen?"

„Beim Engerlfliegen!" schluchzte die Magd und konnte sonst nichts hervorbringen.

Alois eilte in den Pfarrhof, in die Kirche um das Sakrament und das letzte Oel, und bald klang durch die Dämmerung ein Glöcklein dahin und ein rothes Lichtlein flimmerte dem Steinwendhofe zu.

Auf den Felsen des Hochgebirges stand ein herrliches Alpenglühen.

Der Steinwendhofer wartete schon am Thore des Zaunes und rief:

„Kommt nur gleich, der Tanz geht schon an — wird gar lustig werden — der Todtengräber ist auch geladen!"

Und dabei machte das bucklige Männlein so eigene Bewegungen und fuhr sich mit den Händen über die weißen Haare und schüttelte ruhelos den Kopf.

Vor der Hausthüre kniete die ganze zum Brecheln geladene Nachbarschaft und betete laut.

Der Priester wurde in die Stube geführt. Auf dem weißbedeckten Tisch stand ein Kreuzbild und eine brennende Kerze. Um ein Bett, das in einem dunkeln Winkel stand, beschäftigten sich mehrere Weiber, die nach und nach das Zimmer verließen.

Alois hatte das Sakrament auf den Tisch gestellt und war nun einsam in der stillen Stube.

Einen Augenblick stand er gegen das Bett gekehrt und horchte. Er hörte nichts. Er bebte, Kraft und Fassung verließ ihn, die Hände rang er und er sank hin vor das Kreuzbild. —

Als er sich wieder erhob, war er ruhig — gefaßt trat er an das Bett.

Da lag sie, hatte die Augen geschlossen und war bleich bis in den Mund hinein. Um ihre Stirne war ein großes Tuch geschlungen. Der Kaplan neigte sich über ihr Antlitz, sie athmete. Sanft griff er nach ihrer Hand, die auf der Decke lag. Das Mädchen schlug die Augen auf, und als sie den Priester und den feierlichen Tisch sah, hauchte sie: „Bin noch so jung — und soll schon sterben!“

In das Herz des Priesters senkte sich ein unendliches Weh. — So groß und schwer ist der Beruf des Priesters, daß ihn Himmel und Erde nicht fassen können!

— „Elisabeth!“ sagte er endlich leise.

Da lächelte die Kranke ein wenig und sie lispelte:

„Du, Alois? Nein, du sollst jetzt nicht bei mir sein,

aber einen Priester schicke mir, weil ich sterben muß. O, bleib', Alois — bleib' du bei mir!"

„Elisabeth!" kreischte in diesem Augenblick eine schreckliche Stimme durch das Fenster. Die Kranke bebte empor, that einen durchdringenden Schrei und sank wieder in sich zusammen. Sie hatte die Augen geschlossen, aber ein leises Zittern schwebte auf den bleichen Lippen. — Es liegt ein unerlöstes Wort darauf, Jungfrau, und du kannst es nicht stammeln und du schläfst damit ein! —

Wieder weint das Glöcklein durch die Nacht und ein rothes Lichtlein zittert durch das Thal der Kirche zu.

— — — — — — — — — — —

Von all' den seltenen Gerichten, welche auf dem Steinwendhofe für den Abend bereitet waren, wurde heute kein Bissen genossen — still schlichen die Geladenen davon und erzählten daheim das Unglück.

Zwei Knechte gingen mit Stöcken um den Hof und durchforschten alle Winkel und alles Gesträuche im Garten.

Man suchte die Waldsara, die so fürchterlich durch das Fenster geschrieen; aber die Jüdin war nicht zu finden.

Ein Engel des Unheiles — war sie heute schon zum zweitenmal erschienen.

Ein Bote wurde nach dem Arzt geschickt, der war nicht daheim. Nach Mitternacht, als die Kranke ruhiger zu schlafen schien, lief der Steinwender selbst in das Dorf, es ließ ihm keine Ruh'. „Bader, Bader!" schrie er unaufhörlich, so daß alle Leute aufwachten. Endlich fand er den Mann verspätet in einem Gasthause.

Unterwegs, nachdem der Arzt aus seiner Apotheke Eini-

ges zu sich gesteckt hatte, erzählte ihm der Bauer das Unglück und wie es sich zugetragen.

Als die Brechler gegen Abend recht lustig waren und allerhand Spiele trieben, was eben dem und dem einfiel, kamen sie auch auf das „Engerlfliegen".

Da nimmt ein starker Mann eine etwa sechs Klafter lange Stange wagrecht auf die Achsel, so daß sie an beiden Seiten drei Klafter lang hinaussteht. Zur Befestigung auf den Schultern werden die Hände umgeschlungen und so bildet die Stange den Querbalken eines Kreuzes, an dessen beiden Enden man sich hinaufsetzen kann, um so durch die Drehung des Mannes mit der Stange eine kreisförmige Luftfahrt zu machen.

Der Knödlschütz, als der Größte und Stärkste, nahm einen frischen, langen Wagenbaum, und nun machten viele Bursche und Mädchen unter Schreien und Jauchzen den lustigen Tanz. So kam auch Lisabeth mit ihrer „Gespannin", der Kreuzwirthstochter, an die Reihe. Jede setzte sich an ein Ende der Stange und klammerte sich fest. Die Drehung begann, zuerst langsam, dann immer schneller — Lisabeth schreit: „Aufhalten!", aber man scherzt und lacht und hört es nicht, da — plötzlich fliegt das Mädchen aus dem Kreise — man hört es, wie sein Kopf an einen Stein schlägt — Lisabeth! — und dann bleibt sie liegen . . . .

„Bin schon fertig," schloß der Steinwendhofer, „weiß nichts mehr, sonst. Wir haben sie hernach in's Haus getragen und — das ist der Brecheltanz im Steinwendhofe."

„Centrifugalkraft!" murmelte der Arzt und kaute am Knopfe seines Stockes, „ja, ja, Centrifugalkraft!"

„Wenn ihr mir das Mädl aufbringt, Bader, so verlangt Roß und Wagen von mir — sollt es haben!“

Dann schritt er stumm dahin.

Plötzlich blieb er stehen, biß sich in die Unterlippe und sagte halblaut: „Mein bluteigenes Kind könnte mir nicht tiefer im Herzen liegen!“

Er weinte. Dort, wo die Thräne auf den Boden fiel, sollte man einen Denkpfahl in die Erde schlagen, weil es das einzige Mal war, daß der lustige Steinwendhofer geweint.

Einige Stunden von unserem Dorfe, draußen, wo die Berge auseinander gehen und die große Ebene beginnt, steht auf einem buschigen Hügel das stolze Schloß der Kroninger.

Seit einigen Jahren herrschte dort nur ein Verwalter. Der alte Graf Kroningen war todt und sein Sohn auf einer fernen Universität. In den letzten Tagen aber war dieser zurückgekehrt in die väterliche Burg und hatte viel Leben und Lärm von der Hauptstadt mitgebracht. Der junge Herr von Kroningen war ein lustiger Kämpe, der wußte auf jeden Fleck etwas Amüsantes und aus jedem Tag einen Festtag zu machen. Freilich bot auch die ganze Gegend ihr Schönstes und Bestes dazu auf, denn der Graf war sehr leutselig und bezahlte gut.

Ein Scheibenschießen, ein Wettrennen, eine Jagd, das waren schon ganz gewöhnliche Dinge, es mußte einmal etwas Originelleres an die Reihe.

Im Spätherbste versendete er an alle hervorragenden Männer der Umgebung Einladungskarten zu einem Fischzug. Zehn Meilen in der Runde gehörte das Fischwasser wie die

Jagd zum Schlosse. Das Geschlecht der Kroninger war von jeher dem edlen Waidwerke ergeben und es führte in seinem Wappen eine Krone aus Hirschgeweih gebildet.

Auch aus unserem Dorfe waren Mehrere zum Fischzuge geladen, worunter sich der Pfarrer und der Steinwendhofer befanden.

Die Unterhaltung versprach um so origineller und großartiger zu werden, da sie in der Nacht bei Fackelschein stattfinden sollte.

Der Steinwendhofer hatte über die Einladung eine große Freude und bestellte sich beim Schmied sogleich einen schönen, funkelnden Stecher mit vier Spitzen, denn ein Fischzug in der Nacht ist ganz was Anderes, als sonst, da gibt es kein Netz und keine Angel, da werden die Bewohner der Wässer durch Fackelschein aus ihren Verstecken hervorgelockt und mit eisernen Gabeln herausgestochen.

Der Bauer eilte sogleich zum Pfarrer auf Unterredung, allein dieser sagte, er werde an dem Vergnügen nicht theilnehmen, er sei alt und kränklich und das nächtliche Treiben thue ihm nicht gut; aber den Kaplan wolle er gehen lassen, der habe gewiß eine große Freude.

Außerdem wurden viele Bauern entboten, — man wußte nicht recht, war es Einladung oder Befehl, da sie einmal unter der Herrschaft der Kroninger standen — kurz, sie sollten sich einfinden und Jeder ein Paar Pechlunten mitbringen.

Der bestimmte Abend kam; im großen Gasthause, das eine Viertelstunde vom Schloß an der Straße steht, fand die Zusammenkunft statt.

Der Steinwendhofer und der Kaplan kamen mitsam-

men und beim Eintreten wurden sie von den Anwesenden, den Bauern und Gutsbesitzern heiter begrüßt. Der Steinwendhofer mit seinem niedlichen Höcker stellte sich wie trotzig vor Jeden hin, hauchte in die Hände, rieb sie und schrie nach gewohnter Weise:

„Na, du alter Ramsamperl, du, magst heut' nicht raufen?"

Das Männlein war als Ringer weit und breit bekannt und es war thalaus und thalein kein Mann, den er nicht schon „geworfen". Heute aber gedieh die Kriegserklärung nur zu einem derben Handschlag, welcher indeß durch die wunderbare Rührigkeit des Steinwendhofers in eifriges Fingergehäkel ausartete. Der Bauer wußte Jedem zum Gruße eine lustige Grobheit zu sagen, welche ihm stets immer wieder eine andere einbrachte, — zu dem Manne kann man sagen, wie man will, man macht ihn nicht böse, er steckt Alles in seinen Höcker — behauptet aber, er habe gar keinen, denn sonst müßte er ihn doch schon einmal gesehen haben.

Auch für den jungen Kroninger hatte der Steinwendhofer seine Ansprache:

„Na, Euer Gnaden!" rief er, „seid ihr auch so ein schlechter Hallodri, wie euer Herr Vater, tröst' ihn Gott! — über den hat's euch beim Buckelringen Keiner gehalten — und das Haspelanschlagen, das hat Keiner so verstanden, wie er, ich selbst hab's von ihm. O, das war ein Bockbeiniger, euer Herr Vater!"

Man lachte sehr über diese Derbheit und der Graf sagte: „Seid halt noch der Steinwendhofer, Alter! Müßt's noch wissen, wie ihr mich einmal auf der Jagd in's Moos

geworfen, daß es über mich zusammenschlug. Damals war ich noch so ein Junge; aber jetzt, Alter, jetzt wollen wir's wieder einmal probiren!"

„Bin schon dabei, Euer Gnaden, geht's nur her, wenn ihr eine Schneid' habt's, geht's nur her!" — rief das Männlein, spuckte sich in die hohle Hand, griff an, und auf ja und nein lag der Herr Graf im Ofenwinkel der Stube.

„Mögt's viel g'lernt haben auf der Universität, Euer Gnaden, aber das habt's noch nicht weg, he!" lachte der Steinwendhofer und half dem Besiegten geschäftig wieder auf die Beine: „Habt's euch doch nicht weh' than, Euer Gnaden?"

Der Graf schlug dem Bauer lustig in die Hand und lachte, daß er kaum zu Athem kam. Die Gemüthlichkeit für den Abend war sofort gesichert.

Man nahm eine Jause und als es finster geworden war, zündeten die Bauernbursche ihre Lunten an. Die Anderen holten ihre Stöcke und Stecher hervor und fortzogen sie unter Schreien, Lachen und Jodeln.

Ueber die Felder gingen sie quer hinein der Thalenge zu, wo Wässer rauschte. Auch der Prälat vom Stifte hatte sich eingefunden. Er sah ein wenig mißmuthig d'rein, und als er einmal über eine Wurzel stolperte, rief er den Namen Gottes an, daß er einen Engel sende, der das Krumme gerade und das Unebene zu einem ebenen Weg mache.

Alois, der Kaplan, nahte dem kirchlichen Herrn und brachte ihm bescheiden den Gruß.

„Bist du auch geladen, mein Sohn?" — frug ihn der Abt.

Der Kaplan schwieg einen Augenblick, er dachte nach, ob das eine Freundlichkeit oder Grobheit gewesen sein sollte.

„Mich schickt eigentlich der Herr Pfarrer," antwortete der junge Mann endlich, „er selbst ist schon ein wenig schwächlich, und damit doch Jemand von unserem Pfarrhofe der freundlichen Einladung des Grafen Folge leiste, fiel die Gunst auf mich."

Man ging über eine Anhöhe. Der Prälat zog seinen Ueberrock aus und Alois bot sich an, ihn zu tragen.

„Das will ich schon selbst thun, aber eine Fackel könntest du dir ausborgen und mit derselben mir vorangehen, hörst du!"

Der Kaplan bat sich vom Knödlschütz, der auch da war, eine Lunte aus, und leuchtete dem Guardian schweigend voran.

Man machte Halt und stand am Flusse.

An verschiedenen Stellen mußte das Gesträuch beseitigt werden und bald spiegelten sich die Fackeln in den dunkeln Wässern. Das rauschte und flüsterte und flimmerte, und wie die dunkeln Gestalten da unten hin und her wallten und ihre Gabeln in die Höhe streckten!

Krebse also? Nein, die Spiegelbilder der Männer. — Ein Nachtvogel flatterte aus dem Gesträuche und dem Prälaten über den Kopf weg, daß er zurücktaumelte. Weiter oben rauschte es im Dickicht und eine Fledermaus zischte über die Fackeln.

„Hab' ich dich, he?" — schrie der Steinwendhofer und an seiner Gabel zappelte ein Forellchen.

Man zog den Fluß entlang, und wo das Wasser einen

„Dumpf" bildete, da zertheilten die Bursche das Gesträuch, traten mit ihren Fackeln vor und man sah es wimmeln in der Tiefe. Eine Forelle hebt ihr Köpfchen empor und nimmt mit Wohlgefühl die Strahlen des Lichtes in ihre wässerigen Aeuglein auf. Selbst der Krebs guckt hervor und vergißt im Angesichte des Lichtes sein berüchtigtes Rückwärtsgehen. Wehe, der scharfe Stahl zuckt dem arglosen Thierchen durch den Leib. — Du bist einen schönen Tod gestorben, armes, kleines Wesen, dem Lichte hast du dich geopfert, in seinen Strahlen ist dein letzter Lebenshauch verweht . . .

Das war wieder ein Gelächter, als sie den Knödlschütz aus dem Bach zogen! Wie das so gekommen ist wußte man selbst nicht, es hat sich ja kein Mensch um den Burschen gekümmert. Plötzlich — patsch! — im Wasser, daß die Tropfen weit in die Runde spritzten — ein halberstickter Schrei und bald darauf zieht ihn der Steinwendhofer heraus und sagt: — „Bist aber ein Ungeschickter, du!"

Die andern Bursche lachten sich in die Faust — gewiß hat ihm der Alte selbst die Falle gelegt, ihn listig hineingehaspelt, zur Rache wegen des Streich's beim Engelfliegen. Ja, das war wohl auch recht ungeschickt, damals, aber der Bauer hatte nie was davon gegen den Knödlschütz merken lassen; es war halt ein Unglück und nun — ist ja Alles vorüber. —

Man ging weiter in das Thal hinein. Der Graf hatte bereits mehrere Dutzend Stücke erlegt und war in bester Laune. Auch der Kaplan erfreute sich einiger schöner Forellen.

Der Prälat indeß zog etwas kleinlaut neben her, es war, als ob ihm die Thierchen ordentlich auswichen; gerade, wo

er stand, war nichts, und wenn mitunter doch ein goldiges Forellchen vorüber huschte, so wußte es seinem Stoß so geschickt auszuweichen, daß der geistliche Würdenträger sich einmal dem Kaplan gegenüber barsch äußerte:

„Mit deiner Fackel könntest du auch ein Bischen näher sein!"

Alois entgegnete nichts auf diese Bemerkung, er stach jedoch nicht mehr in's Wasser und hielt seine Leuchte immer nur an der Seite des Abtes über den Bach.

Aber endlich zappelte etwas an des Prälaten Spieß; ein Krebs hing daran und rieb sich sterbend noch die Scheeren, daß sie krachten.

Der Graf schmunzelte. Der Steinwendhofer, um bei dieser Gelegenheit eine Höflichkeit zu sagen, meinte, ein Krebs sei auch was, wirklich! Habe der Apostel Petrus die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen.

Man hörte zehn Uhr schlagen.

Als der Steinwendhofer merkte, daß der Herr von Kroningen darüber erstaunt war, sagte er:

„Wie dabei die Zeit vergeht, Euer Gnaden, he!"

„Nicht über die Zeit staune ich, sondern über den Ort; wir sind, scheint es, in der Nähe eines Dorfes?"

„Habt schon Recht, Euer Gnaden, das ist unser Dorf und dort drüben — hört ihr den Kettenhund? Dort steht mein Hof."

„So, der Steinwendhof? Höre 'mal, Alter, ich hab' eine Idee."

„Wenn sie nur was nutz ist, Euer Gnaden!"

„Das liegt an euch, Bauer. Wißt, euer Gast möcht'

ich heut' sein und die Fische bei euch kochen lassen. Was sagt ihr dazu?"

Der Bauer hatte seine Rechte hingehalten und geschrieen: „Gilt schon, Herr Graf! Der Tausend, ihr seid ein Mann, der in die Welt taugt; euer Vater ist auch gerade so gewesen; na, das freut mich, freut mich, Euer Gnaden!"

Was war denn schon wieder los am Bach? Ein neuer Lärm! Die Bauernbursche kennen gar keine Art und lachen dem Prälaten schnurgerade in's Gesicht.

Nu, dem ist aber auch was Rechtes passirt. Wie er da mit seiner Gabel wieder lauert und sich noch ärgert über den Krebs, ist ein rechter Moment — er sticht in's Wasser und trifft, — empor fährt er jubelnd und hat — eine große, breite, herrliche Kröte am Eisen.

Darum der Lärm und das Gelächter.

Der Guardian wirft die Gabel zu Boden, murmelt etwas von einem „elenden Fackelhalten" und reißt dem Kaplan die Lunte aus der Hand.

„Geht's, werd's euch doch nicht giften, Hochwürden," lachte der Bauer, „seid halt mit dem linken Fuß aus dem Nest gestiegen; kommt mit, jetzt."

Die Gesellschaft verließ das Wasser und bewegte sich dem Steinwendhofe zu.

Als sie über die Wiese gingen, sagte Alois zum Bauer: „Müßt mir schon verzeihen, Steinwender, aber ich kann nicht mit, zu euch; muß jetzt heim, es ist spät in der Nacht."

Da nahm ihn das Männlein bei der Hand und flüsterte ihm gar nachdrucksvoll zu: „Heim, jetzt schon? Nein, das gibt's nicht; ihr waret bei der Arbeit, müßt auch bei Tische

sein; sind schon noch vor zwölf Uhr fertig. Schaut's wenn ihr jetzt ginget, das thäte den Grafen verdrießen und mich auch!"

Der Kaplan blieb.

Als sie an den Gartenzaun kamen, bat der Bauer, daß man die Fackeln auslösche und die Kohlen mit den Füßen abtrete; es gehe der Wind etwas und auf den Dächern seien Schindeln. Da war's plötzlich „kohlrabenfinster" um die Gesellschaft; Einer hätte — nach dem Ausdruck des Knödlschütz — dem Andern in's Maul greifen können.

Der Graf lachte, der Prälat ärgerte sich, die Andern neckten sich, besonders war es der Steinwender, der allerhand Possen spielte, zu Einem und dem Andern eilte und Jedem etwas anthat; — plötzlich lag der Guardian am Zaun und ächzte.

Das war ein Schreck für den Bauer, er hatte gemeint, der Knödlschütz sei es und schlug ihm einen Haspel an. Kniefällig bat er es dem Prälaten ab und seine ganze Heiterkeit war dahin.

Allmälig wurde die Finsterniß etwas durchsichtiger; der große, dunkle Bauernhof stand da und der Kettenhund bellte heftig, bis sein Herr sagte: „Paß auf! Pst, paß auf!" dann war das Thier still und schüttelte nur an der Kette.

„Bleibt's steh'n da!" herrschte der Bauer und begab sich an ein Fenster des Hauses. Dort klopfte er an die Scheibe und rief:

„Lisabeth, he!"

Es blieb ruhig. Die Gesellschaft horchte; den Kaplan fieberte beinahe — es war auch sehr kühl.

„Lisabeth" rief das Männlein lauter, dann brummte es über den heidenmäßigen Schlaf, den so ein Weibervolk hat, und polterte an der Wand und lärmte.

Als er aber hörte, wie von innen eine Stimme frug: „Seid ihr es, Vater?" da war er wieder ganz ruhig und entgegnete: „Ei freilich, Mädl, aber auch die Herren sind bei mir. Steh' schnell auf und laß uns ein; — du mußt heute noch Fisch' kochen — aber morgen kannst du länger schlafen, wenn du willst."

Nach einigen Augenblicken war Licht in der Stube und die Thür wurde aufgeriegelt. Die Männer traten in die Stube und setzten sich zum Tisch, was Platz hatte. Auf das Mädchen deutend sagte der Steinwendhofer, das sei seine Lisabeth, sie sei neulich recht krank gewesen, aber jetzt sei sie schon wieder prächtig gesund und koche auch sehr gut. Dann bat er den Prälaten nochmals um Verzeihnng von wegen der Grobheit, es hätte ihm — dem Bauer — ja so der Schreck völlig die Seele ausgejagt.

Das Männlein war in seinem Haus doppelt niet- und nagelfest, und es wußte Vieles zu zeigen und die Gesellschaft unterhielt sich.

Die Fischträger musterten die Beute und draußen am Herd prasselte das Feuer.

Lisabeth, im leichten Hauskleide — ich sehe sie noch stehen in ihrem schneeweißen Leinen, die ihre vollen, runden Glieder so reizend zudeckten — diese schaffte emsig in der Küche mit den Pfannen und Schmalzhafen; und am Brunnen, der vor der Thür plätscherte, bereiteten einige Bursche die Fische. Auch der Kaplan stand daneben; in der Stube war ihm zu

warm, hier doch beinahe zu kalt — in der Küche, wo die Thüre offen und das Herdfeuer brannte, wäre es vielleicht recht gewesen. Lisabeth trippelte einmal an ihm vorüber und sagte: „Küß' die Hand!" Aber sie sah ihn nicht an, sie mußte ja immer auf das Feuer sehen, daß es keinen Schaden thue. Sie sah überhaupt Niemanden an, nur den Grafen einmal, wie er in die Küche um Tabakfeuer getreten war. Als er sich gar einen freien Scherz mit ihr erlauben wollte, sagte sie kurz: „Geht's weiter und laßt mich in Ruh!" Dabei sah sie ihn an, aber grimmig.

„O, du kleines Wildtäubchen, du lieb's! Wart', ich muß dich doch einfangen!" schmeichelte der junge Edelmann und umfaßte das Mädchen mit beiden Armen, daß dasselbe schrie.

Der Steinwendhofer stand an der Thüre und sah es. Ziemlich laut, aber ruhig, sagte er: „Das thut nicht Noth, Euer Gnaden!"

Lisabeth hatte sich dem Grafen entwunden und stand mit hochrothen Wangen am Feuer. Der junge Mann lachte und wollte sie küssen. Da ergriff der Bauer seinen Arm und meinte, es sei das Beste, man lasse die Weiber in Ruh', sonst würden sie gar nicht fertig mit der Kocherei.

„Ich will auch nichts, Alter, von der Kocherei, ich brauch' nichts vom ganzen Schmaus, mein Backfischchen ist das, das!" Der Graf streichelte das Kind.

„Das ist aber meine Tochter, Herr — Euer Gnaden!"

Dieses Wort hatte der Steinwendhofer so merkwürdig gesprochen, daß der Edelmann einen Schritt zurück trat und sagte:

„Ein eifersüchtiger Vater! Ah, prächtig!“ dabei lachte er.

„In meinem Haus, Euer Gnaden, halte ich Zucht!“

„Meinetwegen haltet ihr, was ihr wollt!“ versetzte Kroningen etwas gereizt und wollte sich dem Mädchen wieder nahen. Der Bauer stieß ihn zurück und rief, zu Elisabeth gewendet:

„Geh' du in deine Kammer, Mädl, ich werde selber kochen!“

Lisabeth schluchzte. Der Kaplan trat zufällig herein und sprach einige gleichgiltige Worte zur Beruhigung.

Der Graf hatte eine Zeit geschwiegen und war zweimal über den Boden auf und ab gegangen. Plötzlich trat er fest vor den Bauer hin und sagte:

„Steinwendhofer, ihr seid ein grober, einfältiger Bauer und beleidiget euere Gäste eines leichten Scherzes wegen. Ich danke für eure Gastfreundschaft!“

„Schon recht, ein grober Bauer bin ich und hab' auch auf keiner Hochschul' studirt — thut auch nicht Noth, Sitte und Anstand lernt man bei uns im Dorfe auch! In gewissen leichten Scherzen steh'n wir euch freilich nach. Wir sind ungebildet; aber euer Benehmen mir und meinem Kinde gegenüber ist niedrig! — Ich will keinen Dank von euch, ich hab' euch mit nichts gedient!“

Lisabeth fiel dem Zürnenden an die Brust und bat weinend, daß er still sein möge. Der Vater schob sie unsanft weg und murmelte: „Du gehst schlafen!“

„Steinwendhofer!“ versetzte nun der Graf erregt, „hab ich das verdient in euerem Hause? Wer ist es denn, der nach Rechtswegen viel höher steht, als Alle da in der Gegend

herum? Wer ist es, der, seine Abstammung vergessend, zu euch niedersteigt und euch gegenüber steht wie der Mensch dem Menschen!"

„Hat uns auch gefreut, Herr Graf!"

„Hat euch gefreut, und mich hat's auch gefreut, denn — das könnt ihr mir glauben — ich liebe das Volk und will mit ihm leben und sterben. Ich will euch Gutes thun, Leute, wie und wo ich kann, und daß ich nicht ganz machtlos bin, das wißt ihr Alle. Ich will euch nützen und stützen ohne Eigennutz und Hintergedanken, und ich fordere von einer Gemeinde, die mein Vater zum Wohlstand erhoben und der ich gut bin, nichts, als Liebe und Achtung! Das ist Alles, was ich verlange. Ich bin in dieser Gegend daheim und — ich sag' euch, Bauer — die Bewohner dieser Berge sind mir an's Herz gewachsen, ich finde hier Natur und Natürlichkeit, die ich in so hohem Grade zu schätzen weiß. Ich erkläre mich eins mit diesem Volke und ich will es — von der Welt zurückgekehrt — nicht mehr verlassen. Ich könnte mir draußen in der Hauptstadt Paläste aufführen lassen, aber ich stelle mein bescheidenes Haus in die Mitte meines Volkes, und wenn ich mir nun gar aus demselben meine Frau holen will — wer kann mir's wehren! Wer hindert mich daran, Bauer?"

So sprach der Graf, und der Steinwendhofer machte sich während dem mit allem Möglichen zu schaffen und that, als höre er nicht auf die Rede.

Als Kroningen schwieg, stellte sich der Bauer kerzengerade vor denselben hin und sagte:

„Sagt ihr, was ihr wollt, es ist Alles recht schön,

aber — halten zu Gnaden — das, was ihr gethan habt, gehört einmal nicht daher; doch, ihr habt's nicht bös gemeint und für mich wär's schon auch schöner gewesen, wenn ich nichts gesagt hätte; aber ich bin so ein wenig hitzig und — es soll wieder gut sein, Euer Gnaden, nix für übel, he!"

Das Männlein hatte schon wieder sein kreuzheiteres Gesicht, Kroningen schüttelte ihm derb die Hand: „Seid einmal zum Schwiegervater geboren, Alter, und wir würden's auch noch geben zusammen, was?"

Lisabeth hatte das Alles gehört.

Später war sie im dunkeln Vorhaus und weinte an der Brust des Kaplans:

„Müßt mir helfen, geistlicher Herr, ich hab' ein so großes Anliegen . . ."

Da stand plötzlich der Prälat an der Thüre und herrschte Alois zu, daß es für ihn Zeit sei, heim zu gehen — nutzloses Zeug und Aergerniß habe man ohnehin genug in diesem Hause! —

Der Kaplan verabschiedete sich bei Allen kurz. Der Bauer wollte ihm einen Knecht zur Begleitung mitgeben, oder wenigstens ein Licht, doch Alois dankte dafür er ging allein und im Finstern . . .

Allein und im Finstern! — Das ist dein Los geworden auf der Erde. Hast es selbst gewählt, Menschenkind; hast stolz an dich geglaubt, du seist ein Engel, aber keine Schwinge erhebt dich über das rauhe Gestein und zum Lichte. Mensch bist du und Menschen gebieten über dich mit herrischem Blicke, und Menschen martern dich und führen dich in Versuchung, und — Menschen sollst du lieben und Liebe nicht dafür

verlangen. Menschen sollst du erlösen, sie selig machen, aber selbst sollst du es nicht werden. Einer, der sich selbst nicht mehr hat und besitzen darf, der Alles schuldig ist und Alles opfern muß — sollst du durch dein unglückliches Dasein wandern . . . allein und im Finstern! — Die Menschheit hast du dir abgeschworen, abgelogen, hingegeben für ein Göttliches; aber das Göttliche ist dir nicht geworden; in der Luft hängst du und gehörst nicht dem Himmel an und nicht der Erde; — willst du des ersten sein, mußt du ein Gott werden, willst du der letzten sein — mußt du fallen . .

Alois wandelte verloren durch die Nacht. Es hatte ihm ein Etwas tief in das Herz geschnitten und nun will es verbluten. O, verblute nur und stirb, es ist nicht gut, wenn der Dorfkaplan ein Herz hat. —

Der Jüngling sah lange, lange zu den Sternen auf, dann verdeckte er sein Gesicht: – Dort oben, o ewige Liebe, ist dein Haus und dort über dem Raum und über der Zeit klingt Unsterblichkeit dahin! Ich kann es nicht fassen und ich soll es den Menschen verkünden. O ewiger Geist, ich bin deiner Offenbarungen nicht würdig, an deinen Mantelsaum klammere ich mich — ich bin nichts als Staub und doch bin ich so hoch über den Menschen und soll für sie opfern und beten. O, verwirf mich nicht, Gott, ich bin nichts! —

Es zog kalte Luft durch das Thal.

„Lisabeth! Ich hasse sie!“ schrie der Jüngling plötzlich auf, — „sie ist zu meinem Verderben da, sie soll mich unglücklich machen für alle Zeit und Ewigkeit! Sie ist ein Teufel, sie ist meine brennende Hölle — ich hasse sie! — Ach, Herr-

gott, ich darf nicht hassen. Du bist die Liebe und ich, dein Diener, muß alle Menschen lieben!"

Mit solchen Gedanken war der Kaplan dahin gewankt. Jetzt hielt er still; er stand am Häuschen seiner Mutter.

Wie ist da Alles so still und einsam; er hört den Webstuhl nicht, er sieht seine Mutter nicht — ach, es ist ja eitel Mitternacht!

Sie schläft, die alte Frau. Die Stürme des Lebens haben alle Leidenschaft getödtet; ruhig schläft sie und träumt in den Himmel hinüber, Nichts mehr hält sie zurück auf der Erde, als die edelste Liebe. Sie sollte Priester sein. —

Der Jüngling lehnte träumend an einer Ecke. Ja, Alois, das war eine Zeit! Du spieltest auf der Wiese, auf der grünen, blumigen Wiese; ein Bächlein rann vorbei, da sahst du hinein und heraus — du warst ein lächelnder Knabe mit rothen Wangen. — Der Vater saß am Webstuhl und hielt dich im Schooß und sagte zu dir: „Kind, wenn du Priester wirst, so ist das meine höchste Freude im Himmel und auf Erden." O, goldenes Leben, einst! — Später, als du vom Institute heimkehrtest als heiterer Junge, da haben sie dich so unendlich liebend geküßt — aber als du das erste Mal am Altare gestanden, da hat nur die Mutter wehmuthsvolle Freudenthränen geweint, der Vater war nicht mehr da. Und du stehst seitdem täglich am Altare und die Gemeinde knieet vor dir in Freud' und Leid und betet . . .

Alois preßte seine Hände auf die Brust und rief: „Hilf mir, Mutter, du kannst mir helfen. Sei du mein Priester, Mutterherz, du hast Liebe genug und bist heilig. Und wenn

die Glocken klingen und ich am Altare stehe, so stehe du vor Gott, Mutter, und bete für dein armes Kind. Ach, du — du kannst es auch nicht. Stolz und Eitelkeit ist dein Gebet, du meinst, du seiest was Besonderes vor Gott, weil ich, dein Kind, ein Gesalbter!“

Kaum hatte der Jüngling so gesprochen, als eine dunkle Gestalt vor ihm stand. Sie streckte ihre Hand aus und umklammerte seinen Arm und mit dumpfer Stimme sprach sie die Worte:

„Mensch, frevle nicht am Herzen der Mutter! Höre es: Wenn ein Mutterherz für sein Kind betet, so ist das so geheimnißreich und heilig, daß die Erde in banger Ehrfurcht ihre Felsen anzündet zur Opferflamme am hohen Altar der Mutterliebe!“ —

Das Wort war verhallt, die Gestalt verschwunden.

Alois sah staunend um sich, die Stimme war ihm nicht ganz unbekannt — kam sie nicht von der Waldsara? — Aber der Sinn der Worte? —

Es graute dem Jüngling. Er eilte fort, aber bald kehrte er wieder um; was will die Jüdin hier am Hause seiner Mutter? die Waldsara soll ein böses Weib sein!

Alois machte die Runde um die Hütte, er sah und hörte nichts mehr.

Leise öffnete er die niedere Stallthüre, die Ziege meckerte ihm entgegen, sonst war nichts da. Die Thüre der Hütte war verschlossen. Sollte er heim in's Dorf? Nein, Alois wollte Wache halten hier, bis der Tag graute.

Er ging in den Stall und kauerte sich an der Krippe nieder, damit ihn nicht friere. Er streichelte die Ziege und

diese leckte ihm die Hand. „Du auch," sagte der Kaplan, „du küssest auch diese Hand, wie die Menschen. Ich habe keine Hand mehr, sie ist ein todtes Heiligthum für Andere."

In Sinnen und Träumen verbrachte Alois die Nacht. Alles war ruhig geblieben. Aber nun fing das Thier neben ihm an, sich zu bewegen, und aus der Hütte hörte man das Herumrücken eines Stuhles.

„Sie ist auf," sagte sich der Kaplan und guckte durch die Bretter. Es war bereits etwas licht und er sah durch das Fenster das Mütterlein, wie es vollständig angekleidet an einem Tischlein kniete.

Alois trat vorsichtig aus dem Stalle und näherte sich dem Fenster. Die alte Frau betete lange. Leise zitterten diese alten, gefalteten Hände, dann barg sie ihr Antlitz in dieselben und schluchzte heftig. Dem Jüngling war, als hätte er einmal aus dem Schluchzen heraus die Worte: „Mein liebes Kind" vernommen.

Tief gerührt wendete er sich ab und hob sein feuchtes Auge gegen den Himmel. Die Morgenstunde war angebrochen und siehe, die Felsen des Gebirges leuchteten im Hochrothgolde des Alpenglühens! . . .

Da klangen dem Jüngling wie in Silberglockenhall die Worte heran:

Wenn ein Mutterherz für sein Kind betet, so ist das so geheimnißreich und heilig, daß die Erde ihre Felsen anzündet zur Opferflamme am hohen Altar der Mutterliebe!

Ein Thränenstrom stürzte aus den Augen des Priesters, dann eilte er dem Dorfe zu.

„Früh spazieren, Hochwürden!" grüßte ihn ein Bauer,

der auf das Feld fuhr, zog den Hut ab und küßte dem Kaplan die Hand.

Die Kirchenglocken läuteten. Alois las die Frühmesse. Seit seinem ersten Opfer war er noch nie so tief ergriffen und weihevoll am Altare gestanden, als heute.

Es war das Fest der Empfängniß Mariens.

Dichter Schnee lag in der Gegend, aber die Leute waren schon vor Tagesanbruch mit Fackeln zur Kirche herangekommen und wohnten der Rorate bei.

In ihrem Betstuhle kniete Elisabeth, die Ziehtochter des Steinwendhofers, und las vorgebeugt im Gebetbuche. Vor ihr brannte die Wachskerze, aber diese hätte das Mädchen am liebsten ausgelöscht, sie brannte ihr in den Augen und in den Wangen, und die Leute sahen sie auch so an. Sie hatte ein goldenes Kettlein um den Hals; das war auch so schwer und wollte ihr den Busen und das Herz zusammendrücken — aber der Graf wollte einmal, daß sie es trage — und es stand ihr doch gut, heute am Festtag. —

Auf dem Hochaltare prangte das Bildniß der Jungfrau Maria. Es war von hundert Kerzen umgeben.

„Du bist die Schöne, Reine, Heilige, und sie schauen doch immer nur auf mich!“ — so betete Lisabeth zum Bilde auf und es that ihr wohl im Herzen.

Das Amt war aus. Vom Chore tönte das Predigtlied und der Kaplan bestieg die Kanzel. Sein Gesicht war bleich, und zum Altare gewendet betete er mit Inbrunst. Als die Töne verhallt waren, las er das Evangelium und begann

die Predigt. Er sprach mit Ruhe und Würde, er sprach von der jungfräulichen Mutter Maria, die den Sohn Gottes geboren hat. Er wies hin auf das tiefe Geheimniß der Jungfrau und des Gottmenschen, er sprach von den Tugenden der Anmuth, der Reinheit. Sein Auge leuchtete. Er schilderte das Laster der Unzucht und fluchte dem Werke der Verführung, er stellte dessen Folgen dar — unsagbar in ihrem Jammer, unabsehbar in ihrem Unheil.

Und wie Alois so predigte, da wurden Aller Augen naß, und der Jüngling und die Jungfrau sagten sich's in's Herz, und schwuren, sich vor der Sünde zu hüten und zu wahren.

Nur Elisabeth that keinen Schwur im Herzen, sie konnte nicht denken — voll unendlicher Sehnsucht sog sie jedes Wort des Predigers ein und ihre Brust hob sich zum Zerspringen.

Die Stimme des Kaplans steigerte sich zur Begeisterung; sein Antlitz glühte, mächtig tönte sein Wort durch das hohe Kirchenschiff — wie ein Lawinensturz wuchs seine Stimme an, ein geheimnißvoller Geist sprach aus ihm. Viele Zuhörer zuckten, wie geknickt, zusammen — wie Blitzeszucken lohte es, wie ein Sturm brauste es dahin. Noch scholl die schreckliche Stimme des Priesters, da — plötzlich stürzte er auf die Kniee, bebend schlug er sich die Hände in das Antlitz und ausrief er, wie in Todesangst: „O Hergott, Jesus, erbarme dich!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Predigt war zu Ende. Zwei Männer trugen den Prediger in den Pfarrhof.

Nach der Kirche standen die Leute in einzelnen Gruppen zusammen auf dem Platze.

„Das haben wir noch nicht erlebt, Nachbar!" — sagte Einer zum Andern.

Der Steinwendhofer wollte in den Pfarrhof. Er wurde zurückgewiesen, es dürfe kein Mensch vorgelassen werden.

Aber ein altes Mütterlein drang sich doch durch, das war die Weber-Nandl.

Der Chirurg war in das Haus gegangen; vom nächsten Marktflecken kam ein Schlitten, aus dem der Bezirksarzt stieg. Auch dieser eilte in die Vorhalle des Pfarrhofes und über die Treppe.

Sonst kam Niemand und ging Niemand, so lange die Leute auch vor dem Hause standen. Endlich vor dem Nachmittagssegen ließ sich der Pfarrer sehen.

„Wie steht's, Hochwürden?" — frug der Steinwendhofer leise.

„Besser!" — antwortete Jener und eilte in die Kirche.

Da klang das kleine Glöcklein vom Thurme.

„Hab' ich sie beim Namen genannt?" — frug Alois den Arzt. Der gab ihm keine Antwort, nur bat er ihn, sich ruhig zu verhalten.

Und Alois verhielt sich ruhig, aber inwendig . . .

— Indeß, nach einigen Tagen durfte er das Bett verlassen und er lächelte über die Sorge seiner Mutter, die ihn

nicht herauslassen wollte; dann frug er einmal: „Mutterl, wer füttert denn die Ziege daheim?"

„Die Neuwirthin thut's mir zum Gefallen und geht alle Tage zweimal hinüber."

„Mutter, wenn ihr wollt, so geht heim, ich bin ja schon gesund und besuch' euch bald."

„Ja, das hab' ich mir auch gedacht, und da geb' ich dir eine Gaismilch und die ist so gut für die Brust."

„Die wird die Frau Mutter schon herüberschicken" — meinte der Arzt, der einen Gang in's Freie für den Patienten noch zu früh fand.

„Aber so eine Milch muß ganz frisch und noch warm sein, hab' ich oft gehört, sonst hilft sie nicht," sagte Alois. Er fühlte ein Sehnen nach der Heimatshütte und bat den Arzt, ihm ein paar Tage im Hause seiner Mutter zu gönnen, er werde sich ja gewiß einhalten und nicht verderben. Er war fast kindisch in seinem Bitten.

Am Christtag las der Kaplan seine erste Messe nach der Krankheit und da war die ganze Gemeinde in der Kirche.

Nach dem Gottesdienst drängte sich Alles um ihn und wünschte ihm Glück, und die Bauern sagten dann zu sich: „Bei meiner Treu', aber um den Herrn wär's Schad' gewesen; so Einen hätten wir nimmer kriegt. Und sein Predigen erst, nein, so lang' der da ist, gibt's keine Ungerechtigkeit in der ganzen Pfarre!"

Nach dem Mittagstisch ging Alois mit seiner Mutter in das Häuschen. Ueber die ganze Weihnachtszeit blieb er dort; nur einmal des Tages kam er in's Dorf, um seine Messe zu lesen.

Der junge Mann fühlte, wie er bei dem frohen Mütterlein und bei der frischen Ziegenmilch immer heiterer wurde.

Wenn die Mutter spann, oder das Garn in Strähne abtrieb, las er ihr aus der heiligen Schrift oder den Kirchenvätern vor, und erklärte ihr Alles, so, daß die alte Frau oft sagte: „Du Loisl, das ist schön, und wenn ich's von dir auslegen höre, so meine ich, ich könnte dabei sterben und thäte doch keine Schmerzen spüren."

Das sollte der letzte Kampf mit der Welt gewesen sein und der Jüngling fühlte nun immer deutlicher, daß er doch ganz und gar zum Priester geschaffen sei, und dieser Gedanke gab ihm ein sanftes Ausruhen von so manch' leidenschaftlicher Stunde.

Ueber seine Krankheit redete er selten und auch seine Mutter vermied es — der Arzt hatte ihr das so beigebracht.

Einmal kam der Steinwendhofer auf Besuch und war darüber, daß er den Kaplan so wohl und heiter fand, so erfreut, daß er mit den Fingern schnalzte und durchaus mit dem Genesenen buckelringen wollte. Er schwätzte allerlei lustiges Zeug, und als er ging, sagte er, er werde heute noch was schicken und das müßten sie annehmen, sonst sei er sein Lebtag böse. Und noch vor Abend kam Lisabeth mit einem großen Korb und brachte Weißbrot, Butter und Honig für die Festtage.

„Bin aber recht froh, daß ihr wieder gesund seid, geistlicher Herr!" sagte das Mädchen, „ich weiß nicht, wie ihr krank waret, jetzt, da ist mir so uneben gewesen und ich war auch zu Allem so ungeschickt daheim, nein — wegen

euch eigentlich nicht, aber es hat eine Kuh gekalbt und das hat mich so närrisch gemacht und sonst auch —"

Lisabeth zwickte an einem Spänchen, das aus dem Korb hervorstand. „Unsereins ist auch so einfältig und versteht's nicht," fuhr sie dann fort, als die alte Frau mit dem Honig in den Keller gegangen war, „und da möcht' ich euch schon um Rath fragen, geistlicher Herr, ihr seid studirt und auch sonst —"

„Ja, sieh einmal, Lisabeth," unterbrach sie der Kaplan, „da bin ich wohl auch noch zu jung und kann mit Rath noch Niemandem nützen, aber meine Mutter, die hat viel erfahren, der kannst du schon Alles sagen. — Schau . . . ich bin auch nicht viel älter . . ." der junge Mann stockte.

„Ei ja, das nicht, aber ihr habt den heiligen Geist und da —"

„Ich möchte dich überhaupt um etwas bitten, Lisabeth!"

„So? Das freut mich recht; sagt's nur rund heraus, ich thu' euch Alles und," setzte sie noch hinzu, „es ist auch Schuldigkeit — nun ja, weil ihr ein geistlicher Herr seid."

„Ich möchte dich bitten, Lisabeth, daß du — aber du mußt mir's auch versprechen, daß du es thust!"

„Ja, ich versprech' es euch schon," lachte das Mädchen, „ihr könnt von mir verlangen, was ihr immer wollt — da geb' ich euch die Hand d'rauf — ich thu's euch!"

Alois zögerte und blickte zu Boden, endlich sagte er halblaut:

„Komm' nicht mehr zu meinem Beichtstuhl, Lisabeth!"

Ueber diese Worte erschrack das Mädchen, es blickte in den Korb und wußte nicht, was es jetzt sagen sollte.

„Nicht mehr — zu euerem Beichtstuhl," schluchzte sie dann, „bin ich denn gar so schlecht?"

Lisabeth weinte heftig. Der Kaplan faßte ihre Hand und sagte: „Nein, so ist es nicht gemeint, Lisabeth; ich hab' nur gedacht, weil wir zusammen in die Schul' gegangen sind und da schicke es sich nicht recht. Es fällt mir immer wie ein Stein auf's Herz, so oft ein ehemaliger Schulkamerad zu meinem Beichtstuhl tritt. Es ist ja der Pfarrer noch und der ist würdiger als ich. Also du versprichst mir das?"

„Aber wie ihr von der Schul' ausgetreten seid, hab' ich erst angefangen, und da dächte ich — es sei doch nichts Schlechtes; aber das werdet ihr schon verstehen und wissen, wie es recht ist. Ich — hätt' euch freilich lieber, wie den Herrn Pfarrer, und einmal müßt ihr mich doch noch anhören; nein, geistlicher Herr, ich habe etwas gar Fürchterliches auf meinem Herzen — ich kann's nur nicht sagen, was, aber ich kann nicht selig werden —"

In diesem Augenblick trat die Mutter wieder ein. Lisabeth hätte weiter gesprochen, aber der Kaplan unterbrach sie schnell, indem er zur Eintretenden sagte: „Mutter, jetzt werd' ich einmal sehen, ob ich auch noch weben kann."

Sofort setzte sich Alois an den Stuhl, ordnete das „Zeug" und begann das Schiffchen hin und her zu schnellen und auf die Wechsler zu treten, daß es lustig polterte.

Lisabeth machte große Augen und als sie heimkam, erzählte sie es und sagte dann:

„Ich hätt' gemeint, so ein Geistlicher dürfte gar nichts

Weltliches mehr anrühren, wenn er auf seinen Händen einmal Gott herumträgt."

Auch die Seele des Jünglings saß am Webstuhl — sie webte breite und schwere Gedanken.

— So ahnungslos und unschuldsvoll! Sie rechnet dich gar nicht mehr unter die Menschen, Alois, sie meint, es könnte nicht sein. Nein, sie meint nicht, sie denkt gar nicht daran. — Aber hat sie nicht in jener Nacht nach dem Brecheln deinen Namen genannt? Hat sie nicht — oder wäre es denn doch wahr, daß das Weib stärker ist, als der Mann, daß es im Weibe eine Gegenkraft gibt, welche der Mann nicht besitzt? — Sie hat dir was sagen wollen, Alois, warum verschließest du dein Ohr, vielleicht hätte dir ihr Geheimniß Ruhe gebracht und dich erlöst. — Nein, meinst du, ihr Wort wäre todt gewesen? Wohl. Nicht dem Menschen hätte sie es in dir gesagt, sondern Gott, und Gottes Allmacht hätte sie von dir verlangt. Ihr Lieben und Fühlen für den Menschen löst sich dir gegenüber in Verehrung auf. Alois, ihren Gott und dich liebt sie mit gleichem Gefühl!

„Wozu mir himmlische Liebe, Gott!" — rief der Jüngling träumend aus, „der Wurm will Moder und nicht reinen Aether von dir!"

Den andern Tag sagte man im Dorfe, der Zustand des geistlichen Herrn habe sich wieder verschlimmert, er sei nun wieder im Pfarrhofe.

„Maulmacher sind sie Alle, diese Großköpf', und das Maul ist noch 's Beste, was an ihnen ist. Aber macht nichts, macht gar nichts; der Steinwendhofer steht auf dich just

nicht an — hätt'st so kein Herz und keine Lieb' g'habt für mein Kind — so was findet man im blauen Blute nicht!"

So redete das Männlein im Steinwendhofe zu sich selbst. Es ging den Grafen von Kroningen an. Dann ging der Bauer in die Küche und sagte zu Lisabeth:

„Laß' dir deswegen kein graues Haar wachsen, Mädl, für dich gibt's Bessere, und es ist ein Glück, daß es noch früh genug gekommen ist."

„Aber die Schand'," schluchzte das Mädchen und hielt sich die Schürze vor das Gesicht.

„Für uns ist das keine Schand', aber für ihn ist's eine; oder wer hat denn sein Wort nicht g'halten, wir oder er? he! Wir haben eigentlich bei dieser Geschichte nur gewonnen, wir sind gescheidter worden, und so kriegt mich Keiner mehr d'ran. Du schick' ihm den Schmarn, den du von ihm hast, zurück, und nicht einen Pfennig behältst du davon, hörst, bei Putz und Stingel fort! Will in meinem Hause nichts haben von so Einem, verstehst, und wenn ich zu ihm komm' — sei's wo immer, die Bein' zerbrech' ich ihm — das thu' ich!"

„Nein, laß ihn, Vater," schluchzte das Mädchen „schlecht ist er doch nicht!"

„Schlecht ist er, grundschlecht, und sein Vater thät' sich auch noch im Grab' umdrehen, wenn er wüßte' was sein Sohn für ein sauberer Herr ohne Wort und Ehr'!"

— — — — — — — — — — —

Es war Ostern vorüber. Auf den Bergen lag noch Schnee, aber im Thale wurden die Bäume schon grün.

Im Dorfe gibt es nichts Neues, als ein neuangestri-

chenes Zifferblatt auf der Thurmuhr und eine neue Straße, welche durch das Dorf quer das Thal hinaus und dann über die Berge führt.

Die Straße haben die Gemeinde und der Graf drüben gebaut und sie ist gut geschottert.

Wir treffen eine Bekannte auf derselben, welche sehr früh im Dorfe aufbrach und nun hastig vorwärts eilt. Sie hat einen Stock und ein ganz kleines Bündelchen bei sich und sieht sich gar nicht um.

— He, laß Zeit, Lisabeth, wohin heute?

Die muß ein wichtiges Geschäft haben, sie sieht kein Blümlein an, wie sie am Weg stehen, und sie sind doch noch so selten in der Gegend.

Die Finken rufen ihr auch allerhand Lustiges und Sonderbares zu, man weiß nicht recht, sind es Morgengrüße oder Spötteleien — aber sie hört es nicht, sie hört gar nichts.

— Mädl, wenn du über die Berge willst, etwa in's Schloß hinüber, so mußt du anfangs etwas langsamer gehen, sonst wirst zu müde und bleibst unterwegs noch liegen!

Aber wird man dich auch vorlassen im Schloß — und was willst du dem Grafen denn sagen? Zwingen kannst du ihn nicht, daß er dich nimmt. Je nu, ein Stück Geld mag's dir schon eintragen; aber nimm's nicht, wirf ihm's vor die Füße, dem Treulosen — weißt du, was dein Vater gesagt hat?

Sie ist auf eine Anhöhe gekommen. Es versagt ihr beinahe der Athem, sie läßt sich ein wenig auf's weiche Moos nieder. Sie stützt den Kopf auf die Hand — dann zieht sie ein Stück Brot aus dem Bündelchen und bricht es ausein-

ander. Aber sie legt beide Theile auf einen Stein und lehnt sich seufzend in das Moos zurück.

— — — — — — — — — —

Der Kaplan hatte in der Nacht zu einem Todtkranken über's Gebirge gehen müssen — die Pfarre ist groß.

Müde und erschöpft war er an's Ziel gekommen und hatte den Kranken versehen.

Als dieses vorüber war, stellte man ihm Wein und Kuchen vor, aber er dankte dafür — der Priester darf ja nichts zu sich nehmen, bevor er seine Messe gelesen hat.

Sofort trat Alois seinen dreistündigen Rückweg an. Anfangs ging es schwer, es zitterten seine Glieder vor Erschöpfung. Als er aber auf die Höhe kam und die Sonne sah und wie in der Wiege des schönen, freundlichen Thales der junge Frühling lächelte — da breitete er die Hände aus und rief entzückt:

„O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein,
Drum will ich —"

Wer liegt dort? Ein Mensch ist es und der Kaplan hatte ihn plötzlich gesehen, darum blieb ihm das Lied in der Kehle. Er wollte nachsehen, wer das sein mochte, und wie er einige Schritte näher trat, da gab es ihm einen Stich im Herzen. — Du bist es, Lisabeth, und wie du bleich bist und so hier schlummerst! Jesus, wenn du todt wärest!

Nein, sie schlief nur und ihre Hand lag am Herzen und das zerbrochene Stück Brot noch neben ihr.

— Bist früh in den Wald gegangen, Lisabeth, — dachte Alois, — aber Ruhe muß auch ihre Zeit haben und so hat

sie dich hier übermannt. Schläfst aber recht unruhig, sieh', es liegt dir die Hand auf dem Herzen, ich will sie dir weg nehmen, so! Ja, wenn Einem etwas auf dem Herzen liegt, ist's mit dem süßen Schlummer gleich aus. — Soll ich dich wecken und fragen, was du hier willst? Bist wohl gar krank? — Jetzt schläfst du schon ruhig, nein, du bist nicht krank und ich will dich ruhen lassen — aber da sein will ich bei dir — das ist meine Pflicht!

Zitternd ließ sich der junge Mann auf das Knie nieder und blickte dem Mädchen lange in's Antlitz. — „Elisabeth," hauchte er dann, „du bist das schönste Wesen auf der Erde Gottes! Du bist ein Theil von Gott und ich darf dich lieben. Ich will nicht sein, was mich die Menschen gemacht haben, ein Priester gegen die Natur; ich will sein, was ich von Gott aus bin — ein Mensch. Nicht wahr, ich darf es sein? — Als ob du lächeln wolltest jetzt, Elisabeth! Siehe, es schwebt ein Wort auf deinen reinen Lippen — o, das muß schön und heilig sein! Sprich mir's aus! — Du sprichst es nicht? Du meinst, ich soll mir's holen? — O großer Gott, jetzt will ich dein wahrer Priester sein — weih' mich ein zu diesem ewigen, geheimnißvollen Gottesdienst und dann vergib — ich kann nicht anders, ich kann nicht anders!"

Himmel und Erde rangen einen schrecklichen Kampf in des Mannes Seele — dann sank er nieder zu den jungen Lippen und drückte einen langen, glühenden Kuß darauf.

Da — plötzlich springt die Schlummernde empor: „Weg, weg, treuloser Verräther!" schreit sie, „sei verflucht! sei verflucht!" und hinab flieht sie in den finsteren Wald und schauerlich nach hallt ihre Stimme.

Sprachlos stand Alois auf der Höhe.

Gebrochen wankte er des Weges abwärts — ein Verbrecher an Himmel und Erde. — Die rothe Schnur seines Ciboriums war auch ein Strick um den Hals . . .

Unten, wo das Wässerlein über den Weg rinnt, stürzte er zu Boden.

Wieder war wochenlang ein Kranker im Pfarrhause gelegen, aber jetzt war es besser und derselbe stand einsam unter der Linde im Garten und sah den Abendwölklein zu, welche fort über die Alpen zogen. Leise sang er:

„Hab' im Herzen kein' Ruh',
Schau dem Wölkelein zu,
Das vergeht und verzieht —
Nimm' mich mit, nimm' mich mit!"

Dann starrte er zu Boden und murmelte in sich hinein: „Keine Erlösung, keine, auch am Altare nicht. Wenn ich hinaufsteige zum Tabernakel, wie fürchterlich bebt da meine Seele! Schrecklicher kann der Weg auf das Schaffot nicht sein, als der ist, den ich täglich wandeln muß zu Gottes Richterstuhl. Und das Sakrament in den Händen, das drückt so schwer — die Arme zittern, eine unermeßliche Wucht sinkt mir auf die Brust und drängt mich tief — o, tief in den finsteren Abgrund! Priesterthum, du mein Glück, meiner Mutter Leben, meiner Gemeinde Stolz — auf ewig bist du nun dahin. Ein Wesen bin ich geworden, das nur noch das marternde Gewissen und den quälenden Aberglauben, — das Schlechteste vom Menschen hat. Vor der todten Hostie zittere ich und vor einem glitzernden Becher irdischen Trankes. Ich

bin ein Diener lebloser Götzen gewesen, ich weiß es, und ich bebe doch vor denselben. Um Gnade winsle ich den Tag an, weil ich mich selbst verloren. Aber auch dich klage ich an, elendes Zeichen der Gottheit; du hießest mich die Menschen betrügen, du — o, welch' ein herrliches Alpenglühen auf jenen Höhen dort! Es betet eine Mutter für ihr Kind. — Ach, meine arme, unglückselige Mutter!

Der Kaplan lehnte sich an den Lindenstamm.

— Auch ihn nun verloren, den Göttlichen, den Glauben; auch sie, die himmlische Hoffnung dahin — nur die brennende, höllische Liebe im Herzen! — O, das ist der schreckliche Fluch, den sie auf mich geschleudert. Immerdar wird er mich peinigen, der entsetzliche Fluch; an das glühende Rad der Ewigkeit hat er mich gebannt zum Veitstanz mit allem Bösen, Verworfenen. Elisabeth! Und ich habe gebetet für dich, die Opferflamme jener Zinnen hab' ich dir geweiht und deiner gedacht, wenn sie glühten und auflohten in die Unendlichkeit . . .

Der Mann hörte Schritte hinter sich. Er kehrte sich rasch um und stieß einen Schrei aus.

Die Tochter des Steinwendhofers kam schüchtern herangeschlichen und blieb jetzt stehen und sah den Kaplan zaghaft an.

„Küß' die Hand, geistlicher Herr!" sprach sie leise und blickte zu Boden, wo ein Johanneswürmchen glühte. „Ich mein', ich komm' zur unrechten Zeit, auch seid ihr wohl noch nicht ganz gesund, aber — wenn ihr verzeihen wolltet, ich möchte so gerne etwas mit euch reden. — Und jetzt — da weiß ich nicht recht, was ich geschwind hab' sagen

wollen, es schickt sich auch nicht, und — ihr werdet gewiß recht böse auf mich sein."

Das Mädchen schluchzte in die Schürze. Alois schüttelte traurig den Kopf und legte die Hand auf's Herz.

„Nein," fuhr Lisabeth fort, „das wird euch aber recht verdrossen haben, letztens auf dem Berg, aber ich bin halt so viel kindisch." Während sie dieses sprach, zupfte sie ununterbrochen an der Schürze. „Bin auf dem Ausweg gewesen in's Schloß hinüber von wegen — nun und da setz' ich mich ein wenig auf den Boden und will mein Stück Brot essen und schlaf' euch dabei ein. Nein, geistlicher Herr, das weiß ich sonst noch gar nie, daß ich so auf dem Weg eingeschlafen wär', und mein Vater hat mir's auch immer gesagt, auf dem Frühjahrwasen liegen sei nicht gesund. Es wird schon wahr sein — mir ist halt auch so — das Blut zu Kopf gestiegen und da hat mir so sonderbar geträumt, geistlicher Herr. Und das darf ich gar nicht sagen, wie mir da geträumt hat, ich müßt' mich auch so viel schämen und da — — jetzt, was hab' ich denn sagen wollen? — ja, und da bin ich auf einmal aufgewacht und muß so im Schlafe noch was gesagt haben. Und da ist ein Mann bei mir gestanden, ich hab' glaubt, der vom Schloß ist's — ja, ja — der vom Schloß, hab' ich gemeint, und hab' so was Grob's geredet, was ein Christenmensch gar nicht sagen soll, und da hab' ich mich noch vom Traum gefürchtet und bin in den Wald hinab. Nachher ist's mir aber eingefallen, daß ihr der Mann gewesen seid, und das ist auch nicht anders; aber ich hab' mich halt so viel geschämt, geistlicher Herr, und hab' mich im Wald versteckt und erst gegen die Nacht bin ich wieder heimgegan-

gen. Jetzt, und da hätt' ich euch bitten wollen — euch ist's ja so nicht angegangen — aber wenn ich euch kränkt hab', so — gelt, ihr seid nicht bös darüber, geistlicher Herr? Gelt nein, sonst könnt' ich mein Lebtag nicht mehr ruhig sein."

Tiefroth loderten die höchsten Spitzen der Alpen. Alois sank auf das Knie, fast heftig riß er das Mädchen an seine Brust. Das Herz war erlöst von schwerem Bann und feierte Weihe und Auferstehung an dem ihren.

Es war dunkel und das Alpenglühen verloschen.

Die Geistlichen saßen eben am Mittagstische, als es an der Thüre klopfte.

Der Steinwendhofer trat ein und sagte: „Gesegn' es Gott!" und reichte den Priestern seine knöcherige Hand.

Aber herausgeputzt war heute der Alte! Wie das gut steht: die kohlschwarze Gemslederhose, der grüne Tuchrock, der ihm beinahe bis an die Schenkel geht, der hellrothe Brustfleck, der hohe Hut mit dem grünen Band und dem stolzen Gemsbart und das vergnügte, lustige Gesicht dazu!

„Saperlott, Nachbar!" lachte der Pfarrer, „was seid denn ihr heut' für ein Hochzeiter?"

„Was Gott will, Hochwürden, wenn das nicht wär'," er deutete auf seine weißen Haare, „man könnt's nicht wissen!"

„Seid aber doch noch alleweil ein Junger, das muß man euch lassen, und kein Bursche in der ganzen Pfarre thut euch's nach. Ein Glas Wein werdet ihr mir nicht verschmähen, Steinwendhofer!"

„Vergelt's Gott, Hochwürden, aber —" er wies gegen die Thüre, „hab' noch wen bei mir. Hochzeit wird's geben, und da müßt ihr uns halt helfen, Herr Pfarrer und auch ihr, geistlicher Herr!"

Dem Kaplan gab's einen Stich in's Herz, rasch griff er zum Glas und nippte.

„Und ich sag's euch, so ein Paar habt ihr noch gar nicht zusammengegeben, und für ein Dutzend Kindstaufen kann ich euch auch gutstehen, geistlicher Herr!"

Das Männlein lachte und that ganz geheimnißvoll, und als der Pfarrer die Thür aufmachte, rieb er sich die Hände.

Aber im Vorzimmer stand ein Greis tief gebeugt an einem Stock, und an seinem Arm hing ein mühselig Weiblein.

Der Greis lächelte, aber man sah keinen Zahn mehr; er streckte seine runzelige Hand dem Pfarrer zum „Grüßgott" entgegen. Auch das Weiblein streckte ihre Hand aus und sprach: „Grüß Gott, Ehrwürden!" Aber ihr Antlitz war zu Boden gerichtet, das Weiblein war blind.

„Ei, das ist ja der alte Zapfensepp und die Pechölrosl!" rief der Seelsorger überrascht aus. Er führte das Greisenpaar in's Zimmer und schob ihm Stühle zu; dann setzte er sich auch selbst.

„Gelt!" kicherte der Steinwendhofer und nickte unaufhörlich mit dem Kopfe über die gelungene Ueberraschung. „Gelt, Herr Pfarrer!"

„Und das ist das Brautpaar?" frug dieser heiter.

„Wird wohl sein, Ehrwürden," entgegnete das Müt-

terlein, „wenn er nur ja sagt, mein Seppl, und nicht etwa noch andere Mädl im Kopf hat — ist ein alter Hallodri, der da!“ Sie tappte nach dem Kopf des Gemeinten und zupfte ihn ein wenig am Ohrläppchen.

„Woat na du, Rosl, du iagni, wannst ka Rua geist; ih busl dih noh vo n Pfora do o, oft schreist doh!“ versetzte der Greis in seiner Urmundart und drohte der Blinden mit dem Finger.

„Die Leutl“, meinte der Steinwendhofer, „die Leutl haben auf das Altwerden vergessen. Die Rosl meint, sie und der Seppl und die ganze Welt ist noch so, wie vor Zeiten, als sie gesehen hat und mit dem jungen Völkl lustig gewesen ist. ’s ist schon fünfzig Jahr her, aber ich denk’s noch, wie die schwarzen Blattern (Pocken) da waren — und das hat der Rosl halt das Augenlicht gekostet. Aber Alles ist ihr noch frisch im Sinn und im Herzen blieben und ’s ist, wie wenn sie’s noch ordentlich sehen thät, wie’s gewesen ist; ja, ja, derweil wir Alten da unsere weißen Haare anbrummen, und recht griesgrämig dreinschaun, trägt die Rosl noch das Jungsein im Herzen mit und ist mit ihre achtzig Jahre noch ein junges Mädl!“

Der Pfarrer hatte dem Bauer wohlgefällig zugehört und sagte dann zum Kaplan: „Der Steinwendhofer ist ein grundg’scheidter Mann, der kann’s auslegen, schier besser als Unsereiner.“

„Aber der Seppl, der ist auch brav gewesen!“ fuhr der Bauer fort, „er hat sein blindes Diandl nicht verlassen und hat’s in sein Häusl genommen. Sechsunddreißig Jahr — das ist eine schöne Zeit, Hochwürden, und so lang’ hat

der Sepp im Holzschlag gearbeitet und hat sie erhalten, und die arme Rosl hat der Gemeinde keinen Kreuzer kost't. Aber dafür hat unser Herrgott auch auf den braven Mann denkt. Wie der alte Herr drüben im Schloß vor drei Jahren gestorben ist, da hat er an seine alten Holzknecht' nicht vergessen und dem Zapfensepp hat er auch was vermacht, daß er nimmer so schwer zu arbeiten braucht."

„Jo, ih kriag olle Johr za mein Tog hundert silberane Thola von Vawolda, und mei Keischn hon ih ah schon auszohlt," unterbrach der alte Sepp und rückte dann verlegen hin und her.

„Jetzt lebt er in Ruh', aber da fällt's ihm auf einmal ein, es ist nicht recht, daß er mit sein' Diandl so zusammen lebt und der geistliche Herr da haben auch so viel scharf predigt von der Eh'. Nun, Herr Pfarrer, und jetzt will er halt mit der Rosl in den Ehstand treten und die Gemeinde hat nix dagegen. Mich haben sie als Bitlmann (Brautführer) angehalten, weil sie selber nicht reden können, nu, und da hab' ich mir halt denkt: in Gottesnamen!"

Der Pfarrer reichte dem Greisenpaar gerührt die Hand, ließ sich dieselbe aber nicht küssen.

Der Kaplan war aufgestanden und sah zum Fenster hinaus.

„Und das ist meine größte Ehr'," fuhr der Steinwendhofer fort, „in vierzehn Tagen ist die Hochzeit. Das ganze Dorf muß dabei sein und alle Holzknecht' von der ganzen Gegend. Ja, und ich bin auch noch da, ich, der Steinwendhofer. Das alte Kameel darf sich bei so was nicht verstecken, he!"

Es wurde noch Vieles besprochen und der Pfarrer ließ zur Verlobung seinen besten Wein auftragen. Er dispensirte das Brautpaar auch vom Ehekatechismus, welchen sonst Brautleute vor ihrer Hochzeit auswendig zu lernen haben.

Nach der Verlobung nahm der Steinwendhofer das Brautpaar mit in sein Haus und schrie dort: „Lisabeth! ein' Busch'n für die Leutl da, nimm' den schönsten aus dein' Garten, wirst z'Lohn Kranzdiandl!"

Gegen Abend verließ das Greisenpaar den Steinwendhof und wankte den Waldweg hinan seiner Alpenhütte zu.

Der Kaplan, der auf dem Weg zu seiner Mutter war, sah die alten Leute und eilte ihnen nach und meinte, man müsse sie doch ein wenig am Arm führen, der Weg sei so viel steil und steinig.

„Grüß' Gott, geistlicher Herr, das g'freut mich recht," sagte die Blinde, „aber es muß mich schon mein Alter führen, derowegen ist er da!"

Deßungeachtet nahm sie Alois am Arm und rückte ihr jeden Stein aus dem Weg und sprach mit den Greisen über den Hausstand, den sie jetzt gründen wollten.

„Wir haben schon lang mitsammen gewirthschaftet," sagte Rosl, „und wir haben uns vor Gott schon seit sechzig Jahren gehabt, hätten die goldene Hochzeit schon halten können, gelt, Sepp! — Aber das war so, geistlicher Herr; jetzt, die Gemeinde hat uns nicht heiraten lassen, weil wir keins nichts g'habt haben; nu, der Toni hätt' uns schon was geben, aber er hat selber Weib und Kind."

„Wer ist der Toni?" — frug der Kaplan.

Das Weib schwieg. Statt ihr nahm Sepp die Rede

auf, und zu Rosl gewendet sagte er: „Most es wul sogn, Olde, mir hobn's jo scho long beicht allzwoa. Da Toni is holt insa Bua, Owürdn; is hiazt Hulzmoasta drent in da Gaschtn — er is eh ah scho stoanold!"

Alois entgegnete nichts auf dieses Bekenntniß, aber es faßte ihm gar eigen das Herz. Es klang wie Erlösung.

Die Ehe ist ihnen verweigert worden bis in's greise Alter, aber die Natur haben sie verstanden und sind ihr an's Herz gesunken, trotz aller Schranken gesellschaftlicher Vorurtheile. Und sie sind glücklich gewesen und die Welt hat sie nicht verdammt, und jetzt, an der Schwelle des Lebens werden sie gekrönt mit Ehre und Liebe. — Nein, es ist keine Sünde, und wäre es, so gibt es Auferstehung, und mit ihr ist die Sünde — Erlösung . . .

Der Kaplan blieb stehen und sagte:

„Wollen wir auf diesem Stein nicht ein wenig rasten?"

Sie rasteten.

„Was thätet ihr sagen, Sepp, wenn euer Sohn Priester geworden wäre?" frug Alois so leichthin.

„Na, se hät ih nit geldn lossn," meinte der Alte, „wann er oft sein Stond nit holdn hät kina, selm war's so viel weit gfahlt gwen!"

Die Alte knitterte an ihrem „Buschen" und stotterte dann: „Ich thät euch gern was fragen, geistlicher Herr, aber es wird so uneben von mir sein, weil's mich auch nichts angeht. Ich möcht' aber so viel gern' wissen und mit der Steinwendhofer Lisabeth hab' ich auch schon d'rüber gered't, die möcht's auch wissen — jetzt, wegen was darf denn ein geistlicher Herr nicht heiraten?"

„Du Golsta du, sei still!“ verwies ihr der Sepp diese vorwitzige Frage, aber dem Kaplan waren die Worte des Weibes wie ein Blitz in die Seele gefahren. Das war ja dieselbe Frage, die er selbst an Gott und Menschheit schon gerichtet hatte, und für welche es keine Auflösung gab in seinem ganzen, unglückseligen Leben.

„Wird ein gutes Jahr werden, heuer, es gibt so viele schöne Alpenglühen in diesem Frühling,“ bemerkte Alois und blickte gedankenschwer in die Röthe des Hochgebirges auf.

— — — — — — — — — —

Die alten Brautleute waren daheim. Alois kehrte um und als er in das Thal kam, sprach er bei seiner Mutter zu.

Sie war eben von ihrem Webstuhl zum Herd gegangen, um sich die Abendsuppe zu kochen. In der Stube brannte ein Span.

Alois erzählte ihr die Neuigkeit von dem alten Zapfensepp und der blinden Rosl — daß sie jetzt heiraten, daß sie aber schon einen großen Sohn und viele Enkel hätten.

„Mein Gott, das ist leicht,“ entgegnete die alte Frau, „und ich mein' auch alleweil, das ist nicht gar so was Schlechtes, als ihr Geistlichen es macht. Meine Mutter hat halt immer so gesagt: wenn zwei ledige Leut' geschlechtlich zusammenkommen, so sei das, wie ein brennender Span; aber ein Ehebruch sei wie ein brennendes Haus, und erst, wenn ein Priester fällt, so sei das wie eine brennende Welt. Meine Mutter ist in solchen Sachen nicht dumm gewesen.“

Der Kaplan fand, daß es spät sei und er nach Hause gehen müsse.

„Bleib' schön g'sund, Alois!“ sagte die Mutter zum

Abschied, „morgen komm' ich in deine Meff' hinüber und da trag' ich dir die Wäsch' mit."

Als der Kaplan allein war und über das Feld ging, murmelte er: „Und erst, wenn ein Priester . . . so sei das, wie eine brennende Welt!"

Es war ein schöner, ruhiger Juniabend. Der Mond war aufgegangen und seine Strahlen lagen wie ein dünner bläulicher Schleier über dem Thale.

Wo das große, hölzerne Crucifix steht, das der Neuwirth vor einigen Jahren gegen das Ungewitter errichten ließ, hielt Alois an. Er schaute auf zum Bilde des Gekreuzigten — da floß Blut aus der Seitenwunde — da neigte er das Haupt. — — Nein, nein, du bist ein todtes Bild und sollst mich nicht betrügen um mein Leben, um mein Glück!

Er bog rechts den Feldweg ein, er eilte gegen den Steinwendhof.

— — — — — — — — — —

An einem der nächsten Tage erhielt der Briefbote vom Kaplan ein Schreiben an das Konsistorium.

Das erleben wir nicht mehr im Dorfe, was es heute gibt.

Das Läuten und die Musik und das Schießen und die Kränze an der Kirche und beim Neuwirth in der Stube machen es nicht.

Es ist was Anderes in der Luft und in allen Menschen. Es ist, wie eine Verheißung, daß von nun an der Mensch zweihundert Jahre leben und in seinem achtzigsten Jahre erst der rechte Jüngling sein soll, wo er sein Mädchen findet und es zum Altare führt!

Der Zapfensepp und die blinde Rosl stehen vor dem Priester und schwören sich Liebe und Treue bis in den Tod. So haben sie sich vor einem halben Jahrhundert auf der Kirchgasse begegnet und der Sepp hat damals gesagt: „Rosl, du bist brav und thust deine Sach', wie's recht ist; willst mir etwa waschen?" Und das Mädchen hat darauf entgegnet: „Kann auch sein, ich verred' mir's nicht." Und der Sepp hat die Rosl auf den Tanzboden geführt und sonst hat sich Ein's um's Andere nicht gekümmert. Wie das Mädchen aber durch eine Krankheit ihr Augenlicht verloren, da ist der Sepp zu ihr gekommen und hat gesagt: „Was wirst du jetzt machen, Rosl, du hast nix! Aber ich weiß was, komm' in mein Häusl, wenn du magst; ich kann brav arbeiten und du thust stricken und so leben wir gut zusammen." — Und als viele und viele Jahre dahingegangen waren, da meinte Eines zum Andern: „Es ist schon das Gescheidtere, wir gehen zum Pfarrer!" — und das Andere versetzte: „Ja, es wird wohl sein!"

So sind sie heute da. Von „Liebe" aber ist zwischen Beiden in ihrem ganzen Leben nicht gesprochen worden.

Es ist ein heiliges Fest im Dorf; und daß auch Spaß vorkommt, hat der Steinwendhofer beim Neuwirth, wo die Hochzeit ist, auf den Tisch der Brautleute eine kleine Wiege hinstellen lassen.

Kranzjungfrauen waren gar viele, selbst die Alten, längst Verheirateten trugen große Sträuße an der Schürze oder im Knopfloch.

Und was die Weber-Nandl für eine schöne, weiß und grünseidene Haube trägt! Das ist dieselbe, welche ihr zur

Primiz ihres Sohnes eine vornehme Frau aus der Stadt geschickt hatte.

„Aber dumm ist's," meinten die Bursche, „daß gerade die Steinwendhofer Lisabeth heute krank ist, sie gehört ja dazu, wie der Glaubengottvater zum Rosenkranz!" Sie wollten dadurch sagen, das Fest sei ohne die Lisabeth gar nicht ganz. Aber die Tochter des Steinwendhofers war unwohl. Sie war es schon seit mehreren Tagen und man sah sie selten außer dem Hause. Gestern nun saß sie den ganzen Tag über in der Hausflur und hechelte Flachs, und da hat sie in der Zugluft gar das Fieber bekommen.

Die Geistlichen saßen bei den Brautleuten und dem „Bidlmann" und machten allerhand Trinksprüche und Späße, und als der Pfarrer gar bei einem Anstoßen mit der blinden Braut das Glas in Scherben schlug, lachte er und meinte, das bedeute viel Glück und eine große Nachkommenschaft.

Auch der Kaplan, der seit mehreren Tagen wieder heiter war, sprach heute viel mit dem Steinwendhofer. Sie redeten vom Ringen und was es da für heimliche Vortheile gäbe, und daß es nicht Jedem so gegeben sei, wie ihm, dem Steinwendhofer. Sie sprachen auch vom Fischzug damals, und wie der Prälat eine Kröte herausgestochen, und sie lachten dabei gewaltig. Wie nun die Männer so recht in der Freude waren, fuhr es dem Kaplan plötzlich heraus: „Steinwendhofer, ihr sollt halt noch mein Vater werden!"

Der Bauer nahm das für Höflichkeit und entgegnete: „Ja, geistlicher Herr, wär' schon recht!"

„Nein — ich meine wegen der Mutter," fuhr Alois nicht ohne einige Verlegenheit fort, „gäb' noch eine tüchtige

Hausfrau, mein altes Mütterl, ihr habt's ja damals beim Brecheln auch gesagt."

„Ja, und warum denn nicht? Ich nehm' sie und da hab' ich gleich einen großen Sohn und der ist Priester geworden, ohne daß ich ihn studiren hab' lassen! He, auf das laß' ich aber jetzt gleich Ein's aufgeigen, he!"

Das bucklige Männlein warf einen Zwanziger auf den Musikantentisch.

Der Dorfbote trat ein und brachte dem Pfarrer einen Brief. Man gab dem Manne von allen Seiten zu trinken; er hielt die Gläser hoch, sprach seine Trinksprüche und seinen Glückwunsch an die Brautleute. Dann ging er wieder.

Der Pfarrer stand auf und las den Brief, dann ging er an ein abgelegenes Fenster und las ihn noch einmal.

Später trat er wieder zum Tisch und bat um Entschuldigung, daß er wegen einer kleinen Angelegenheit für einige Minuten in den Pfarrhof müsse — der Herr Kaplan werde auch mitkommen.

Die beiden Priester verließen den Hochzeitssaal.

Im Zimmer des Pfarrers angelangt, zog dieser den erhaltenen Brief aus der Brusttasche, überreichte ihn dem Kaplan und sagte: „Lesen Sie!"

Alois durchflog die Schrift, bog sie dann langsam zusammen und sprach: „Ja, Herr Pfarrer, so ist's!"

Der Pfarrer schwieg. Er kämpfte mit einer tiefen Aufregung, er wollte sich bezwingen, aber sein Antlitz wurde bleich und er begann zu beben. Endlich riß er dem Kaplan das Papier aus der Hand, zerfetzte es in hundert Stücke und murmelte einen gräßlichen Fluch.

Dann stand er wieder bewegungslos da und starrte auf die zerknitterten Stücke nieder:

„Lesen Sie nur auf, Herr, Herr — L a t t e n, das ist Ihr Laufpaß von der katholischen Kirche, — von der Seligkeit!“

Alois wendete sich weg und fuhr sich mit dem Sacktuch über die Stirne.

„Heben Sie auf, Judas! — — ziehen Sie damit in Ihre schöne Welt! Suchen Sie Ihr Heil, wo Sie wollen — Sie sind ein abtrünniger Verräther, ich schleudere Ihnen den Fluch der Kirche nach, im Namen Seiner Heiligkeit! — Legen Sie das Collare ab!“

Willenlos löste Alois die Halsbinde und reichte sie dem Pfarrer.

„So sei es zertrennt das Band zwischen dir und Jesu Christo!“ rief der Pfarrer bebend aus und zerriß die Binde in zwei Theile und warf sie dem jungen Mann vor die Füße. „Jetzt geh'! Der Altar ist deine Heimatsstätte nie gewesen; jedes Opfer, das du gebracht, war ein Meuchelmord an deinem Gott! Jede Flamme, die angezündet vor dem Sakrament, sie lodere dir nach im Sturme deiner Lebensnacht und brenne dir alles Glück und alle Ruh' von deinem meineidigen Herzen!“

Hier versagte dem Pfarrer die Stimme; eine Thräne suchte er zurück zu drängen, die Hand des jungen Mannes wollte er noch einmal fassen — aber plötzlich wendete er sich, stürzte fort und ließ Alois allein.

Dieser wankte gegen das offene Fenster und brach zusammen.

Lautlos lag er auf den Knieen und lehnte seine glühende Stirne an die kühle Mauer.

Was in diesen Augenblicken in seiner Seele war, das können wir nicht erfahren und erfassen! —

Als sich Alois erhob, war er ganz ruhig. Die Hände sanken von seinem Herzen, wo sie sich angeklammert hatten, daß es nicht zerspringe.

Er blickte in das abendliche Thal hinaus und hauchte: „Es ist vorüber! — Nun bin ich frei und wieder Mensch und glücklich. Wieder bist du mein, du liebe, liebe Welt mit deinem unendlichen Leben! Zum zweitenmale bin ich dir geboren, aber nun will ich dich nimmermehr verlassen. Selig will ich sein in deiner Lust, und deine Schmerzen will ich dir zu Liebe freudig tragen. Wie mir leicht ist! Wem soll ich danken? An deinen Hochaltar will ich hinsinken, erhabene Natur, dein Priester will ich sein! Du Heiligste, du bist Alles, warst Alles, wirst Alles sein! . . . Gott! — — Wohl werden sie mich verdammen, die engherzigen Menschen; am nämlichen Altar, wo ich geopfert, werden sie beten, daß ich verloren sein möge; Steine werden sie auf meine Spuren werfen und meinen Namen auf den Pranger stellen zum ewigen Spott. Ein Mensch aber wird es nicht thun — es ist derselbe, den du, ewiger Geist, mir geschaffen und beigesellt hast. Elisabeth wird bei mir sein mit ihrer treuen Liebe. Sie hat ja auch keine Heimat, wie ich keine habe. — — Vertrauend wird sie das reine Haupt an meine Brust legen und wird mir folgen. Ein festes Heim werden wir uns bauen weit draußen im Lande und eine neue Familie soll dir entstehen, Gott. Aber keines meiner Nachkommen soll

sich erkühnen, über die Menschen sein und sich auf deinen Thron setzen zu wollen; jedes soll dich anbeten in Demuth und in der Menschenliebe!"

Das Glöcklein am Thurme weckte den Jüngling aus seinen Träumen. Der Meßner zog gar eifrig am Strick und eine Magd eilte in's Zimmer und keifte dem Kaplan zu:

„Wenn ihr eure Mutter am Leben noch sehen wollt, so geht! Aber, wird euch nichts d'ranliegen, Heide, kann mir's denken! — o, wartet nur, man wird euch schon verbrennen!"

Alois hatte das Letzte nicht mehr gehört. Die Mutter im Sterben! Er eilte in das Freie; er bemerkte es nicht, wie ihm die Leute auswichen, wie sie flüsterten und es endlich laut riefen: „Seht, da ist er, der Iskariot! Ei, wie er d'reinstarrt, wie seine Haare fliegen! Man sieht es gleich, daß er den Teufel im Leib hat!"

Alois hörte es nicht; die Mutter im Sterben! Das war sein ganzes Denken und Fühlen! Er lief durch die Aecker und über den Weg dem trauten Häuschen zu. Die Thüre war verschlossen — ach, seine Mutter ist ja im Wirthshaus auf der Hochzeit. Zurück, zurück in das Dorf. Das Glöcklein klingt unaufhörlich, es weint, es ruft — nein, es lacht, es höhnt! Es rächt sich jetzt; er hat es ja verlassen schmählich und treulos, ist ihm der eitlen Welt willen meineidig geworden. Jetzt kichert es ihm zu: — Kommst auch für die Welt zu spät — sie stirbt und Alles stirbt! . . .

Wahnsinn will den Mann erfassen, er rast über die Felder, über den Steg — der kracht, bricht ein — aber Alois

ist hinüber. Die Dorfgasse eilt er hinan und dem bekränzten Wirthshause zu. Die Leute, die am Eingang stehen, weichen jetzt zurück, Alois stürzt in das Vorhaus.

Da, im Winkel lag sie auf einem Bund Stroh. Mehrere Frauen standen herum und hielten brennende Kerzen.

Hinsinkt der Jüngling an das Lager, faßt die Hand der Sterbenden und ruft: „Mutter!"

Dieser Wehschrei eines Kindes, wenn es das Treueste, das Heiligste, das Mutterherz vergehen sieht, dieser Schrei zittert bang durch Erd' und Himmel, bis er verweht und verklingt — aufgelöst in der Liebe Gottes!

Doch, über dem Sterbelager der unglücklichen Frau schwebte ein dunkles Verhängniß.

Da saßen sie zusammen am Tische und der Steinwendhofer hielt sie bei der Hand und die Geigen und Pfeifen tönten — stürzt der Pfarrer herein — scherzt er, oder hat er den Verstand verloren? „Er ist aus dem Priesterstand und aus der katholischen Kirche getreten!" — schreit er. — „Wer?" — „Dieser Alois Latten, der Kaplan!" — Das Mütterlein hat es gehört, ist aufgesprungen — bald ist es aber wieder zurückgesunken in des Bauers Arme. Und als der Pfarrer das fahle Gesicht sah, befahl er, daß man das Glöcklein läute.

So lag sie jetzt da, die Sterbende und sah den Sohn mit halbgebrochenen Augen an. Sie öffnete wohl noch den Mund, aber sie hatte keine Stimme mehr. Ihre Lippen bebten, es hob sich die Brust, als sollte noch was heraus. Immer und immer wieder versuchte sie zu sprechen — umsonst! Kein einzig Wörtlein mehr. Die rechte Hand hob sie und legte sie

an's Herz, und dann floß eine große Thräne aus ihrem brechenden Auge. —

Diese Thräne hat den Weltschmerz eines ganzen Lebens in sich enthalten. Sie hat enthalten alle Liebe zum einzigen hoffnungsvollen Kinde; sie hat enthalten alle Sorgen und Schweißtropfen, aus welchen Brot für den Studirenden geworden; sie hat enthalten die Freude an dem jungen Priester, der am Altare stand, und die Hoffnung, einst geheiligt durch das Sakrament aus seiner Hand, in den Armen des priesterlichen Sohnes selig hinüber zu schlummern in den Himmel — und sie hat enthalten die bitterste Enttäuschung, den unsagbaren Schmerz um das verlorne Kind — die trostloseste Verlassenheit — den Tod . . .

Sie war dahin.

Jetzt, armer Jüngling, hast du keine Mutter mehr, die dich liebt und für dich betet! —

Alois hat ihr die Augen nicht zugedrückt. Man hat ihn ja fortgestoßen vom Lager, weil er ausgeschlossen aus der Gemeinschaft der Menschen und Seligen. Er sei ja eigentlich der Mörder und habe seine Mutter umgebracht durch den ruchlosen Abfall — er gehöre nicht mehr an den Hochaltar, sondern auf das Hochgericht!

Es dämmerte. Alois ging hinaus über die Felder und Wiesen dem Walde zu.

O, richte dein Auge nicht so zu Boden, fremder Mann, das macht Einem das Blut zu Kopfe steigen. Schau auf! Sieh' einmal das liebliche Alpenglühen dort!

Es betet eine Mutter für ihr Kind.

Weißt du, was die Waldsara gesagt hat:

— Wenn ein Mutterherz für sein Kind betet, so ist das so geheimnißvoll und heilig, daß die Erde ihre Felsen anzündet zur Opferflamme! — Weißt du?

Die Straße entlang ziehen allerhand Leute und Neuigkeiten.

Der Steinklopfer schreit aber auch jeden Wanderer an: „Nix rasten, Vetter?"

Das sind dem Mann in der Zwilchjacke, der sich mit seinen beiden Armen gerne auf den Schlägelstiel stützt, seine lebendigen Zeitungen; die bringen ihm's, was draußen in der Welt, das heißt, im Dorfe geschieht. Hier über den Bäumen ist immer das Alte — und wenn sich die Vögel auch was erzählen, er versteht sie nicht und die Wolken ziehen gar stumm vorüber, und es ist noch gut, wenn sie vorüber ziehen.

„Nix rasten, Vetter?" rief der Steinklopfer dem Knödlschütz zu, der in sich hineinbrummend langsam des Weges kommt.

„Hast recht!" entgegnete dieser, „wenn man da vom Dorf 'rauf kommt, thut's Einem schier Noth."

„Ihr Bauern habt's halt heut' schon wieder Feiertag!"

„Grad' nicht — ein Begräbniß war."

„So! Na, wen habt's denn schon wieder eingeschaufelt?"

„Der alten Weber-Nandl hat's golten."

„Geh! Nein, das muß aber schön gewesen sein! Der geistliche Herr ist doch gewiß recht traurig und zusammen-

geschlagen? Mein Gott, so betrübt wird er auch noch keinen Todten eingesegnet haben!"

„Der hat sie ja gar nicht eingesegnet! Wirst es doch wissen, der Kaplan ist ja abgestanden! Ja, vorgestern ist der Brief kommen vom Bischof — der Kaplan ist ein Heid' geworden und hat seine Seel' dem Teufel verschrieben."

Dem Steinklopfer ist die Pfeife aus dem Mund gefallen, dann hat er den Knödlschütz bei der Hand gefaßt:

„Geh', du lügst mich doch 'leicht an?"

„Aufrichtig Gott wahr! Und seit zwei Tagen hat ihn kein Mensch mehr gesehen. Ist auch nicht beim Begräbniß der Mutter gewesen, mußt wissen, und die hat der Schlag troffen, wie sie das von wegen ihrem Sohn gehört hat. Eine andere Mutter hätt' so was auch nicht überlebt, ich bitt' dich, so ein schlechtes Kind! Hat aber alleweil gar zu hoch hinaus wollen und hat sich immer so viel auf ihren Sohn eingebildet — ja, jetzt hat sie's g'sehen!"

„Geh', red' nit so — 's ist traurig g'nug!" meinte der Steinklopfer und fuhr sich über die Augen.

„Ja, ja, so geht's. Und Tauf' ist auch g'wesen heut' im Dorf!" sagte der Knödlschütz und stopfte sich eine Pfeife.

„So! Na, wenn du nur auch was Lustig's weißt."

„Ja, lustig — recht lustig!" sagte der Andere und sog und sog an seinem Zeug, daß es recht dicke Wolken gab.

„Und wer hat denn nachher g'schickt?" frug dee Steinklopfer halblaut und lauerte auf eine Antwort.

„Je nu — eine Schöne halt!" entgegnete der Bauer und es gab neue, große Wolken.

„Doch keine Ledige?"

„Weiß nit!" versetzte der Knödlschütz kurz, aber das bedeutete, daß er es recht gut wisse, aber daß man es eigentlich nicht so heraus sagen sollte, weil es zu auffällig.

„Kenn' ich sie?" frug der Andere wieder, um herauslockend der Sache immer näher zu kommen.

„Wirst sie völlig kennen — ist eine gar Fromme und Stolze und die Bauernknecht' sind ihr viel zu gemein und zu schlecht — da ist ein Herr Graf schon was Anderes!"

Die Rauchwolken machten allerhand Kreise und Figuren.

„Ja, aber zum Teufel! Die — Steinwendhoferische wirst doch nicht meinen?"

„Kann schon sein!"

„Geh'!"

„Ei ja, der propere (stolze) Steinwendhofer wird's schon noch weit bringen — sein Enkel ist ein junger Graf und da ist's auch nicht mehr weit zum Prinzen. Sauber ist die Lisabeth und schicken kann sie sich auch für die großen Herr'n!"

„Elender Verleumder!" scholl es in diesem Augenblick aus dem nahen Dickicht.

„Jesus, da schreit er, das ist seine Predigerstimme — er oder der böse Geist!" So der Knödlschütz und eilte davon und der Steinklopfer nahm seinen Schlägel auf die Achsel und ging auch nach.

Es war schon Mittagszeit.

Alois war zwei Tage im Wald umher geirrt — er durfte nicht mehr unter die Menschen — nicht einmal zum Grabe seiner Mutter. Er hatte die fernen Glocken gehört,

als man sie in die Grube senkte, dann war er kraftlos auf das Moos gesunken.

In der Nähe, wo die Straße durch den Wald zog, hämmerte ein Steinklopfer. Der Jüngling horchte den eintönigen Schlägen zu — das that ihm fast wohl, es war ein Mensch um ihn und — das Schicksal schlug ja auch so auf sein Herz, wie dieser Taglöhner auf die Steine — und es brach doch nicht.

Aber jetzt holte sein böser Genius weit aus — fürchterlich ließ er den wuchtigen Hammer niederfallen auf das Menschenherz, daß es endlich breche.

Alois hatte es gehört, was der Knödlschütz von Lisabeth gesagt. Sie, die ihm so wahr, so treu erschienen, für die er seinen Beruf und seine Ehre geopfert, für die er die Gesellschaft hingegeben, ja, seine Mutter verloren — die war jetzt treulos — gefallen . . .

— Recht Schade, daß du nicht mehr Kaplan bist da unten; das hätte heut' einen guten Taufpfennig gegeben.

Der Mann lachte laut auf, dann ging er zwischen den Bäumen dahin und pfiff ein Liedlein.

— Da bin ich ein Mensch geworden und dann bin ich ein Priester geworden und da hab' ich ein feines Mädchen gesehen — o, das Mädchen war fein! — ich hab's geliebt. Es hat sich an mich geschlossen, in meine Augen hat es gelächelt, an meinem Mund hat es gehangen und hat mir schweigend seine Liebe gestanden. Hallo! Dann hab' ich das Priesterthum von mir geworfen, um sie in die Arme zu schließen. Aber ihre Arme sind nicht leer — ein Kind

bringt sie mir entgegen, auf daß ich es taufe. Eine heilige Beicht' will sie auch ablegen vor mir; ei, thut mir leid, schönes Lischen, aber das hättest du früher sagen sollen — hab' bereits das Geschäft gekündigt. Oder wolltest du mir's auch sagen? Trugst du nicht ein Geheimniß auf dem Herzen? Trugst du mir's nicht nach? Und ich wollte es nicht hören, ich verstieß dich selbst von meinem Beichtstuhl!

Es ist gut, ich geh' jetzt ein Bischen in die Fremde, aber ein Stücklein Brot magst du mir wohl noch mitgeben — man wird recht hungerig unterwegs. —

Alois stieg durch das Gebrände in das Thal hinab und gegen den Steinwendhof.

Sie saßen gerade beim Essen. Es wurde nichts gesprochen, Jeder legte sich vor und starrte in die große, gemeinsame Schüssel und aß. Der Steinwendhofer schnitt Brot von einem Laib und legte die Schnitten schweigend um die Schüssel und das Gesinde biß sie zum Kraut. Sonst hatte immer die Lisabeth das Brot geschnitten, aber die war jetzt in der Kammer und meldete sich nicht — nur ein Kind schrie in Einem fort.

Jetzt trat Alois ein. Die in diesem Augenblick den Löffel gerade im Munde hatten, denen blieb er sofort d'rin stecken; sie glotzten den Eintretenden an. Dieser hatte kurz gegrüßt, der Bauer den Gruß noch kürzer erwiedert.

Alois sah, daß er zu einer unrechten Zeit gekommen, doch jetzt wollte er bleiben und fertig machen — aber wie? Er stand am Ofen so kläglich, wie ein armer Sünder —

Was sollte er sagen? Der Bauer schwieg auch, nur winkte er mit der Hand, daß sich Alois setzen möge.

„Habt euch brav aufgeführt, Herr Kaplan!" sagte endlich der Steinwendhofer und nagte an einem Knochen.

Sonst sagte er nichts mehr, bis der Großknecht das Tischgebet gesprochen hatte.

Jetzt wollte er vielleicht reden, da klopfte es an der Thüre.

„Na, so macht's auf, 's ist ja nicht verriegelt!" rief eine Magd. Darauf trat ein Mann ein, der einen großen, mit einem rothen Tuch verhüllten Korb trug.

„Mit Verlaub, bin ich recht da — beim Steinwendhofer?" frug er.

„Was wollt's denn?" entgegnete der Bauer.

„Ich bin vom Schloß drüben geschickt und da sendet euch mein gnädiger Herr, der Graf Kroningen, diese Kleinigkeit für Fräulein Tochter."

Der Bote wollte seine Last auf die Bank niederlassen, allein der Bauer bemerkte unwirsch, daß hier kein Platz dazu sei; wenn er müde, vor der Hausthür gäb' es ein Sitzbrett. „Trag' Er Sein Ding nur wieder heim," fuhr er fort, „und sag' Er dem gnädigen Herrn, so läßt der Steinwendhofer mit sich nicht abrechnen! Seinem Herrn Grafen sein ganzes Schloß und sein Geld und Gut und sein Adelsbrief und er selber sind viel zu wenig, für das, was er mir schuldig; sein Lebtag lang und in Ewigkeit kann er mir's nicht abzahlen! Sag' Er das Seinem gnädigen Herrn!"

Sprachlos vor Aerger verließ der gräfliche Bote das Haus. In der Stube war es wieder ruhig.

„Wollt's was reden mit mir?" frug der Bauer den Kaplan, als sich auch das Gesinde entfernt hatte.

Alois erhob sich und sagte: „Ja."

„So kommt's mit in's Stübl."

Die beiden Männer traten in eine Nebenstube, wo unter andern reingescheuerten Möbeln des Bauers Bett stand.

Nachdem der Steinwendhofer die Thüre hinter sich angelehnt hatte, faßte er die Hand des Jünglings und sagte: „Ist eine hantige Zeit jetzt, he!"

Gerührt drückte dieser des Bauers Rechte; es freute ihn sehr, daß ihm der Steinwendhofer die Hand nicht versagt hatte.

„Habt's der Gemeinde kein' Ehr' g'macht," fuhr der Steinwendhofer fort, „aber ihr werdet's wissen, warum ihr das than habt's und ich bin nicht euer Richter! — Seid g'straft genug — ist viel geschehen seit zwei Tagen, he! Schaut, mich haben diese zwei Tage auch um zehn Jahr älter gemacht — mag nimmer buckelringen jetzt — gar nimmer!"

Wie wenn ihm die Rede stecken geblieben wäre, er schwieg. Alois schwieg auch. Man hörte das Weinen des Kindes.

Das alte Männlein lächelte bitter: „Was sagt's denn dazu, Kaplan? — Hätt' das Wesen sollen liegen lassen an der Thürschwelle vor siebzehn Jahren! Nein, nein, ein recht gottloser Gedanke — hat mir viel Freud' und Glück gebracht, meine Lisabeth, aber schad' ist's, gelt?"

Der Bauer wendete sein Gesicht weg, sah zum Fenster hinaus und zog endlich die Schwarzwälderuhr auf.

„Steinwendhofer," sagte nun Alois, „das, von der Lisabeth, hat mich auch am meisten geschmerzt, aber — mag nicht mehr reden davon, es ist einmal so geworden. Hätt' eure Tochter auch noch sehen mögen, bevor ich fortgeh' — aber es ist besser so, gewiß."

„Nu, mir wär's schon recht, wenn ihr sie ein wenig heimsuchen wolltet. Sie ist halt ein armes Mädl jetzt, und hat auch recht geweint, wie sie das von euch gehört hat, euch hätt' sie immer so lieb gehabt, hat sie gesagt, und ihr seid gar so gut und fromm und gegen sie wie ein Bruder gewesen — das wird sie euch nicht vergessen. Müßt schon noch hineingehen zu ihr."

„Mein lieber Steinwendhofer!" sagte Alois nach einer Weile und seine Stimme zitterte ein wenig, „mir ist das größte Leid geschehen, was auf Erden sein kann. Ich kann's euch nur nicht sagen, aber wenn ich zu euerer Tochter hineingehe, so wird das Leid auch auf sie kommen. Ich ziehe jetzt weit in das Land hinaus und will nicht, daß Elisabeth mir nachweine, nur wenn sie mit Thränen ihre und meine Erinnerung auslöschen kann — dann mag sie weinen. — Nun, und ihr auch, Bauer, ihr habt keine Feindschaft gegen mich, gelt?"

„So dürft ihr mir aber nicht fort, Kaplan. Ihr seid einmal Pfarrkind und ich bin Gemeinderath, und ich muß wissen, wo ihr hingeht."

„Laßt das gut sein, Bauer, die Gemeinde wird euch nicht d'rum fragen — und daß ich da nicht mehr daheim bin, das werdet ihr einsehen. Ich find' schon noch wo eine

Heimat auf der Erde — ich kann den Webstuhl handhaben — man lernt nichts umsonst in der Welt."

„Weber wollt ihr werden? Nun, ist recht — ist recht. Und da — wenn ihr nichts entgegen habt, kann ich euch gleich einen Rath geben. Hinter dem Gebirg, im Oesterreicherland, hab' ich einen Vetter, der eine große Weberei betreibt. Wenn ihr wollt, so schreib' ich euch einen Brief an ihn — und da sag' ich, daß ich euch gut kenn' und daß ihr bei uns da gearbeitet habt's — ja, und das habt's ja, Kaplan, und es wird euch so leicht keiner ausbeißen bei uns."

Latten bat um die Empfehlungsschrift und das Männlein suchte Papier und Bleistift hervor und schrieb.

Während dem sah Alois wehmüthig herum und setzte sich endlich auf einen Lehnstuhl.

Der Brief mit der Adresse war fertig. Der Steinwendhofer sagte seinem ehemaligen Seelsorger noch Manches mit auf die Fremde, was er früher von diesem auf der Kanzel gehört und wohl auch, was er selbst erfahren hatte.

Als es zum Abschied kam, sagte Latten halblaut:

„Hätt' euch wohl noch gern' um etwas gebeten, Steinwendhofer, aber — ihr müßt mir's nicht für übel halten."

„Sagt's nur gleich heraus, wenn ich's thun kann —"

Der Bauer reichte dem Jüngling die Hand.

„Hab' euch bitten wollen um eine Schale Suppe, Bauer!"

Ueber dieses Wort entgegnete der Greis nichts, aber es stand ihm eine helle Thräne im Auge. Er ging in die

Küche und als er wieder zurück kam, deckte er das Tischlein; dabei schwieg er noch immer und hatte die Thräne im Auge. —

Und als du gegessen hattest, Dorfkaplan?

Ja, da fielest du dem Männlein mit den weißen Haaren um den Hals und das Männlein sagte: „Behüt' dich Gott, behüt' dich Gott, Loisl, du bist der Letzte, mit dem ich buckelring', behüt' dich Gott!"

Dann hörtest du noch ein kleines Kind schreien, und dann ging'st du fort aus dem Steinwendhofe.

Dann begegnete dir der Zapfensepp mit seinem blinden Weib, und sie lächelten zu einander und hielten sich noch die Blumen von der Hochzeit her unter die Nase.

Ueber den Feldweg gingst du zum Häuschen der Weber-Nandl, das nun der Gemeinde zugefallen ist. Die Thür war versperrt und auch die Fensterbalken alle zu. Die Ziege war auch nicht mehr da. Aber du stiegst auf den Heuboden und legtest dich hin und schliefest ein und träumtest.

Als du aufwachtest, war es Nacht. Da zogst du fort von deinem einstigen Daheim — fort für immer.

Dem Kirchhofe gingst du zu; dort, am neuaufgeworfenen Grab bliebst du stehen — lange . . .

Es hat dir wohlgethan, noch einmal bei ihr zu sein. Mußt immer gut und edel sein, Alois — du hast keine Mutter mehr, die für dich betet!

Alois Latten wanderte tagelang. Immer enger wurde das Thal, immer kleiner, aber lauter und schäumender das Bächlein, immer rauher, unebener der Weg. Da gab es

meilenweit kein Haus und keine Hütte, aber dicht beästete, hohe Bäume standen da und Erdbeeren wuchsen; — Daheim und Tisch vom lieben Herrgott für seine Aermsten.

Alois war mitten im Hochgebirge. Einmal hatte er eine Felsenzinne erklimmt und da sah er ringsum weit in die Welt hinaus. Er suchte die Gegend, wo sein Dorf stand, er fand sie nicht. Da waren überall hohe Berge und Firnen und Felsen in allen Farben. Die Laubhölzer mit ihrem zarten, hellgrünen Schmelz, mit ihrem leisen Zittern und Rauschen hatte er längst hinter sich. Weiter hinauf hatten ihn die hohen, düsteren Tannen und Fichten begleitet und ihm mit ihren langen Aesten den erfrischenden Balsamduft zugefächelt. Auch diese waren endlich zurück geblieben.

Nur die Krüppel und Zwerge der Föhren und Zirmbäume waren die treuesten. Die blieben um den Wanderer und waren noch da, als dieser hoch oben erschöpft auf das kahle, steinige Erdreich sank.

Alois konnte kaum mehr denken. Nur schwach und verblaßt gaukelte es noch an seiner Seele vorüber, das bunte Leben, welches sich dort unten im Fernen und Blauen so mächtig rauschend über die Erde wälzt. Er schloß sein Auge. — Armer Verlorner! Wenn Alles das, was du seit Jahren durchlebt und durchlitten und durchsehnt — wenn Alles das nichts gewesen wäre, als ein schwerer Traum, — wenn du erwachtest heute, in den Armen der sorglichen Mutter, und hörtest des Vaters Webstuhl schwirren, und der Vater küßte dich, den Erstgebornen, und gäbe dir das Schiffchen in die kleine Hand, auf daß du spielest; — Alois, wenn es so wäre! — Aber es müßte so sein; nicht mehr und nicht

weniger fehlt zu deinem Glück, als ein solches Erwachen. — Bekommst dein Leben wohl nicht mehr geschenkt zurück! . . .

Du schlummerst jetzt, du athmest schwer und Angstschweiß steht auf deiner Stirne. Ein Dämon hütte deine Seele und hält den Geist gefesselt, daß er nicht zurück kann zum Körper, zum Erwachen. — Aber das Finstere muß weichen, es beten die Engel des Lichtes für dich; du wirst glücklich werden. Erwache, siehe, dein Haupt ruht in den Armen eines treuen Wesens, am Herzen einer Mutter! —

Alois wäre auf der einsamen Höhe verschmachtet, wenn nicht ein Weib, das hier am südlichen Abhang der Felsen seine Hütte hat, zufällig vorüber gegangen wäre und ihn entdeckt hätte.

Einen Blick zum Himmel hat das Weib gethan, als es den Jüngling so auf dem Gestein dahingestreckt fand; dann nahm es das Wasserkrüglein von der Seite, den Verschmachtenden zu laben.

Alois erwachte und sah das Weib. Es war die Waldsara.

„Wollt ihr mich stärken, Weib?" frug Latten unstät.

„Alois," entgegnete die Jüdin, „ich habe hier nichts für dich, als einen Tropfen Wasser, aber ich will dich in meine Hütte führen, bis du gesund bist!"

Dieses Wort war so liebreich gesprochen, daß Latten bei sich dachte: — Dieses Weib ist mir heute zur Hilfe, vielleicht ist es von meiner Mutter geschickt. Er sprach:

„Wenn ihr ein Stück Brot für mich habt und einen Trunk Wasser, so mag euch's Gott lohnen!"

Mitten an der hohen, fast senkrechten Felswand klebte es, wie ein kühnes Vogelnest — das Hüttchen der Waldsara. Von der Ferne aus sah man nur so kleine Brettchen am Gesteine lehnen, zwischen welchen oft blauer Rauch hervorwirbelte und die Felswand hinanzog. Aber wer das sah, der bekreuzte sich, denn Menschenhand kann an jener unzugänglichen Stelle keine Wohnung gebaut haben. Im Hirtenvolke ging die Sage, daß dort eine Hexe hause — man sah sie ja oft dahinschweben dort oben, wo jede Gemse stürzt. Wohl stieg sie von Zeit zu Zeit in das Thal hinab und man sah sie draußen in der Ebene, wo sie Wurzeln und Kräuter verkaufte. Aber sie hatte mit Niemandem Gemeinschaft. Seit jenem Tage vor vielen Jahren, als man sie einmal durch Hunde aus einem Dorfe hetzte, weil sie eine Jüdin war, seit jenem Tage schien sie einen unauslöschlichen Haß gegen die Menschen zu hegen. Man wußte zwar nicht, daß sie irgend Jemandem einmal etwas zu Leide gethan hätte, aber ihr zeitweiliges Erscheinen bei den Menschen ließ sich nicht selten als Vorbote eines nahen Unglückes deuten. Oefter, als irgendwo anders sah man das seltsame Weib draußen in unserem Dorf, und wir erinnern uns noch, wie es im Steinwendhofe erschien.

Heute nun führte dieses Wesen unseren Alois durch wüstes Gestein und Gesträuche, hinter welchem sich ein ungeahnter, schmaler Pfad aufthat, der sich die Wand entlang dahinschlängelte. Auf diesem wandelten sie der Hütte zu. Nein, die Wohnung der Jüdin ist keine Hütte, ist eine Höhle in dem Gestein, an deren Eingang einige Bretter lehnen und vor dem Winde schützen. Vor dem Eingang ist ein wenige Klafter

breites, ebenes Plätzchen, welches von Zirmgesträuch umrankt wird, daß man den nahen, furchtbaren Abgrund nicht sieht. Aber über demselben ist der Blick frei — er kann hinaus schwimmen und sich verlieren in all' den Höhen und Tiefen und Firnen und Fernen!

„Wenn du länger hier sein wirst," sagte Sara, als Alois sinnend in die Welt hinaus blickte, „so wirst du alle diese Gegenden kennen und wissen, wo deine Heimat ist."

Alois entgegnete nichts auf diese seltsame Rede, aber er hielt sich jedes Wort davon in seiner Seele und jedes brannte wie eine glühende Kohle.

War das nicht wie ein neuer Vorbote künftiger Schrecknisse und Verzweiflung? Du bist in die Hände dieser berüchtigten Jüdin gefallen, diese wird dich gefangen halten hier, deiner Tage lang. O, wie er gedeiht, der dreifache Fluch, der auf dir lastet! — So dachte er in seinem kranken Gemüthe.

In der Höhle war es sehr dunkel, kaum konnte der Jüngling die wenigen, äußerst ärmlichen Geräthe unterscheiden.

Er aß nur wenig von dem gedörrten Brote, das die Jüdin ihm vorgelegt hatte, aber das eiskalte Wasser that ihm wohl. Neben der Höhle war die Quelle, da lag er und trank.

Als er gestärkt war, sagte Sara:

„Alois, ich weiß es, wie es mit dir steht und daß du heimatlos bist. Du willst in das Land jenseits der Gebirge? Das ist gut, denn dort wirst du bessere Tage finden. Aber

jetzt bist du krank an deinem Leib und an deiner Seele und du könntest auf deiner Wanderschaft zu Grunde gehen. Das würde noch ferneres Leid auf die Erde bringen. Siehe, du bist Israel und ziehest in das gelobte Land, aber deine Prüfung ist noch nicht vorüber; ich bin Gottes Stimme und verkünde dir, daß du noch in der Wüste bleibest zur Sühne und Heiligung, und dich von dieser Quelle, wie sie Moses aus dem Felsen rief, nährest!"

„Weib!" sagte Alois mit gehobener Stimme, „ich muß fort zum Wirken und Leben; einsame Träumerei und sieche Andacht ist keine Buße; Arbeit ist wahre Sühne und Heiligung! Ich bitte euch für diese Nacht um Unterstand; morgen laßt mich fort, dann danke ich euch vom Herzen!"

Alois blieb. Gegen Abend umzog sich der Himmel mit dichten Wolken und endlich brach gar ein Gewitter los.

In der Höhle flackerte ein Span. Sara saß wortlos auf einem Stein und starrte in das Glimmen. Lange starrte sie in die Flamme. Sie faltete die Hände, sie begann zu zittern und plötzlich that sie einen kläglichen Schrei. — Dann versank sie wieder in ihr düsteres Hinbrüten. Der Donner rollte dumpf, er schien von unten zu kommen. Blitze leuchteten an den Felswänden hin und das ganze Gebirge stand für Momente in flammenden Gluthen.

„Wie schön, o wie schön! Und zum letzten Mal!" hauchte Sara und verdeckte das fahle Antlitz. Plötzlich stürzte das geheimnißvolle Weib vor dem bangenden Jüngling auf die Knie und rief:

„Bleibe bei mir, sei du mein Trost und meine Hilfe, bis es aus ist. Bin ja bald dahin. Noch ein Mondenkuß,

noch eine Sonnenglut, dann bin ich erlöst! — — Hier!" sie zeigte in die unruhige Flamme des Kienspans. „Hier, siehst du nichts? Nein, du kannst es wohl nicht sehen, aber hier steht es geschrieben: — Noch ein Mondenkuß, noch eine Sonnenglut, dann bist du erlöst!"

— — — — — — — — — —

Noch während die Donner rollten, erzählte die Jüdin von einem verkannten Leben, von einem lieben Kinde und von der Aufopferung einer Mutter.

. . . Da lebten sie beisammen, wohl berechtigt und gesetzlich in der Gemeinde, und hatten ihre Synagoge und trieben ehrlich Gewerb und Handel. Aber es kam die Zeit der Verfolgung; die Wohnungen wurden niedergebrannt, die Männer getödtet, die Frauen vertrieben. So floh auch ein Weib mit ihrem einzigen Töchterlein und kam nach langem Umherziehen in das Land der Berge. Nur für ihr Kind sorgend legte sie dasselbe in einer Sommernacht vor der Thür eines Großbauers nieder. Dieser hatte keine Nachkommen und zog das Mädchen auf und nannte es Elisabeth. Aber das Weib konnte die Gegend, in welcher ihr Kind lebte, nicht mehr verlassen — ohne sich in der Gemeinde als die Mutter desselben zu bekennen, suchte sie sich durch Handarbeiten zu ernähren, allein auch hier bannte sie der Fanatismus aus dem Thale. So ist das Weib in den verlassensten Winkel des Hochgebirges gezogen und hat sich dort eine Wohnung gebaut und durch Sammeln von Alpenkräutern den nothwendigsten Erwerb gefunden. Aber das einzige Leben und Fühlen der Frau war ihr Kind. Oft stieg sie nieder in's Thal und verbarg sich in der Nähe des Bauernhofes, um ihr aufblü=

hendes Töchterlein sehen zu können. Tag und Nacht hätte sie um das theure Wesen Wach' halten und in alle Welt und Ewigkeit hätte sie rufen mögen den Namen: Elisabeth! aber sie durfte sich und ihr Kind nicht verrathen; sie war Mutter nur in der Seele . . .

Die Waldsara lag auf ihrem Mooslager. Sie war ruhig und lächelte, als sie Alois betrübt an der Hand hielt und sagte: „Nein, ich verlaß' euch nicht, armes Weib, ihr seid auch meine Mutter, wie die ihre. Ich bleibe bei euch, bis in meine spätesten Tage. Ich bin euer Sohn, ich schütze euch, ich nähre euch, ich führe euch Elisabeth heim, daß ihr sie sehet und bei euch habet — daß ihr uns segnet mit euerer Liebe!"

„Nur ein Mondenkuß und eine Sonnenglut! Aber wenn ich erlöst bin, Alois, so bestatte mich in dieser Höhle. Sie war meine Heimat seit vielen Jahren. Dann laß' mich ruhen und gehe. Aber vergiß dieses Kästchen hier nicht, daß man dir glaube. Und wenn du fortziehst, so zerstöre den engen Steig, der zu dieser Stätte führt, damit kein Fuß der Menschen, die mich verachteten, mein Grab betrete. Und Elisabeth sage Alles, was ich dir erzählt. Sage, daß ich oft um sie war und sie bewachte in der Gefahr und daß ich bei ihr sein werde mit all' meiner Liebe. Nur von dem Fehltritt, der sie aus einem Engel zum Menschen gemacht, schweige; das habe ich nicht erfahren — es möge ihr deswegen keine Kohle glühen auf dem Haupte! Und dann, Alois, richte mir meine Tochter wieder auf. Deine Botschaft wird ihr vielleicht die alte Heimat rauben, baue du ihr eine neue. In Lieb' und Treue sühnet ein verlornes Leben und vergesset es. Ehrt den alten Ziehvater, er hat es gut mit euch Beiden gemeint. — Und wenn

einst ein Kind dich Vater nennt, Alois, dann bist du befreit von allem Fluche. Doch allen Enkeln lehre Elternliebe feiern; sie ist die größte, reinste Lieb' auf Erden. Dieser Liebe hat Jehova seine ewigen Felsen zum Denkmal gesetzt und läßt sie goldig glühen zur Morgen- und Abendstunde, wenn banges Dunkel lagert im Thale, und das Mutterherz betet für sein Kind! Und wenn ihr dort im Lande wandelt und wirkt, und es glüht in stiller Stunde diese Felswand euch entgegen; dann, meine Kinder, legt Hand in Hand und denket an das einsame Gräblein hier und an das ewige Gebet der Mutter. — Auch dein Mütterlein, Alois, winkt mir zu, daß ich euch segne . . ."

Sara schlummerte ruhig auf ihrem Lager. Das Gewitter war vorüber, der Vollmond schien still durch die Bretteröffnung auf das bleiche Antlitz des Weibes.

Alois saß am Eingang und hörte, wie die Quelle plätscherte auf den Stein und hinab in den dunkeln Abgrund.

Schon flammte der Sonnenball sein Lichtmeer über die Welt und in die Höhle der Jüdin. Diese schlummerte noch immer und lächelte oft im Traume.

Alois saß am Eingang und hörte, wie die Quelle plätscherte auf den Stein. Er fühlte Unendlichkeit. —

Als der Abend kam, schlug Sara die Augen auf und rief laut: „Nun sind irdisch Mondenkuß und Sonnenglut vorüber! Jehova, ich seh' dein Morgenglühn; mein Gebet hast du erhört, nun führe mich ein zu deinem ewigen Tag! . . ."

Alois starrte einer Leiche in das Antlitz — lange, lange.

Er dachte an ein erloschenes Menschenleben, wie es düster und geheimnißvoll — einem Irrlichte gleich — sich

selbst ein Gluthmeer der Liebe und des Hasses, ein unlösliches Räthsel, die Welt durchzog.

Es gibt Seelen auf Erden, die, allem Gewöhnlichen ausweichend, ihre eigenen Bahnen wandeln. Es zieht sie mit einer unwiderstehlichen Gewalt einem Ziele zu, das außerhalb der Natur zu liegen scheint. Ja, wir sehen sie auf Momente verklärt im Strahle, der von diesem Ziele kommt, und wir schrecken in Abscheu zurück, oder sinken ehrfurchtsvoll in den Staub. Solche Gestalten hat uns die Geschichte aufbewahrt; solchen Gestalten, wenn auch oft ungeklärten, begegnen wir selbst auf unserem mannigfaltigen Lebenswege. Fragen wir nicht nach dem Ursprung ihres geheimnißvollen Waltens, nicht nach ihrem Ziele, das bleibt ein ewiges Räthsel, welches tief in der Menschheit liegt — ein Richter und Heiland — das Ringen nach dem Wahren und Unerreichbaren!

— — — — — — — — — —

Sara war todt. Alois stand am Eingang der Höhle und sah der untergehenden Sonne zu. So groß war sie noch nie, wie heute, und so golden leuchtete sie noch nie.

Und dennoch konnte Alois hinein blicken mit seinem Auge, und da sah er, wie einst als Knabe, in der Sonne die heilige Jungfrau Maria am Spinnrocken sitzen mit huldreichem Antlitz. Und zu den Füßen der Gebenedeiten saß ein altes Mütterlein — und das bat die Mutter Gottes um Gnade und Friede für ein verlornes Kind auf Erden . . .

Tief unter den Füßen des Jünglings, zur Rechten und zur Linken im weiten Halbkreis des Gebirges und hoch über seinem Haupte leuchteten die Felsen, und hin durch's Land, so weit das Auge reichte, glühten die Alpen!

Das Reich Gottes.

Dort auf dem Hochpaß, wo der Waldweg vom freien, sonnigen Hügelland hinüber und abwärts in waldige Schluchten des Hochlandes führt, steht unter einer grauen, zerklüfteten Felswand ein hundertjähriger Lärchbaum.

Er steht einzeln auf einer kleinen umwaldeten Rasenweide. Sein knorriges Geäste strebt nach allen Seiten weit hinaus, als sei es in Wettstreit mit den sich unter dem Rasen hinschlingelnden hundertfältigen Wurzeln. Die Krone aber — der Mann mag schon längst todt sein, der sich als Hirtenknabe noch von dem dürren, durch den Sturm geknickten Wipfel seine Kartoffeln gebraten hatte.

An der rauhen, vielfach zerklüfteten, harzigen Rinde des Stammes ist ein verwittertes Crucifix angebracht; es wächst schon Moos an den Armen und an der Brust des Gekreuzigten.

Auf dieses Crucifix richten sich die Augen eines Mannes, der im Baumschatten auf dem Rücken liegt, die rechte Hand als Kopfkissen gelegt, mit der linken einen Rosmarinstamm zerknitternd. Die Augen des Mannes sind groß und dunkel, auf seinen bleichen Wangen und Lippen liegt es, wie ein schweres Leid. Der junge, schwarze Bart ist ungepflegt — über die langen, dunkeln Haare kriecht eine Kreuzspinne.

Der Mann gewahrt es, er hält den Rosmarinstamm gegen die Stirne und das Thier kriecht über denselben auf seine linke Hand. Diese zittert, es entfällt ihr die Pflanze. Das Thier krabbelt gegen den Elbogen und endlich auf die Brust.

„Ein großes, großes Glück kommt zu mir, denn eine Kreuzspinne sitzt mir am Herzen!" murmelt der Mann und seine Brust wogt hoch auf. —

Aber die Spinne krabbelte darüber hinaus und verkroch sich wieder im Grase.

Der Mann richtete sich etwas empor, strich sich die Locken aus der Stirne und that einen Blick gegen die Himmelsbläue und abwärts gegen das heitere Hügelland, wie es da lag klar und goldig im sonnigen Spätherbsttag.

Dort über die bewaldeten Anhöhen herauf und über die Felder und die Wiesenau war er gegangen. Hinter jenem bläulichen Waldstrich ragt eine funkelnde Nadel empor — die Thurmspitze des Städtchens.

Dort war er heute, der Wurzelgraber Martin, dort hatte er seine Wurzeln und Kräuter verkauft und einen guten Erlös eingezogen. Dort war heute Kirchweih und auf dem Kirchhof waren am Vormittag viele tausend Menschen versammelt, an der Mauer des Pfarrhofes hatte ein junger Priester gepredigt. Er predigte von dem Frieden und von der Liebe — von dem Reiche Gottes auf Erden. Und dort im Städtchen war Lust und Musik an allen Ecken und Enden und beim „goldenen Rößl" hatte Martin Nothburga gesehen und zum Tanze geführt, und dort hatten sie heute den Wegmacher Niklas erschlagen.

Niklas ging gestern mit Martin über das Gebirge, auf daß er heute im lustigen Städtchen seinen zwanzigsten Geburtstag feiere; — jetzt liegt er starr und einsam beim Wirth in der Scheune und hat über der Stirne eine lange Wunde. Vom Tanzboden klingen Pfeifen und Geigen und Jauchzer und Jodler herüber, dort winden und flechten sich die Reigen, Herzen an Herzen — sie leben und sind fröhlich.

Es möge klingen und schallen und freudig sein — der junge Priester predigte vom Reiche Gottes auf Erden. —

All' das ist für den Mann unter dem Lärchbaume nun vorbei und versunken, nur die funkelnde Nadel der Thurmspitze ragt noch empor über dem fernen, bläulichen Wald.

Niklas war Martin's Freund und Nothburga's Bruder; Nothburga war Martin's — Freud und Leid.

Die Sonne sank hinter den Felsen, auf der Hochweide war es schattig, nur draußen auf dem Hügellande war es noch goldig und licht und auf den weißen Straßen zogen lustige Wägen und festlich geschmückte Menschen. Ueber einzelnen Gehöften wehten Fahnen und die Thurmspitze funkelte und funkelte, als wäre sie ein lebendiges Flämmlein, und weit draußen hinter all dem zog sich das bläulich graue Band der Hochebene hin.

Viel Leben wogte und athmete da unten, aber kein Ton und kein Schall drang herauf zum einsamen Hochpaß. Nur ein gezogenes, gleichmäßiges Ticken zitterte in der Luft, das kam von der hölzernen Uhr der Waldkapelle, welche in der nahen, von jungem Dickicht bedeckten Schlucht stand. Die Uhr

hatte vor zehn Jahren Martins Vater, der alte Veit, geschnitzt; es war sein letztes Werk. Als er sie das erste Mal auftrieb, ritzte er sich durch einen Nagel am Finger, es kam der Brand dazu und in einigen Wochen starb er.

Das Alles erzähle ich, weil Martin wohl daran gedacht hatte, als er so da lag unter dem Lärchbaum und sein trübes Auge zum Kreuzbild wendete, auf dessen Armen und Brust das Moos wächst. —

Jetzt erhob er sich, griff nach seinem grünen Filzhut und nach dem Pfeiflein, das in demselben lag und dann machte er einige rasche Bewegungen mit den Händen, daß er die Trägheit abschüttle.

Martin war ein schöner junger Mann in Alpentracht. Es lag eine große Kraft in ihm — in seiner Seele. Er fühlte diese Kraft, aber er wußte nicht, wie sie in ihm entstanden war und was sie wollte. „Aus mir wär' was geworden, wenn mich mein Vater in die Schul' geschickt hätt'!" das sagte er oft und mit Bitterkeit. So wie er heute dalag unter dem Baum, so lag er oft, und da hatte er schwere, tiefe Gedanken, wie sie sonst der Alpensohn nicht hat; er suchte nach der Kraft, die irgend wo in seiner Seele lag, wie nach einem Schatz und er wollte sie heben. Sie lag drückend auf ihm, er rang mit ihr, aber er konnte sie nicht fassen, nicht lenken und leiten. — Dann hielt er oft seine beiden Hände lange vor die Stirne und rief aus: „Ich werde noch närrisch, ich!"

Oft war er schon ausgelacht und ausgespottet worden, und wenn er von Zeit zu Zeit gar Einen frug: „Sag', hast du denn noch nie darüber nachgedacht, wie das ist, da

sind so viele Millionen Menschen in der Welt und keiner ist glücklich? Ein klein wenig glücklich ist Jeder, aber Keiner ganz; bei Manchem fehlt gar nicht viel, aber es fehlt." Wenn er so frug, so erhielt er die Antwort: „Narr, so schlaf'!" oder: „Narr, so sauf' dir einen Rausch!" — Und die so antworteten, waren noch nicht die Dümmsten.

Indeß, Martin schlief nur wenig und einen Rausch hatte er sich noch gar nie getrunken. Er zog nur im Gebirge umher und grub Wurzeln und Kräuter. Und wenn er sich auf einen Stein setzte, um auszuruhen, so kamen ihm immer wieder die Gedanken und er murmelte: „Es liegt wo, — es muß wo liegen!"

Als sein Vater auf dem Todbett schwer danieder lag, stand er an demselben Tag und Nacht und that Alles, um ihn zu trösten und zu erquicken. Er war betrübt, aber er murrte nicht, er sagte: „Es muß einmal so sein und da kann Niemand dafür."

Und als sich Martin selbst einst einen Splitter in den Arm gestoßen hatte und sich in Schmerzen wand Tag und Nacht, und als die Leute sagten: „Ach, der arme Wurzelgraber Martin, 's ist zum Todterbarmen, wie der leiden muß!" rief er aus: „Wer kann dafür? Deswegen fällt die Welt ja nicht zusammen und euch hindert gar nichts, daß ihr lacht und heiter seid!"

Später aber, als von einem großen, blutigen Krieg, der draußen so schrecklich gewüthet hatte, die Krüppel heimhinkten, da stieß Martin einen wilden Fluch aus: „... du Gotteskreuz in der Mörderhöhle! Dafür, daß diese jetzt ein unglückseliges Leben tragen müssen, die Bettler — dafür kann

wohl Jemand! Das haben die Menschen angestiftet aus Habsucht und Ehrgeiz . . . aus Blutdurst! — — Wo liegt denn das Mittel, daß sie Alle in Lieb und Freud' zusammen leben? die Erde wäre doch groß und schön genug dazu und in dem Menschen läge auch genug Liebe. Ja, Liebe liegt im Menschen; wer den Mitmenschen nicht liebt, der liebt Thiere oder gar Gold und Steine. Liebe ist da, es käme nur darauf an, sie auf das Rechte zu lenken."

Den Wurzelgraber hatte der Krieg in keiner Weise getroffen, aber er war seit demselben tiefsinnig und ging einsame Wege.

Als Martin einmal an einem Sonntagsmorgen Nothburga begegnete, die das Gebetbuch und einen Blumenstrauß in der Hand zur Kirche ging und ihn im Vorübergehen mit ihren schönen, blauen Augen heiter anblickte, da blieb er stehen, sah dem Mädchen nach und sagte zu sich: „In der könnte es liegen, in der!"

Seitdem sah er Nothburga oft, bis er einmal zu ihr hintrat und sie frug: „Nothburga, hast du mich so lieb, wie alle anderen Menschen, deinen Vater und Bruder ausgenommen?"

Darauf sagte das Mädchen: „Du einfältiger Wurzelgraber, ich hätte dich gar lieber, wenn . . ."

In diesem Augenblick flog hinter dem Gebüsch ein Wildhuhn auf und die Rede der Nothburga kam nicht zu Ende. —

Heute zur Kirchweih waren sie unten im Städtchen und zusammen beim Tanz. Als Martin das Mädchen an die Brust drückend sich durch den Tanzboden wand, dachte er

bei sich: Ich hätte es, jetzt mögen auch die Anderen schauen, daß sie fertig werden!

Da entstand draußen im Vorhaus ein Streit zwischen mehreren Burschen wegen einer Tänzerin, er wuchs und wuchs, Wein und Eifersucht waren auch im Spiele, — ein schwerer Keil sauste hin und der Wegmacher Niklas, der Bruder Nothburga's, taumelte und stürzte an der Treppe nieder. Sein Schwesterlein rief er noch, aber als dieses kam und seinen blutströmenden Kopf in die Arme faßte, da starrten es seine Augen wohl noch an, aber diese waren steif und bewegten sich nicht mehr.

Noburga hatte einen frischen Rothsmarinstamm an der Brust, den gab sie nun ihrem Tänzer Martin: „Da, nimm ihn, der Strauß ist nicht für mich — sie haben meinen Bruder erschlagen!"

Und Martin nahm ihn, ging fort aus dem Haus und aus dem Städtchen und über Thal und Hügel — immer aufwärts gegen den Hochpaß.

Dort, unter dem Lärchbaum brach er erschöpft zusammen, als ob auch ihn ein Keil getroffen hätte, dann starrte er zum bemoosten, verwitterten Crucifix auf und flehte im Herzen: „Vater unser, zu uns komm' dein Reich!"

Dann zerknitterte er den Rosmarinstamm und dann kroch die Kreuzspinne über sein Haupt und zu seinem Herzen.

Es begann bereits zu dunkeln und vom Hügelland herauf zogen verlorene Klänge einer Gebetglocke.

Martin brach sich vom Lärchgeäste einen Stock, schritt

über den Paß und langsam abwärts gegen die Waldschlucht.

Plötzlich stand er still und horchte. Ein Uhu krächzte. Der junge Mann schauerte und eilte schnell weiter durch den Hohlweg.

Wieder blieb er stehen; er that einen gebrochenen Aufschrei. Unten in der Schlucht sah er Lichter flimmern und diese bewegten sich und kamen des Weges entlang ihm entgegen.

Martin verbarg sich unter dem Hang, er zitterte und betete leise.

Und die Lichter kamen näher — ein tiefes Gemurmel zitterte durch die Abendstille. Menschen zogen den Hohlweg heran und einer unter ihnen trug auf den Armen einen kleinen Sarg. Sie sprachen mit gedämpften Stimmen ein Gebet.

Den Letzten, der vorüber kam, frug Martin, wer die kleine Leiche sei.

Sie war das Kind einer fremden Bettlerin, vor wenigen Stunden erst in einer Köhlerhütte geboren. Weil der Wurm starb, bevor man ihm noch Wasser auf das Haupt gegossen hatte, verweigerte der Pfarrer das christliche Begräbniß. Aber als es Abend wurde, hatten sich einige Köhler und Holzleute in der Hütte eingefunden und Einer brachte sogar ein weißes, glattes Särglein mit und legte das todte Kind hinein. Dann zündeten sie Lichter an, trugen das Särglein fort durch die Waldschlucht und beteten.

Sie trugen es über den Hochpaß und zur Kapelle, wo die Holzuhr tickte. Dort gruben sie in weichem Moosgrund ein Gräblein und legten das Kind der Bettlerin hinein. —

Martin eilte hinaus durch die Schlucht.

Das war heute ein wunderlicher Tag für ihn, ein Tag voll Lust und Leid, voll Werden und Vergehen. — Wenn je an einem Tag das große Menschenglück aufgeht, so müßte er wie der heutige sein, und wenn je ein Mensch das Reich Gottes auf Erden entdeckt, so müßte er so suchen und sehnen und forschen und verlangen, wie der junge, bleiche Bursche, der durch die dunkle Waldschlucht wandelt.

Und ihm kroch heute eine Kreuzspinne bis zum Herzen. Ein großes, großes Glück kommt zu ihm — das Glück für alle Menschen, sonst ist es auch kein's für den Einzigen, der Alle liebt.

Nie noch rang Martin so mit seinen Gedanken und Gefühlen, als heute; in seinem Herzen glühte es, in seinem Kopfe glühte es. Heim eilte er in seine Hütte und als er die Thür fest hinter sich verschlossen hatte, zündete er einen Kienspan an.

Wie sah es aus in der Hütte des Wurzelgrabers?

Da stand ein Herd aus rohen Steinen, auf welchen halbverkohlte Aeste lagen; zwei Thontöpfe standen da, ein dritter stand auf dem kleinen, braunen Tisch und derselbe war voll Harzkörner, wie sie aus Ameisenhaufen hervor gegraben werden, den Namen „Waldrauch" führen und ein treffliches Mittel sind gegen Leibes- und Seelenschmerz.

Unter dem Tische lagen ein paar Ballen von getrockneten Wurzeln und Kräutern. Alle diese hatte Martin gesammelt, untersucht und ausgeforscht, aber das, was er suchte und immer suchte, er fand es nicht unter den Gewächsen. Und doch soll ein Kräutlein wachsen auf Erden, in dem es

ruht, tief verwahrt und verschlossen, das große, wunderbare Heiligthum — denn es ist ja für Alles, für Alles ein Kräutlein gewachsen, nur nicht für den Tod.

Unmittelbar neben dem Tisch war ein verworrenes Strohlager, fast zu breit und weit für einen einzigen Müden; es hat auch schon Nächte gegeben, wo dem armen Burschen auf demselben recht einsam war.

Ueber diesem Bett hingen ein paar Heiligenbilder unter Glas und daneben war an der Wand hin eine lange Bretterstelle, auf welcher große, dickbändige Bücher lagen und lehnten, — Bücher mit seltsamen Worten und Zeichen aus alten Zeiten.

Martin war in stillen Sommertagen und in wüsten Winternächten oft stundenlang vor diesen Bänden gesessen und hatte geblättert und nachgesonnen über die Zeichen und Geheimnisse, doch keine Lösung und Erlösung hatte er gefunden. — Ach, Martin kannte ja keinen einzigen Buchstaben, das s ausgenommen, welches aussieht wie eine Ringelnatter unter den Tannen- und Fichtennadeln des Waldbodens.

Martin hatte gehört, daß ein Buch geschrieben worden ist auf Erden, in dem es ruht, tief verwahrt und verschlossen, das große, wunderbare Heiligthum, das er suchte.

Heute, als der Bursche das Licht angezündet hatte, war das Erste, daß er einen der staubigen Bände aufschlug und eine Zeit darüber brütete.

Vergebens — vergebens; die tausend schwarzen Nadeln stachen ihm ins Auge, die Ringelnattern wurden lebendig und schlangen sich um sein Forschen und Träumen. Ach, er konnte ja nicht lesen.

Martin legte den Arm auf das Buch, sein Kopf sank auf denselben nieder und er begann bitter zu weinen.

So weint der denkende, ringende Menschengeist, dem das Wissen verschlossen und das Forschen verboten ist!

Endlich stieß Martin das vergilbte Buch in die Ecke, sprang auf, raffte nach Hut und Stab und verließ die Hütte.

Es war der Mond aufgegangen und im dunkeln Waldesgrund lagen silberne Tafeln und Fäden und Punkte. Martin schritt darüber hinweg — in diesen bleichen Strahlen lag es doch nicht, was er suchte. Er hatte sie schon gefragt in stiller Mitternacht; er hatte die Sterne angerufen; hatte am Tag der Sonnwende aus dem Windröschen und dem Sesamkraut ein Feuer gemacht und durch den aufsteigenden Rauch in die Sonne geblickt — aber verschlossen blieb ihm Himmel und Erde. Und doch träumte ihm einmal, es gäbe ein Lichtlein im Weltenraum, und das Lichtlein führe zum großen, wunderbaren Heiligthum, das er suchte. —

Und siehe, als der Bursche so durch Wald und Hag dahinschritt, da sah er auf der Heide ein Lichtlein.

Er eilte ihm träumend zu. Eine Köhlerhütte stand dort; wohlan, Martin sehnte sich nach Menschen.

Und als er zur Hütte kam, da fand er in derselben ein Weiblein einsam und verlassen auf einem Strohbund liegen; das schluchzte gar sehr, weil man ihm sein neugebornes Kind fortgetragen hatte hinaus in ein fremdes Grab.

Die Thüre der Hütte war offen, damit der Mond hinein scheine auf das Lager; sonst war Niemand in der Nähe, denn die Meilerstätte war ausgebrannt und leer. Jene, welche

am Abende gekommen, waren wieder fortgezogen mit dem Kinde zu frommer Bestattung.

Martin war erstaunt, aber er grüßte das fremde Weib und setzte sich an die Thürschwelle.

Der Kranken that es wohl, daß ein Mensch bei ihr war, zu dem sie reden und klagen konnte.

Sie war ein armes Weib aus dem Böhmerlande, war an der Seite ihres Mannes mit einer Harfe herumgezogen schon in der halben Welt und hatte dem Volke Leides- und Liebeslieder vorgesungen; das Volk gab Brot dafür und die Lebensluft dazu gab Gott umsonst. Vor einundzwanzig Jahren hatte sie ihrem Manne das erste Kind geboren und in zwei Jahren darauf auf geheimnißvolle Weise verloren. Der Knabe spielte am Wiesenraine, als sie vor dem Schloßthore eines reichen Mannes Lieder sang, und als sie ihn rief, kam er nicht und als sie ihn suchte auf der Wiese, auf dem Felde, im Walde — in der halben Welt suchte, fand sie ihn nicht.

Er blieb verschollen bis auf den heutigen Tag; wer ihn fände, am linken Fuß fehlt ihm eine Zehe, das wäre das Wahrzeichen.

Ihr Mann war auch schon zur Ruhe gegangen, singend starb er. Sie hatte seine Harfe auf das Grab gelegt, daß der Wind in derselben spiele; die ihre aber hatte sie an fröhliche Menschen hingegeben, denn ein Weib, das sein Kind verloren und seinen Mann begraben, hat keine Stimme mehr zum Singen.

Aber bald nach dem Begräbniß des Gatten merkte sie das neue Leben unter dem Herzen; bangend und hoffend zog sie weiter und bettelte sich durch mancher Herren Länder.

Hier in der Köhlerhütte übernachtend kam die Stunde, das Weib gebar und verlor wieder, und Holz- und Köhlerleute trugen das todte Kind in den Wald und legten es in ein einsames Gräblein.

„Und jetzt geh' ich," schloß das Weib ihr Erzählen, „und singe doch wieder — ich weiß neue Lieder. Bitterer kann's für mich nicht mehr kommen — wo ich Wittwen und Waisen finde, da sing' ich meine Gesänge."

„Gutes Weib," entgegnete Martin, „wenn ich singen könnte oder saitenspielen, ich ging' mit euch, vielleicht läge das, was ich suche, im Lied und in der Leier."

„Im Lied und in der Leier, lieber Mann, liegt Lust und Leid und Seligkeit, liegt Glück und Noth und Hungertod! — Ihr sucht ein ruhiges, glückliches Leben, ein häuslich Weib, eine heitere Kinderschaar, ein friedliches Alter; o, bleibt daheim, das Alles liegt in euren Bergen, bleibt daheim!"

„Daß ihr mich versteht, Weib, ich suche nicht mein Glück, ich suche das Glück und den Frieden der ganzen Welt — das Reich Gottes auf Erden!"

„Das Reich Gottes auf Erden!" rief die Bettlerin wild auflachend und sich emporrichtend, „ei, da sucht wieder einmal ein blinder Vogel nach der Sonne, die ihn einst geblendet hat. — Glaubt das einer armen Bettlerin, euer Suchen nach dem Weltglücke ist ein verlornes, das Weltglück ist zwar da, aber es heißt nicht Weltglück, es heißt anders. Wir kennen den Namen nicht und wir wissen nicht, wie es aussieht, darum ist alles Rufen und Suchen vergebens."

„Aber mir ist eine Kreuzspinne zum Herzen gekrochen, ich werde also ein großes, großes Glück finden; — dann

hab' ich einen Priester predigen gehört, der sagte von einem Reiche Gottes auf Erden."

„Es ist auf Erden, ja, und ich weiß auch wo: das Reich Gottes ist in dem Herzen eines Kindes, das schlummert."

— Wer jetzt den Mond betrachtet hätte! Langsam zog er hinter ein Wölklein und statt der lichten, freundlichen Scheibe sah man am Himmel ein dunkles Herz mit silbernen Rändern. Und das Herz wurde ein scharfes Dreieck und zackte sich aus, — es wuchsen Arme und Glieder und diese streckten sich aus nach allen Seiten und — jetzt kroch über das bläulich dunkle Himmelsgewölbe eine riesige Spinne dahin.

Und wer jetzt in Martins Herz geblickt hätte!

Dort wurde ein Märchen wach, wie es einst in einer stürmischen Herbstnacht die Großmutter erzählt hatte. — Im Herzen des Kindes! — Ja, hier liegt ein Geheimniß, eine Zaubermacht — im Herzen des Kindes liegt Himmel und Erde — Alles. Und darum hat jener Zauberer, von dem die Großmutter erzählte, ein Kindesherz geraubt und verzehrt sammt dem Geheimniß und der Macht, und er ist allmächtig geworden bis auf Eines. — Ei, dieses Eine ist unbedeutend — seinen eigenen Namen hat er vergessen und nicht mehr gefunden — er war namenlos. — Vielleicht auch das nicht, wenn er das Geheimniß zu Nutz und Frommen der Menschheit angewendet hätte. — —

Endlich, endlich gefunden, du bleicher Jüngling, — im Herzen des Kindes! —

Ach, Martin, das Märchen der Großmutter wahr lehrreich; der Zauberer war namenlos geworden, er hatte den Namen Mensch verloren, er hatte ja eine so unmenschliche

That begangen. Martin, und wie hast du es so unglücklich falsch verstanden in deinem einfältigen Herzen!

Martin bebte, er hielt sich an die Thürpfoste und wie im Lippenkrampf preßte er die Worte hervor: „Auch im Herzen eines Kindes, das todt ist?"

Kühle Nachtluft zog durch die offene Thür, die Bettlerin schauerte und vergrub sich in das Stroh.

Der Bursche lauerte auf Antwort.

„Ihr seid ein Narr!" rief die Kranke, „geht euere Wege und laßt mich allein, ich will beten und an mein Kind denken, geht nur!" —

Und der Wurzelgraber erhob sich langsam und ging über die Haide.

Der Mond stand wieder frei und klar am Himmel, als Martin mit einem kleinen, doppelkämmigen Spaten, den er zum Ausgraben von Wurzeln und Kräutern zu verwenden pflegte, von dem Hochpaß, wo der Lärchbaum steht, niederstieg durch den jungen Wald gegen die Schlucht — gegen die Kapelle.

Es ist drückend zu erzählen, wie der Mann gekämpft hatte mit seiner Muthlosigkeit, mit seiner Gespensterfurcht, wie er die Stunde beschwor und sich einsegnete mit allen Kreuz- und Wunderzeichen, wie er sich taufte mit „Stefaniwasser", das gegen alle Anfechtungen stählt; — aber sein Wahn, die Menschheit glücklich zu machen, rief ihn zu einer That, zu der er jetzt hinabstieg durch den jungen Wald gegen die Kapelle.

Der Mond war hinter den Felsen gezogen und das Kirchlein mit dem kleinen Anger, auf dem es stand mitten im Walde, lag in tiefem Dunkel.

Auf dem Thürmchen klappte laut und hohl das Werk der Holzuhr.

Behend und geräuschlos, wie sonst nie, eilte der Wurzelgraber um das Kirchlein und ließ seinen Blick irr umherschießen. Plötzlich trat er auf lockeres Moos und sein Fuß stieß an ein Kreuzlein, das im Boden stak. „Hier!" hauchte er und kauerte sich nieder. Fester faßte er den Spaten in die Hand und noch einmal rief er alle guten Geister an. Aber in dem Augenblick, als er das Eisen in den Boden graben will, beginnt es auf dem Thurme zu rasseln und zu klappern, als ob hundert Todtengerippe tanzten.

Martin sprang auf und floh angstvoll in das Gebüsch.

Das Geräusch währte eine Zeit fort und wiederhallte seltsam im Walde. Endlich war es wieder still — ganz still, auch das Ticken der Uhr hatte aufgehört.

— Vielleicht ist das Uhrwerk abgelaufen, — kam es dem Wurzelgraber in den Sinn, aber er zitterte an allen Gliedern und die Knie wollten ihm zusammenbrechen. Er beschloß nun mit seinem Werk zu warten, bis der Tag anbreche.

So blieb er im Gebüsche versteckt, bis der erste Vogelsang wach wurde, bis es graute und sich lichtete und bis über die östlichen Ebenen das Morgenroth aufging.

Jetzt begab sich Martin wieder an die Stelle, wo das Kreuzlein stak. — Hier liegt das Kind der Bettlerin begraben . . . Das Herz eines Kindes, das schlummert, — das Geheimniß, die Zaubermacht, das Reich Gottes.

Emsig warf Martin das Moos und die Erde aus, mit dem Spaten und mit allen Fingern grub er und endlich stieß er auf den kleinen Sarg. . . . Den scharfen Spaten stämmte er zwischen die Fugen — es krachte und der Deckel sprang ab.

Da lag es nun, in Lumpen, winzig und bleich und steif, das Menschenkindlein, zusammengekauert, die Händchen über die Brust gekreuzt, schier noch, wie im Mutterschooß.

Leise rauschte es in den Blättern und Nadeln, auf allen Wipfeln sang und klang es — das Morgenroth strahlte in das Gräblein.

Martins Antlitz war fahl, seine großen Augen rollten unstät, zum erstenmal war es ihm, als sei das, was er nun begehen wollte, eine ungeheuerliche That.

— Aber im Herzen des Kindes liegt es, und jener Zauberer nahm es heraus und wurde allmächtig! Und die Großmutter hatte die Geschichte so oft erzählt und auch sonst wurde im Gebirge viel von derlei gesprochen.

Im Beinkleid, am rechten Oberschenkel hatte der Wurzelgraber seine Messerscheide stecken. Nach dieser griff er nun und zog ein schmales, langes Messer hervor, wie es die Gebirgsbewohner als Taschenklinge bei sich tragen.

Als Martin die zarten Händchen der Leiche von der Brust wegziehen wollte, fiel es ihm ein, daß die Finger eines neugeborenen Kindes eigentlich auch etwas Wunderbares an sich haben. Diebe brauchen das; wenn sie in irgend einem Hause, wo sie sich zur Nachtzeit zum Raube eingeschlichen hatten, so ein Fingerchen anzünden, so brennt das, wie ein Kerzlein, und so lange es brennt, wird kein Mensch im ganzen Hause wach.

Aber nein und nein, Martin war kein Dieb, er schauerte vom bloßen Gedanken; er wollte ja nichts sonst von der armseligen Leiche als das Herz, in dem das Reich Gottes liegt.

Zu diesem Zwecke nun schiebt er die steifen Händchen zurück. — —

Zwei Holzhauer, die von ihrer Hütte zum Tagewerk an der Kapelle vorüber kamen, fanden den Mann so.

Zuerst sahen sie ihm von der Ferne zu, wie er in der Grube kauerte und die Erde auswarf. Endlich erkannten sie den Martin und meinten, er grabe Wurzeln; aber so tief gräbt sonst kein Wurzelgraber ein.

„Er hebt wohl gar einen Schatz!" sagte Einer zum Andern.

„Wäre schon recht, dann müßte er mit uns theilen."

Jetzt zog er das Messer aus der Scheide; die beiden Männer schlichen näher hinzu und da sahen sie neben dem Erdhaufen das Grabkreuzlein liegen.

„Heiliger Gott!" lispelte einer der Holzknechte, „der scharrt ja ein Grab auf!"

„Dummes Zeug! wer läg' denn da begraben?"

„Wohl gar das Bettlerkind, das sie gestern bestattet haben. Ich hört', sie trugen es in den Wald. Doch, was wollt' er damit? — Dieser Martin ist ein sonderbarer Mensch!"

„He, Martin!" riefen sie laut, „was machst denn da?"

Dieser fuhr zusammen, lehnte sich dann über das Särglein und stotterte: „Ich? — machen? — wurzelgraben."

Aber die Holzhauer hatten es bemerkt, was hier vorging und sie verständigten sich schnell, was nun zu thun sei.

Der Bursche wollte entfliehen, aber die Männer hielten

ihn fest und sagten: „Martin, du hast da was angestellt und jetzt kommst du mit uns, wir treiben dich in die Stadt.“

Da fiel Martin auf die Knie und beschwor, daß er nichts Böses gewollt und gethan, er werde es schon sagen, warum er das Grab aufgescharrt — es sei vielleicht verboten gewesen, das sei ihm selbst so vorgekommen, aber er meine es nicht schlecht mit den Menschen und sie möchten ihn nur machen lassen, es geschehe zu Aller Nutz und Frommen.

Aber die Holzknechte sagten: „Du bist ein schlechter Mensch, Martin, oder ein Narr, und du mußt mit uns.“

Einer löste einen Strick von der Trage, auf der er den Lebensunterhalt für die Woche gepackt hatte, und wollte damit dem Wurzelgraber die Hände binden, allein, dieser bat weinend, daß man ihm das nicht anthue, er gehe schon so auch mit; wenn er wirklich Strafe verdient habe, so leide er sie auch.

Und nun führten sie den bleichen Burschen abwärts durch den Wald gegen das Hügelland und das Städtchen.

Das Grab am Kirchlein blieb einsam und offen, es ging die Sonne auf und erhob sich über die Wipfel, und als die Mittagsstunde kam, schien sie in das Särglein auf die kleine Leiche.

Es war nach Tagen.

Martin saß traurig in einer Kammer und zählte die kleinen, sechseckigen Scheiben am Fenster. Die Kammer war wohl größer und wohnlicher, wie seine Hütte daheim im Walde, aber die Thür war verschlossen.

Eine Kreuzspinne war ihm zum Herzen gekrochen — und doch saß er im Gefängniß!

Er mußte einen großen Fehler begangen haben, das war ihm jetzt klar, aber, wenn er nur beweisen könnte, daß er kein schlechter Mensch sei! Wenn doch nur die Thür nicht versperrt wäre, damit er zeigen könnte, daß er auch freiwillig bliebe und seine Strafe leide bei offenen Thüren.

Ein Mann brachte ihm täglich Suppe, Gemüse und Brot, machte ihm das reinliche Strohbett und als es einmal draußen regnete und der Wind am Hollunderstrauch vor dem Fenster säuselte, feuerte er gar in den kleinen Blechofen.

Es kamen die ersten Wintertage, wüster und heftiger schlug der Wind an das Fensterchen und pfiff schrill durch die Fugen; endlich wurde es ganz grau vor den Scheiben und Flocken tanzten und der Schneestaub legte sich in die Fensterwinkel. Da kam der Wärter öfter und machte Feuer in dem Ofen.

Das kam dem Burschen liebreich vor, so arg mußten es denn die Menschen doch nicht haben auf ihn.

Und doch schlug Martin seine rauhen Hände oft heftig vor die Stirne und einmal stampfte er in Verzweiflung mit dem Fuß. — Wenn ein Mann im Gebirge arbeitet, tagtäglich von seiner Kindheit an arbeitet -- und mit einemmale muß er ruhen und unthätig sein, muß müssig sein bei gesunden Gliedern, muß dasitzen zwischen den Mauern, und draußen ist und harrt die Arbeit — das ist eine Pein, eine Folter für den an Thätigkeit gewohnten Mann.

Martin litt diese Folter. Sein ganzes Wesen ging dahin, daß er wieder daheim auf seinen Höhen sei, dort wolle er arbeiten und graben und seine Hütte vergrößern, und Nothburga zum Weib nehmen. Alle Welt möge gehen, wie sie

geht, sie sei ohnehin des Glückes nicht werth, sie sei undankbar.

Einmal bat Martin den Wärter, dieser möge ihm Stroh bringen, er wolle Strohschuhe flechten, aber der Wärter brachte ihm keinen Halm. Da weinte der Bursche und klagte: „Das thun sie mir zur Pein an; mir wär' es tausendmal lieber, sie gäben mir nur Brot und Wasser, aber Arbeit dazu!"

Eines Tages wurde es anders.

Ein Gerichtsdiener trat mit dem Gefangenwärter ein, und befahl dem Wurzelgraber, daß er folge.

Martin that es freudig, denn nun durfte er wohl wieder heim in seine Wälder.

Aber in der Vorhalle nahm der Gerichtsdiener ein Kettenschloß vom Gesimse und legte es dem armen Burschen an die Hände.

So führte man ihn in das Freie, wo es so blendend weiß und licht war, und wo doch der graue, düstere Winter lag. Sie führten ihn durch einige Gassen der Stadt und über den Marktplatz. Menschen drängten sich heran, daß schier der Weg versperrt wurde, aus allen Fenstern sahen Leute und Viele zeigten mit Fingern auf den Wurzelgraber und riefen: „Dort geht er, das ist der Leichenräuber!"

Leichenräuber! — In seinem Leben war dem unglücklichen Aelpler kein plötzliches Leid so zu Herzen gedrungen, als dieses schreckliche Wort. Diese Anklage war furchtbar, war zerschmetternd. Jetzt erst ging ihm das schreckliche Licht auf und sein Todesurtheil hatte er jetzt gehört. Nun war

Martin überzeugt, daß dieser Gang in Ketten sonst nirgends hinführe, als hinaus vor die Stadt zum Hochgerichte.

Er wäre zusammengebrochen mitten auf dem Marktplatz — aber der Gefängnißwärter stützte ihn.

Sie kamen am Hause vorüber, wo Martin vor wenigen Tagen mit Nothburga getanzt hatte, wo sie den Niklas erschlugen. Ach, das war ein unheilvoller Tag und eine unglückselige Nacht! Ja wohl, unglückselig, wenn Einer das Reich Gottes sucht und er findet das Hochgericht!

Ein Wegweiser ist geschrieben und aufgerichtet, aber gar Mancher hat ihn übersehen und Mancher kann ihn nicht lesen und deuten und geht den Weg des Verderbens! —

Endlich führten sie den Wurzelgraber in ein Haus und über eine breite, steinerne Treppe in einen großen Saal. Der Saal war durch ein Eisengeländer in zwei Räume abgetheilt. In einem dieser Räume standen und drängten viele Menschen, in dem andern saßen an einem langen, grünen Tisch tiefernste Männer in dunkler Kleidung.

Einige Fenster des Saales waren durch Vorhänge verhüllt. Auf dem grünen Tisch stand zwischen zwei brennenden Wachskerzen ein Crucifix. Vor dem Tisch war ein einzeln dastehender Stuhl ohne Lehne.

Zu diesem Stuhle wurde Martin geführt und dort nahm ihm der Gerichtsdiener das Schloß von den Händen.

So stand er da, der bleiche Bursche mit den großen, dunkeln Augen, den wirren Haaren und dem ungepflegten Bartanflug. Das Zittern seiner Mundwinkel verkündete einen unendlichen Schmerz und das Auge flehte die Männer

in dunkler Kleidung an, daß sie diesen Schmerz von ihm nehmen möchten.

Aber die Richter blieben kalt, nur sagten sie zu einander: „Noch so jung, noch so jung!"

Da lag ein Stoß Papierblätter und auf diesen stand Alles geschrieben. Der gerichtliche Befund der kleinen Leiche, die Aussage der beiden Holzhauer, wie sie ihn an jenem Morgen an der Waldkapelle neben der Leiche trafen, von dem Wahne des Mannes, das Reich Gottes zu suchen und die Menschen glücklich zu machen, und von noch Anderem stand auf den Blättern. Da wurde jetzt aus diesen vorgelesen, dann wurde gesprochen, und es sprachen Einzelne und sie sprachen durch einander, laut und leise, und Martin stand da und verstand von Allem kaum ein Wort.

„Wie alt ist Er jetzt — Er?" frug der Vorsitzende plötzlich, „hört Er nicht, ich frag' wie alt?"

Der Wurzelgraber schrack aus seinem Brüten auf. „Wie alt," stotterte er, „das weiß ich gar nicht recht, ich bin in die Welt gekommen in dem Jahr, wie der große Sturmwind gewesen ist."

„Hat Er noch Eltern?"

Martin schüttelte den Kopf.

„Nicht also?"

„Meine Mutter hab' ich gar nicht gekannt, sie ist gleich im Kindbett gestorben und meinen Vater hat vor zehn Jahren der Brand umgebracht."

„Was hat Er denn immer gemacht, seit Er in der Welt ist?" frug der Richter.

„Was wird Unsereiner auch machen! Mein Vater hat mir nichts lernen lassen können, nur die Wurzeln und Kräuter hat er mir angesagt, und sobald ich stark genug gewesen, bin ich das Wurzelgraben angegangen.“

„Kann Er davon leben?“

„Das just wohl, aber ersparen hab' ich mir noch nichts mögen.“

„Ist Er militärpflichtig? — Ich meine, ob Er sich schon einmal stellen hat müssen?“

„Ja, ich war wohl einmal, aber da haben sie mich wieder heimgehen lassen.“ —

So ging es fort. Oft war Martin verwirrt und antwortete gar nicht, und als das Verhör zur betreffenden That an der Waldkapelle kam, zitterte der Bursche und weinend rief er: „Ja, ich hab's than, aber ich hab's nicht schlecht gemeint.“

Endlich frug man ihn gar nicht mehr und der Staatsanwalt stellte den Antrag: schweren Kerker auf zehn Jahre!

Da stand ein Mann mit langem, braunem Vollbart auf, der abgesondert an einem Tischchen saß und bisher nur wenig gesprochen hatte. Dieser hielt nun eine lange Rede. Er legte noch einmal den Thatbestand dar, sprach dann von dem unbescholtenen Vorleben, von der Erziehung, der Erscheinung und den Verhältnissen des Wurzelgrabers und schloß endlich seine Rede:

„Wir haben, meine Herren, keinen Verbrecher vor uns, sondern ein unglückliches Opfer des Aberglaubens, das wir wohl tief bedauern, aber nicht richten können. Wir Alle, die wir uns heut' zu Tag' der Humanität und Bildung,

des schönen, lichteren Geisteslebens erfreuen, ständen ohne Erziehung und Schule auf der Stufe, auf welcher unser Angeklagter steht. Der Unglückliche hier wäre durch eine entsprechende Ausbildung ein herrlicher Mensch geworden, edler und besser vielleicht, als Einer. Der Mann hier trägt viel Menschenliebe im Herzen, das zeigt sein Streben, ein Weltbeglücker werden zu wollen. — Wer unter uns hat als begeisterter Junge in den Studentenjahren diesen Wahn nicht getheilt, freilich mit weniger Konsequenz, weil wir bald sahen, daß es ein Ideal ist und unter den leidenschaftsvollen Menschen auf Erden nicht verwirklicht werden kann. Diese Aufklärung aber in dem Sinne ist unserem Manne hier nicht geworden, weil er keine Ausbildung und keine Lebensschule genoß, und so hielt er starr und fest an dem Wahne und verfolgte sein ideales Ziel mit Aufopferung seines eigenen Wohles. — Dazu kam der Aberglaube. Auch wir haben als Kinder Fabeln und Märchen geglaubt und würden sie noch glauben, wenn wir nicht durch ein Aeußerliches, durch die Schule, eines Anderen überzeugt worden wären, denn die eigene Vernunft arbeitet sich aus dergleichen gar schwer heraus. Der Mann aber ist nicht durch ein Aeußeres, durch die Schule eines Anderen überzeugt worden, im Gegentheile, seine Umgebung hat den Aberglauben in ihm nur noch mehr bestärkt und bestätigt. — Sie geben mir zu, meine Herren, daß ein Verbrechen, wie Mord, Brandlegung u. s. w. von einem Ungebildeten aus Aberglauben begangen, nicht so schwer in die Wagschale fällt, als wenn dasselbe von einem Gebildeten aus Haß und Rache verübt wird. Nun ist aber der gegenwärtige Fall kein Mord und keine

Brandlegung, er ist kein Akt des Hasses und der Rache, nicht einmal der Eigenliebe. An einem Todten hat sich der Angeklagte vergriffen, in dem Wahne, den Lebendigen dadurch das Glück zu geben. Wollen Sie das, meine Herren, sühnen, wie ein Verbrechen? Wohl heißt es: laßt die Todten ruhen! Aber machen Sie einmal dem anatomischen Kabinet einen Besuch, dort wird die sogenannte Ruhe auch gestört und entehrt — die Todten werden zergliedert, zerstückt — zum Vortheile der Lebendigen. — Ich behaupte nicht, daß es kein Verbrechen ist, die Gräber zu öffnen; es ist Leichenschändung und Leichenraub geschehen, diesen die vollste Strenge des Gesetzes! Der gegenwärtige Fall ist ein anderer und in Bezug auf das bereits Gesagte zu entschuldigen. — Erwägen Sie den Fall noch einmal, meine Herren, und erwägen Sie meine Worte, die ich aus der Tiefe meines Herzens für das unglückliche Wesen hier gesprochen habe. Richten Sie über das Vergehen eines Verirrten nicht, wie über ein Verbrechen. Die hier in Verhandlung stehende That ist nichts, als ein unwissentliches Vergehen gegen die Sitte; betrachten Sie dieselbe als solches, meine Herren, und lassen Sie den armen Mann heimziehen in seine Berge!"

Nach dieser Rede war es still im ganzen Saale. In Martins Auge hing eine große Thräne; er stürzte hin vor den Vertheidiger, umschlang seine Füße und rief: „Der ist mein einziger Freund in der Welt!"

Aber dieser wehrte kühl ab und ohne noch ein Wort zu sagen, setzte er sich an seinen Tisch. —

Die Richter erhoben sich von ihren Sitzen und traten in ein Nebenkabinet.

Der Staatsanwalt und der Vertheidiger, die sich anscheinlich eben feindlich gegenüber standen, gingen jetzt zusammen und plauderten in einer Fensternische. Das Volk war unruhig und erging sich in Muthmaßungen über das zu erwartende Urtheil. Die Kerzen brannten matt und ruhig neben dem Kreuzbild und Martin saß auf seinem Schemel und starrte zu Boden.

Endlich, nach einer geraumen Zeit öffnete sich die Thür des Kabinets, die Richter traten heraus und der Vorsitzende verkündete das Urtheil.

Martin war frei.

Da Sturm und heftiges Schneegestöber wüthete, so wurde dem Wurzelgraber gesagt, er könne noch einen Tag in dem Hause bleiben, in welchem er in der Untersuchungshaft war, und man wies ihm eine wohnliche Stube an. Ein Mann brachte auch Stroh und Bindwerk in die Stube, daß er, wenn er wolle, Strohschuhe flechten könne. Aber Martin ließ das stehen, er sah immer nur durch das Fenster in das grau verschwommene Wehen und Wogen des Schneegestöbers hinaus. Das Fenster hatte kein Gitter, die Thür war nicht verschlossen, der Ofen war warm. Er war kein Gefangener, er war Gast und morgen lichtet sich der Himmel und es geht heim zu.

— Aber wenn doch eine Schuld in dir läge, Martin, und wenn sie dich morgen von dieser Stube wieder in den Kerker führten? — Daheim steht deine Hütte, daheim harrt Nothburga; die Hütte ist verlassen, Nothburga denkt deiner in

Lieb' und Schmerzen. Und all die Menschen halten dich für einen Missethäter! Wer soll da noch säumen eine ganze lange Nacht, wer soll da nicht heim und wenn Spieße vom Himmel fielen? —

So sann Martin, als er durch das Fenster sah.

Und als es zu dämmern begann, da hielt es der Bursche nicht mehr aus, fest zuknöpfte er seinen Rock, tief in die Stirne drückte er seinen Hut, dann schlich er fort aus der Stube, aus dem Hause wie ein Dieb.

Die Gassen des Städtchens waren leer, überall lag hoher, lockerer Schnee, ein schneidender Wind wehte dem Dahineilenden Flocken und Eisnadeln in das Gesicht.

Aus den Fenstern strahlten Kaminfeuer und Abendlichter — gastlich einladend, aber Martin eilte davon, so gut es ging. Außerhalb des Städtchens war bald kein Weg und kein Steg mehr zu erkennen, aber der Wurzelgraber schritt rüstig über den Schneeboden dahin, gleichgiltig, ob auf Weg oder Feld oder Haide, die Richtung wußte er ja und er wußte auch wohin.

Und stundenlang irrte er durch die Gegend und er kam nicht weiter; noch die Mitternachtsstunde hörte er von der Thurmuhr des Städtchens schlagen. Aber Martin war muthig, es ging ja heimwärts.

Endlich kam er zum Wald und auf demselben lag ein Schneegewölbe und das gab einigen Schutz gegen den Sturm. Freilich war es gar finster unter den Aesten und die Wipfel rauschten unheimlich und hier und da fielen Schneeklumpen zu Boden, aber Martin achtete das nicht, er war ein Sohn

des Waldes und hatte so manchen unwirthlichen Winterabend im Freien zugebracht.

Lustig ging's fort zwischen den Stämmen und Sträuchern über Stock und Wall und Martin pfiff sogar einen Almer. Plötzlich aber kreischte er auf und sank fast auf den Boden.

An seinem rechten Arm hatte ihn eine Hand gefaßt.

Der Bursche stöhnte ein Gebet.

„Ei, das ist wohl gar der Leichenräuber!“ rief eine Stimme — eine ganz fremde Stimme.

Martin flehte um Gnade. Eine männliche Gestalt stand vor ihm — wie aus der Erde aufgetaucht war sie gekommen.

„Beruhige dich, Bruder,“ lachte die Gestalt, „ich kenne ja deine Geschichte und ich weiß, daß du unschuldig bist. Steh' auf, Narr, wir halten uns zusammen, daß wir aus dieser Mördergrube kommen, ich hab' Frost und Hunger. Wir wollen uns einander beistehen, wir haben das gleiche Geschick. Solltest du mich noch nicht gesehen haben, so sage ich dir, daß wir die letzten Wochen hier in einem Hause gewohnt haben. Ich ließ mir von dir erzählen und hätte nur gewünscht, mit dir zusammen zu wohnen. Ich bin ein ehrlicher Kerl und unschuldig haben sie mich hingehalten, alberner Händel wegen, an denen ich mich gar nicht betheiligt habe. Erst in den letzten Tagen kam meine Unschuld ans Licht und man ließ mich frei. Jetzt freilassen, jetzt zur rauhen Winterszeit; was soll ich anfangen, ich bin nicht von hier und ich habe keinen Erwerb. Kaum die nöthige Kleidung habe ich, so daß sie mich im Zwilchröcklein und in der Wollen-

haube fortgehen ließen. Was soll's nun werden mit mir, wenn ich nicht gute Menschen finde!"

Wie diese Worte mit Lachen begonnen hatten, so hörten sie mit Weinen auf — der Fremde schluchzte heftig.

Martin hatte sich von seinem Schreck erholt — das war ja kein Bösewicht, der ihn überfallen wollte — ein armer Nothleidender war's, ein Hungernder, ein Frierender. Brot hatte der Wurzelgraber keines, aber einen dichten Lodenrock hatte er und den bot er dem Fremden bereitwillig an.

„'s ist eine Gewissenlosigkeit," sagte dieser, „wenn ich von dir Rock und Hut nehme, aber wenn mir der Frost nicht schon bis an's Herz ginge und wenn ich nicht wüßte, daß deine Güte zu mir aus wahrer, christlicher Liebe kommt, so würde ich die Kleider nicht annehmen."

Der Fremde nahm Martins Rock und Hut und warf dem Wurzelgraber die leichte Zwilchjacke und die Wollenhaube dafür hin, wie er sie aus dem Arrest mitgebracht hatte.

Martin zog diese Kleider ruhig an, dann lud er den Fremden ein, daß er mit ihm gehen möge, er kenne die Gegend, er führe ihn aus dem Wald und in eine Herberge.

So gingen sie weiter, beide sprachen wenig. Ueber ihren Häuptern krachten die Aeste, einzelne brachen sogar und stürzten rauschend nieder.

Endlich kamen sie auf einen freien Platz, der mitten im Walde lag.

Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen, es war der Mond aufgegangen und senkte sein Halblicht durch das graue Gewölke, das über den Baumwipfeln dahinjagte.

Der Fremde zog den Lodenrock eng zusammen und

lehnte sich an einen Baum, er war erschöpft. Der Mond schien einen Moment in sein Gesicht, das war noch jung, aber sehr bleich.

Martin stand neben seinem Gefährten und hauchte sich in die Hände.

Plötzlich horchte der Mann am Baume auf. Von der entgegengesetzten Seite der kleinen Haide war es zu hören, wie Pferdetraben.

Martin fiel wieder in Angst, aber der Fremde murmelte in sich hinein: „Geköpft wie gehangen, ein Teufel!"

Das Pferd trabte langsam heran, auf demselben saß eine von Schnee halb eingehüllte Gestalt.

— Da reitet ein nächtlicher Wanderer durch den Wald — das geht sehr langsam, das Roß ist müde, der Reiter schläft wohl gar.

Der am Baume lauerte. „Sieh' einmal," sagte er dann leise zu Martin, „ist das ein Leichtsinn von dem Mann, jetzt schläft er auf dem Pferd und erfriert. Man muß ihm beistehen und wecken, doch früher müssen wir sehen, mit wem wir's zu thun haben. Jetzt, wenn das Pferd ganz nahe gekommen sein wird, so fasse du es vorsichtig beim Zügel, ich werde den Mann wecken, daß er doch nicht erstarrt."

Und als das Pferd ganz nahe war, faßte es Martin am Zügel und in demselben Augenblick stürzte sein Gefährte herbei und riß den Reiter nach rückwärts zu Boden.

Ein Hilferuf, ein Pistolenschuß, ein Aufschrei. Zwei Männer lagen im Schnee und rangen, ein dritter lag in seinem Blute. Das Pferd wieherte, schlug aus und herum in

einem weiten Halbkreis lief es, daß der Schnee hoch aufstaubte und der Boden dröhnte.

Endlich gelang es einem der Ringenden sich aufzuraffen, den andern von sich zu schleudern, sich auf das Pferd zu schwingen und im vollsten Galopp davon zu rennen.

Auch der Zweite erhob sich, schüttelte den Schnee von Kleidung und Bart, sah dann dem dahin eilenden Pferde nach und schüttelte den Kopf. „'s ist ein Glück, daß mich der Hallunke nicht erwürgt hat," brummte er, „das Knie preßte er mir lang genug in den Hals. Die Uhr mag er denn haben und mein Brauner, ei, der wird mir schon wieder kommen. Da liegt ja — ach Gott, da hab' ich ja Einen erschossen!" rief er aus, als er unseren Martin auf dem Boden liegen und sich winden sah.

„Weh, und gerade durchs Bein," wimmerte Martin, „und jetzt kann ich gar nicht weiter!"

„Du Allmacht, das ist ja der Wurzelgraber Martin!" sagte der beraubte Mann, „aber wie kommst doch du um des Himmels Willen unter die Straßenräuber?"

Der Arme jammerte, weinte und lachte wild auf und endlich that er den lauten, zitternden Ruf: „Ja ja, ich bin's, ich bin der unglückliche Wurzelgraber Martin!"

Wie er hingellte, dieser Klageschrei durch die Sturmnacht — — warum hört ihn kein Gott, warum verschließt das Schicksal die Ohren, wenn ein schuldlos Opfer weint und klagt? —

Der Andere stand einen Moment sinnend da, „nein, Martin," sagte er dann gedämpft, „wenn ich gewußt, daß es du bist, ich hätte nicht geschossen, aber sei nur ruhig, ich

werde dir das Blei schon wieder herausziehen. Mit dem Verbinden aber müssen wir's schnell machen, dann nehm' ich dich mit hinaus in das Dorf."

„Nein, ins Dorf nicht, wenn ich euch bitten darf, tragt mich hinein in die Stadt zum Gericht, sie werden euch's lohnen!"

„Zum Gericht gehörst du jetzt nicht, komm, ich trag' dich schon ins rechte Haus."

„Aber, ich weiß nicht, wie das ist; seid ihr angefallen worden? zuletzt ist wohl gar — ach, ich weiß nicht und ich versteh's nicht — Jesus, ich bin wahnsinnig geworden!"

„Ruhig, wir müssen eilen, dein Blut fließt in den Schnee und in Hochdorf liegt Jemand in Sterbensnoth!"

Als dieser Mann dem Unglücklichen sein rechtes, verwundetes Bein verbunden hatte, hüllte er ihn in seinen Mantel, faßte ihn auf den Rücken und trug ihn durch den Wald.

„Ihr seid gar der Bader von Dernau?" frug Martin unterwegs einmal.

„Ja, Martin."

„Dann kenn' ich euch. Abes das werdet ihr euch von dem Martin nicht gedacht haben, das! Doch bei Gottes Kreuz und Leiden, ich hab's nicht gewußt und nicht gewollt — — "

Er sprach nicht weiter; so heftig war der Schmerz, den er litt, daß er kaum die Kraft hatte, sich an dem Nacken seines Trägers festzuhalten.

Bergauf und thalab ging's, über Hügel und durch Schluchten; kaum, daß der Bader in Nacht und Schnee den unsichern Fußsteig traf. Auf den Anhöhen hatte der Sturm

Bäume geknickt, und man konnte es von nah' und ferne noch hören, wie sie zusammenbrachen. In den Schluchten lag tiefer Schnee und die Aeste der Bäume drückte er nieder, daß sie den Wandelnden mit seiner Last oft und oft den Weg versperrten.

Der Wolfswald ist eine unwirthliche Gegend, die Leute gehen nicht gerne durch denselben in solchen Stunden. Nur der Arzt von Dernau, der fast täglich in's Hochdorfer Armenhaus jenseits des Waldes muß, hat den nächtlichen Ritt schon unzählige Male gemacht; freilich das, wie heute, ist ihm früher noch nie begegnet.

Der Bader stand oft still und stellte seine Last auf einen Baumstock, dann trocknete er sich die Stirne. Es war ihm heiß trotz des eisigen Schneewehens.

„Bader, ihr richtet euch zu Grunde!" sagte Martin einmal leise, „lehnt mich da unter die Tanne und wenn ihr nach Hochdorf kommt, so schickt mir ein paar Männer herüber, ich werde derweilen nicht erfrieren."

„Martin, da würdest du sehr krank werden!" entgegnete der Arzt und schleppte seine Last weiter und weiter. Er zwang und kämpfte sich über Gestock, Gefälle und zusammengewehten Schnee und erreichte endlich die Lichtung, wo die Felder beginnen.

Und als er über die Felder hinschritt, da wurde es im östlichen Gewölke lichtgrau und auf dem Boden, wo der Wind den Schnee weggefegt hatte, sah man immer deutlicher die Steine und Halme. Und wenn Wind und Schneewehen für Augenblicke ruhig war, so konnte man vor sich im Thale

einzelne Lichter sehen und das Geklapper des Korndreschens vernehmen.

Es ist ein alter Brauch in Hochdorf, daß die Knechte im Spätherbste schon um zwei Uhr Morgens auf der Tenne sind. Erst, wenn sie ihre dreihundert Garben ausgedroschen haben, essen sie die Morgensuppe und gehen dann zur Holzarbeit in den Wald.

Als der Arzt gegen das Dorf kam, begegneten ihm wirklich schon Männer mit Aexten und Sägen.

„Grüß Gott, Bader! heut' zu Fuß?“ sagten Einige und hoben ein wenig ihre hohen Filzhüte.

„Dank euch Gott!“ entgegnete der Mann Jedem, „geht schon in's Holz?“ Und Einen frug er noch ganz besonders: „Wie geht's im Armenhaus, habt ihr nichts gehört, ist Alles gut?“

„'s wird wohl sein, hab' nichts gehört; wie ich jetzt vorbei gegangen bin, hab' ich kein Licht im Hause gesehen. Du heiliger Josef, Bader, was schleppt ihr denn auf euerem Rücken daher?“

„'s ist ein Kranker aus dem Walde,“ sagte der Arzt und schritt langsam weiter.

Warum hat er's den Leuten nicht Alles erzählt, daß sie den Räuber verfolgt hätten? — Der Mann kannte sein Pferd, zudem nur jetzt keine Sekunde Zeitverlust.

Im Dorfe selbst begegnete ihm Niemand. In einigen Bauernhäusern hatte man Licht in der Stube, in anderen war es dunkel. Hie und da krähte ein Hahn.

Der Wind hatte nachgelassen, aber dichte Schneeflocken fielen nieder und legten sich dicht und dichter auf die Stroh-

dächer, auf alle Pfähle, Brunnentröge und Zaunstangen. Und was sich an den Rücken des mühsam einherschreitenden Mannes schmiegte — kaum war es unter dem Schnee mehr zu erkennen, was es war.

Endlich, gegen dem Ende des Dorfes, etwas abseits vom Weg, stand ein altes Gebäude aus Stein mit Erker und Thürmchen. Das Dach stand an einzelnen Stellen weit hervor, die Fenster waren groß, aber vergittert. Ueber dem weiten, doch geschlossenen Thor an der Mauer war ein Gemälde, den barmherzigen Samariter darstellend, wie er den unter Straßenräuber gefallenen Mann auf die Schulter ladet.

Diesem Hause ging der Arzt zu und zog am Eingange an einem Glockenstrange.

Bald öffnete sich das Thor und die Schließerin, ein altes Mütterchen, streckte dem Ankömmling die Hand entgegen: „Gott sei Dank, weil ihr doch endlich nur da seid!"

„Gibt's was?"

„Ach sonst nichts, aber —"

„Was macht die Kranke?"

„Mein, die ist rechtschaffen passabel, seit Mitternacht hat sie einen guten Schlaf; aber ihr, was ist euch denn geschehen? Nein, dieser Schreck, da kommt das Roß allein..."

„Das Roß? Mein Pferd ist gekommen?"

„Jesus Christus, wer hockt euch denn auf dem Nacken, Bader?"

„Laßt mich nur erst in die warme Stube und richtet Eis!" sagte der Arzt.

Jetzt kamen auch andere Leute herbei, Männer, Frauen,

theilweise in Binden und an Krücken. Alle schrieen: „Nu schaut's, da ist er ja; Gott sei Lob und Preis, weil er nur da ist!" —

Und als der Mann im Zimmer war, ließ er seine Last auf ein Ledersofa gleiten und sagte: „So, Martin, jetzt sind wir daheim. Schau, für dieses Haus hast du mir oft die Wurzeln und Kräuter gesammelt. Wie ist dir, hast du recht großen Schmerz?"

Martin zitterte und der Arzt nahm ihm den schneeigen Mantel und die nasse Zwilchjacke ab, dann rief er in ein Nebenzimmer, daß man frische Decken und ein Glas Wasser bringe.

„Aber, daß ich so ankomm'," murmelte Martin, „das war doch ein höllischer Lump! Meinen Rock hat er auch!" Dann nahm er einen Schluck Wasser.

Später sagte er zum Arzt: „Da habt ihr mich jetzt so weit hergetragen und seid doch um zwanzig Jahr älter als ich."

Und der Morgen, der durch die Fenster strahlte, zeigte es, der Arzt hatte viele graue Haare auf dem Haupte und im Vollbart; sein Gesicht war etwas durchfurcht und sehr gebräunt und wenn er sprach oder lächelte, so lag auf demselben ein Zug — eigen und merkwürdig — eine wunderbare Handschrift des Schicksals oder der Seele. Die Gestalt des Mannes war groß und trug ein bequemes Winterkleid aus grauem Loden. Der Nacken war etwas gebeugt — wohl noch von der Last, die er in's Asyl getragen! —

Im hohen, geräumigen, etwas alterthümlich eingerichteten Zimmer stand ein brauner Kasten. Diesen öffnete nun

der Arzt und zog eine Lade heraus, in welcher viele Instrumente aus Messing und Stahl und verschiedene andere Gegenstände waren. Dann verlangte er von den zu- und abgehenden Personen noch dies und das und nahm hierauf dem Wurzelgraber die Binde ab, schnitt das Beinkleid auf und untersuchte, wie es mit dem Fuße aussah, welche Verheerungen sein Schrotschuß angerichtet hatte.

„Drei Körner stecken d'rin, Martin, aber wir werden sie schon heraus kriegen; ein wenig schmerzen wird's wohl, aber 's ist gleich vorüber."

„Schmerzen, meint der Bader? Nein, wenn ich an Anderes denke, schmerzt sonst gar nichts. Ich thu' euch's nur früher erzählen, wie's gekommen ist, Bader!"

„Hernach, hernach, lieber Freund, jetzt ist hohe Zeit, daß wir daran gehen."

„Werdet das wohl selbst am besten verstehen, aber wenn's nun so gäh gar würde mit mir! — Ich will's doch früher erzählen."

„Wirst mir noch Alles erzählen, Martin, aber jetzt mußt du ruhig sein."

„So glaubt mir doch, daß ich euch nicht angefallen hab'. Ach, ich weiß gar nicht, wie das gewesen ist; ihr wißt davon wohl mehr als ich."

Der Arzt reichte dem Wurzelgraber die Hand, dann begann er die Operation.

Sie war lang und mühvoll. Martin klammerte seine linke Hand krampfhaft an die Lehne des Sofa's und die rechte hatte sich tief in seine Locken eingegraben. So lag er da, starr und ruhig — er bebte nicht, er klagte nicht; nur

einmal, als das Eisen im Beine krachte, zuckten seine Lippen, aber dann drückte er sie fest zusammen, bis Alles vorüber war und der Arzt sagte: „Jetzt, mein Lieber, wird's gewonnen sein; hast dich aber brav dabei gehalten. Jetzt wirst du eine Suppe essen und dann schau, daß du einschlafen kannst, bis Mittag komm ich wieder zu dir."

Nach diesen Worten ging er und schrieb einen Brief an das Kreisgericht, den er sogleich durch einen eigenen Boten absandte.

„Schläft sie immer noch?" frug später der Bader. Der Mann war Doktor, aber die Leute nannten ihn lieber: Bader, sie hatten viel mehr Zutrauen zum Bader, als zum Doktor.

„Vor einer halben Stunde hat sie die Augen aufgeschlagen und nach euch gefragt," berichtete die Wärterin, „seitdem schläft sie wieder. Aber jetzt sagt uns doch, das Roß hat euch wohl abgeworfen? Gerade wie der Tag anbricht, kommt es allein in den Hof, es ist halb wild und der Peter mag's völlig nicht in den Stall bringen."

Sofort erzählte der Doktor, wie er gestern im Laufe des Nachmittags dringende Krankenbesuche gehabt habe, wie er erst am Abend nach Dernau kam, dort ein paar Stunden ruhte und wie er gegen Mitternacht aufbrach um nach Hochdorf zu reiten, der Kranken wegen, die gerade in der Krisis liegt. — Wie er nun im Schneesturm, fest in den Mantel gehüllt, durch den Wolfswald so dahin traben läßt, dabei schier einschlummert, bleibt das Pferd plötzlich stehen und er wird nach rückwärts zu Boden gerissen. Noch schießt er sein

Pistol gegen eine Gestalt vorne ab, aber schon drückt ihn ein Mann fest in den Schnee, entreißt ihm die Börse und die Uhr und schon flieht der Räuber mit dem Pferde davon. Erst jetzt gewahrt der Beraubte den Verwundeten, den Martin, der erst vor wenigen Tagen wegen einer sonderbaren Geschichte in den Arrest kam. Wie das zusammen hängt und wie der arme, ehrliche Bursche in die Hände von Spitzbuben gefallen ist, das muß sich erst aufklären.

So erzählte der Doktor und dann ließ er mehrere Bauern von Hochdorf entbieten, in den Wolfswald zu gehen und die Gegend zu durchsuchen. Vielleicht ist eine Spur, vielleicht liegt der Strauchritter gar irgendwo mit zerschmetterten Knochen. — Der Braune versteht in derlei keinen Spaß! —

Im ersten Stock des alten Hauses war eine große Stube mit vielen Schränken und Betten und zwei grünen Kachelöfen, in welchen es recht lebendig knisterte.

Die Betten waren einfach, aber sehr reinlich und zu dieser Morgenstunde alle bereits geschichtet. Neben den Betten auf Lederstühlen saßen alte, krüppelhafte Männer und Weiber und sie sprachen leise zusammen und Jedes hatte eine kleine Beschäftigung.

Ein einziges Bett an einer Ecke war mit einer weißen Blache verhangen, daneben stand ein Tisch mit Tassen und Fläschchen.

In diese Stube ging nun der Bader, nachdem er unten eine Fleischbrühe zu sich genommen hatte.

Wie er eintrat, humpelten Alle von ihren Plätzen herbei und gaben ihm die Hand. Er drückte jede und sprach freund-

liche Worte. Dann ging er zum Bett, das mit einer Blache verhangen war.

Langsam zog er diese seitwärts.

Im Bette lag ein Mädchen. Es lag da wie eine Leiche, ausgestreckt, eine Hand über der Brust, bleich das junge, liebliche Antlitz, mit geschlossenen Augen und losen, reichen Haaren.

Das Mädchen, wie es dalag im Dunkeln, war schön, wie eine weiße Blume in der Waldschlucht — wie eine stille Mondnacht.

Lange hielt der Doktor den Vorhang seitwärts und sah hin und endlich beugte er sich gar laugsam nieder zur Schlummernden, zu ihrem Mund, um zu fühlen, ob sie athme.

Und sie athmete.

Jetzt faßte er sanft ihre Hand und jetzt bewegte sich diese und das Mädchen schlug halb die Augen auf.

„Nothburga, hast du jetzt geschlafen?" sagte der Mann leise.

„Ah," hauchte die Kranke überrascht, „jetzt seid ihr doch wieder da. Nein, ich hab' nur so geträumt, — es kommt mir halt immer noch vor, ich seh' ihn liegen mit der großen Wunde."

„Ich werde dir eine Schale Mandelmilch reichen, das kühlt; schau, du wirst jetzt bald wieder gesund sein."

Nothburga richtete sich mit Hilfe des Arztes auf und trank einige Tropfen von der Mandelmilch. Dann blickte sie den Mann treuherzig an und sagte: „Und jetzt hätt' ich euch wohl wieder gern gebeten, daß ihr zitherspielt."

Der Doktor lächelte. Sogleich lächelte die Kranke auch, denn sein Lächeln war für die Menschen immer das, was ein Sonnenstrahl für die jungen Veilchen ist.

„Ja, wenn ich dir, liebes Kind, damit eine Freude mach', so werde ich spielen. Mutter Anna, ihr holt mir wohl gerne die Zither von meiner Stube, sie hängt neben dem Bücherschrank; der Schlüssel steckt an der Thür."

Und ein altes Mütterlein, das nur die rechte Hand hatte — die linke nahm ihm vor Jahren der Bader ab, weil der Krebs daran nagte, der sich gerne in's Herz hinein gefressen hätte — humpelte jetzt fort und kam bald wieder mit dem Instrument zurück.

Auch alle Anderen waren leise herbei gekommen und stellten sich um das Bett und das Tischchen, an dem nun der Doktor saß und die Saiten stimmte.

Endlich tönten sie zusammen in harmonischem Vielklang und als ein Liedchen zu Ende war, frug der Mann etwas schalkhaft: „Gefällt das der Nothburga?"

Die Kranke lächelte und er spielte weiter.

Aber plötzlich brach er das Spiel wieder ab und heiter zu den alten Männern und Frauen gewendet sagte er: „Was thätet ihr sagen, wenn die Nothburga Frau Baderin würde?"

Da lachten sie Alle und meinten: „Der Nothburga wäre das schon zu gönnen."

„Ei, das wäre wohl kein Glück für die Nothburga. Ich bin Vierziger und bin grau und griesgrämig; ich gehöre hin, wo die Krankheit ist und die Noth und Nothburga blüht erst auf, sie gehört zum Leben und zur Freude. 's wird schon

Einer kommen, der das mitbringt, werde nur erst gesund, Nothburga!"

„Ach, so lang ich ihn noch liegen seh' mit der großen Wunde," entgegnete das Mädchen leise und langsam, „und so lange sie den Martin nicht wieder zurückgeben und sagen: er ist unschuldig, so lang kann ich nicht mehr gesund und freudig sein."

Der Doktor griff wieder in die Saiten, sang ein heiteres Lied und einen Jodler dazu, so recht derb und lustig, daß die Weiber sagten: „Na, und jetzt ist er wieder wie ein Bauernbursch oben im Gebirg."

Nur das Ende war nicht so. Das letzte Ausklingen eines Jodlers hat ein so eigenartig, innig Lustiges, daß es nur der Aelpler recht hervorsprudeln und ausdrillern kann; ein Anderer, und hat er die Alpenweisen noch so gut inne, kann es nicht und das letzte Ausklingen gelingt ihm nicht.

Endlich erhob sich der Doktor und sagte zu Nothburga: „Und jetzt muß ich ein wenig arbeiten; die Josefa bleibt bei dir. Bevor ich fort nach Dernau geh', komm ich schon noch einmal. Wenn du dann endlich etwas stärker bist, werde ich dir was Lustiges sagen. Die Mutter Anna trägt mir wohl wieder die Zither auf meine Stube?"

Dann ging er, um sich nach Martin umzusehen.

Als er die Treppe hinabstieg, eilte ihm schon die Schließerin entgegen: „Ach, man meint, man findet euch gar nicht, Bader, kommt doch gleich hinab in den Hof, sie haben einen Todten gebracht!"

Und als der Doktor hinab kam in den Hof, da standen

unter einem Vordach Leute, die lebhaft miteinander sprachen und Alle nach einem Fleck hinsahen.

Dort, auf zwei ineinander geflochtenen Baumästen lag der Todte. Es war das Leichentuch noch darauf, das der Wald und der Winter ihm geschenkt hatte; man wollte nichts an der Leiche anrühren, nicht einmal den Schnee herabfegen, so lange nicht der Bader kam.

Als dieser nun dastand, traten drei Bauernbursche, wie sie ihm am Morgen im Walde begegnet waren, zu ihm und sagten: „Haben heut' einen traurigen Fund gemacht, Bader!"

„Wir sammeln dürres Gefälle zu Brennholz," erzählte einer der Burschen, „und waten so im Schnee herum. Sagt auf einmal der Georg da — du, sagt er, da liegt auch ein nutzes (bedeutendes) Stück, das müssen wir heraus ziehen. Und wie er den Haken in den Schnee haut, sagt er: Das ist ja gar kein Holz! — Nein, sag' ich, was wird's denn sonst sein? und hau auch in den Schnee. Jesus, schreit d'rauf der Georg, eine Menschenhand! und — 's war nicht anders. Rechtschaffen g'schreckt hat's uns und wir haben Keiner wollen angreifen. Sagt noch der Poldl da: Ziehen wir ihn nur in Gottesnamen heraus, muß halt erfroren sein; zuletzt ist er gar noch nicht todt, er ist noch völlig weich. Ja und so haben wir ihn aus dem Schnee heraus gezogen, haben ihm gleich Schuh und Strümpf herab gerissen und die Füße gerieben. Und wir haben ihn gerüttelt und noch stärker gerieben — nein, was wir gearbeitet haben, aber 's war halt aus und vorbei. 's ist ein wildfremder Mensch, aber mein, wohin sollen wir ihn denn tragen, als in's Armenhaus? Wir haben noch gerathen und hin und her

geredet; der Bader ist heut' dort, haben wir gesagt, und der wird schon wissen, was zu machen ist. Ein rechtschaffen trauriges Geschäft war's — und da haben wir ihn jetzt."

Sofort besichtigte der Doktor die Leiche. Es war ein junger Mann mit langen blonden Locken. Augen und Mund waren halb offen, von dem linken Mundwinkel über die Wange war eine röthlich braune Eiskruste — der Verunglückte mußte aus dem Mund geblutet haben. Hände und Füße waren blau angelaufen. Das Beinkleid war von grauer Leinwand, der Rock aus Loden. Um den Hals hing der Leiche an einem schwarzen Band eine Sackuhr mit zerbrochenem Glase.

Ohne ein Wort zu sagen löste der Doktor die Uhr ab und legte sie neben hin auf ein Brett. Dann untersuchte er Schädel und Hals.

„Erfroren ist der Mann nicht," sagte er, „es zeigt auf einen Fall, es ist das Genick gebrochen."

„Du ewiger Heiland!" schrie die Beschließerin plötzlich, „Bader, das ist ja euere Uhr und der ist gewiß euer Räuber!"

„Mag wohl sein," sagte der Mann ruhig, „tragt jetzt die Leiche in die Todtenkammer, alles Andere werde ich schon besorgen. Den Gotteslohn für das Hertragen aber müßt ihr euch wohl beim Gericht holen."

Und die Bursche hoben die Leiche und trugen sie in die Todtenkammer.

Der Arzt ging in das Zimmer, wo Martin war. Dieser lag in mehrere Decken eingehüllt auf dem Ledersofa und schlief.

Der Doktor stand sehr lange vor dem Schlafenden und sah ihn an. — Beide, die noch vor wenigen Stunden gemeinsam auf Verbrecherpfaden wandelten, schlafen nun. Beide sind gerichtet. Der Eine wird nicht mehr erwachen; sein Staub, der den Menschen einst Uebles gethan, wird bald Blumen und Rosen bringen — denselben Menschen. — Der Andere wird wieder erwachen zu seinem alten, elenden Leben, und sein Leben wird noch elender sein, als bisher. Elend an Geist, ist er nun auch elend an Körper — elend zum Erbarmen, unglücklich und immer unglücklich, bis zum Sterben. Und hat er nicht das Recht zu einem hellen, freudigen Leben, wie jeder Andere? —

Langsam schritt der Doktor über die Treppe, ging in seine Stube und schloß sich ein. —

Leise zitternd klangen die Saiten und das Gemüth des Mannes:

Ihr führt in's Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann übergebt ihr ihn der Pein . . .

Die Saiten verstummten. Der Mann sah durch das Fenster hinaus in den Wintersturm.

Das ist die Erde. — — —

— — — Und Nothburga ist so jung und schön, sie ist eines besseren Schicksals würdig. Und Martin ist ein unglückliches Geschöpf — ein Narr, er sucht das Reich Gottes unter den Menschen. Noch ist er jung — in seinem ferneren Leben wird er's immer mehr einsehen, daß er vergebens gesucht, daß sein Jugendstreben eitle That eines Träumenden war, daß sein Leben ein verlorenes ist. Allen Halt einer Er=

ziehung und geregelten Ausbildung entbehrend, wird er mit sich und Allem zerfallen. Das empfindsame, weiche Gemüth, sonst die erste Bedingung eines edlen Menschen, wird diesem Manne zum materiellen und moralischen Verderben, denn es hat von seiner Umgebung doppelt tief die Eindrücke fanatischer, vorurtheilsvoller Gebilde aufgenommen, das Gegengewicht aber eine freie, planmäßige Ausbildung vollständig entbehrt. — So ist er das geworden, was er ist, ein edles Wollen ohne Plan, eine redliche Seele im Wahn, eine Kraft auf falscher Bahn. — Zu sehr befangen in sich wird alle äußere Einwirkung auf ihn erfolglos bleiben, — er fährt einen seltenen Weg, aber er fährt rasch und rettungslos in's Verderben, welches alle verkehrte und mangelnde Erziehung in höherem oder geringerem Grade zur Folge hat. Immer elender werden sich seine Tage gestalten — 's wäre ein Glück für ihn, wenn's aus wär'. — —

An diese Gedanken des Doktors reihten sich noch andere, schwerere, dunklere — endlich fuhr er rasch in die Saiten der Zither, daß sie gewaltig schrillten. Dann öffnete er einen Fensterflügel und ließ eisige Luft herein strömen. Eine große Schneeflocke fiel auf die noch zitternden Saiten und löste sich langsam und sanft auf dem klingenden Tonbrett . . .

Der Doktor schrieb Briefe an das Bezirksamt und das Kreisgericht. Dann ging er in seine Apotheke, die neben der Bücherstube war und arbeitete eine Zeit.

Als es Mittag wurde, stieg er hinab zur Stube Martins.

Dieser saß bereits auf seinem Lager und blickte wirr und verloren umher.

„Hab' schier nicht gewußt, wo ich bin," sagte er zum Doktor und lächelte ein wenig. „Es ist mir gewesen, als hätt' ich es schon gefunden; ich hab' immer zu hoch geschaut, wo die Blumen sind und wo die Menschen lachen und weinen. Aber es liegt tiefer, Bader, es liegt tiefer, es liegt dort, wo die Blumen ihre Wurzeln haben. — Da schaut nur, ich liege unten, aus meiner Brust schlägt ein Keim hervor und dieser wächst herauf bis zum Sonnenlicht. Dort wird er grün und weiß und roth und mitten im Kelche liegt ein Samenkorn. Da kommt ein Vöglein und dieses trägt das Samenkorn hinaus zu den Menschen; diese lachen und werfen es unter das Gestein. Und siehe, aus dem Gestein wächst nach tausend und tausend Jahren ein Kraut, und das ist das Kraut für das Menschenglück. — Bader, in meinem Leben hab' ich kein so gutes Kraut gefunden, als das ist . . . Ei ja, 's hat mir recht wunderlich geträumt! Wenn's wahr wär' und wenn's halt doch wahr wär', so möcht' ich euch wohl bitten, laßt mich hinab legen!"

Der Arzt faßte die linke Hand Martins und forschte nach dem Blutlauf, dann ließ er dem Kranken ein kühlendes Getränk bringen.

Später untersuchte er das wunde Bein, es war in der Ordnung. Dann als Martin ganz wach und ruhig geworden war, sagte der Doktor: „Nun, Martin, magst du mir erzählen, wie dir's bei Gericht ergangen ist und wie du in den Wald und vor mein Pistol kamst?"

Das Leben des Wurzelgrabers bis zu jenem Kirchweih-

feste war dem Doktor bekannt; Martin erzählte also sein Schicksal von seiner Gefangennahme durch die Holzknechte bis zur Stunde, wo er mit dem Fremden im Walde in der Absicht, den Reiter vor dem Erfrieren zu retten, das Pferd anhielt.

Sein Erzählen war ziemlich zusammenhängend und ruhig und als er damit zu Ende war, sagte er heiter: „So und nicht anders war's und jetzt mein' ich, ist mein Fuß auch gut."

Der Doktor war nachdenkend. 's ist auch nicht begreiflich, warum man Dem Bleikörner in das Bein jagen muß, der Einem das Leben retten will?

„Ich werde jetzt nach Dernau gehen, komme aber morgen wieder, um zu sehen, wie es dir geht;" sagte der Arzt, „sei schön ruhig und thue so, wie es die Pflegerin verlangt, dann wirst du bald gesund sein, und wenn du gesund bist, so werden wir zusammen vielleicht gar einmal was Fröhliches erleben."

„Ich hätt' euch wohl noch um was bitten mögen, Bader!"

„So sag's nur gleich, Martin, sei zu mir ganz, wie ein Freund zum Freund."

„— Da hab' ich auf der Kirchweih mit einem Mädl getanzt — Nothburga heißt es und ich kenn' es schon länger, es war die Schwester von dem, den sie auf der Kirchweih erschlagen haben. Ja, und Nothburga wird gewiß glauben, ich bin noch im Gefängniß und ich bin wirklich so schlecht, weil sie mich in's Gefängniß geworfen haben. Wir haben sonst gar nichts mit einander, ich und die Nothburga, aber ich mag

nicht, daß sie so schlecht von mir denkt und da hab' ich euch halt bitten wollen, daß ihr zwei Zeilen für mich an die Nothburga schreibt; sie wohnt oben im Freiwaldgraben beim Wegmacher Hans, der ihr Vater ist."

Der Doktor versprach, das zu besorgen und verließ dann den Kranken.

Noch ging er in den Saal hinauf, wo viele Betten standen und zu Nothburga. Sie lag ruhig auf ihrem Polster und hatte ein Gebetbuch in der Hand.

„Ich werde jetzt fortgehen und erst morgen am späten Mittag wieder kommen; sei immer hübsch ruhig, Nothburga, und thue, wie es die Pflegerin verlangt." Das sagte der Doktor noch zum Mädchen, faßte milde dessen linke Hand und hielt sie lange in der seinen, um den Blutlauf zu beobachten.

Dann gab er der Pflegerin, der Schließerin und Anderen Befehle über das ganze Hauswesen, besonders nachdrückliche über den Wurzelgraber und die Nothburga.

„Sollen sie in diesem Hause genesen," sagte er, „so darf Eines von dem Andern vorläufig nichts wissen!"

So bestieg der Doktor seinen Braunen und ritt durch das Dorf.

Das Schneien hatte aufgehört, aber dichter Nebel lag über die ganze, winterliche Landschaft.

Der Doktor ritt nicht mehr durch den Wolfswald — dort waren ja alle Pfade verschneit und verweht — sondern, er machte einen Umweg der Fahrstraße entlang. Diese war einsam und öde; nur dann und wann begegnete ihm ein Holzkarren, sonst wollte heute Niemand fahren, weil durch

ein wärmeres Windwehen der Wagen nicht mehr und der Schlitten noch nicht gut ging.

Der Doktor ließ das Pferd langsam hintraben, hüllte sich dicht in seinen weiten Mantel und hing seinen Gedanken nach.

Seine Gedanken waren im Armenhaus zu Hochdorf, in seiner einsamen Stube zu Dernau und bei seinen Kranken in den zerstreuten Bauerngehöften im Gebirge, dann wieder waren sie draußen in der großen Welt und weit zurück in den längst entflohenen Jahren seiner Jugend.

Das Geschlecht der Grafen Preisheim war alt und berühmt, es hatte viel für das Vaterland geleistet. Als aber die große Zeit der deutschen Befreiungskriege kam, da konnte das Geschlecht seinen Mann nicht stellen; es war Niemand mehr davon da, als ein achtzigjähriger Greis und dessen Enkel, ein Knabe mit goldigen Locken. Der Knabe war sehr kräftig und aufgeweckt und eines Tages nahm er das Schwert seiner Väter und wollte fort in den Krieg. Sein Großvater aber sagte: „Bleibe, Ludwig, du bist noch ein Kind! bis du groß geworden sein wirst, werden schon noch andere Zeiten kommen, daß du dem Vaterlande nützen kannst; bis dahin will ich dich dazu erziehen."

Der Knabe hing das Schwert in dem Waffensaale wieder auf, und dort hing es viele Jahre — Ludwig nahm es nicht mehr herab.

Bis in das zwölfte Jahr blieb Ludwig in dem Schlosse seiner Väter und genoß die Erziehung des Großvaters, dann

ging er in eine ferne Stadt und lernte die Weltweisheit, die in den Büchern steht.

Neben ihm auf den Schulbänken saßen auch noch viele andere junge Menschen, die dasselbe lernten, aber von geringerer Abstammung waren als er. Nur noch Einer saß in der Schule, der sich Freiherr nennen ließ, alle Anderen waren Söhne aus dem Bürgerthum und aus dem Bauernstande.

Als Ludwig vierzehn Jahre alt war, erhielt er von seinem Großvater einen Brief, in welchem folgende Worte standen: „Mein geliebter Enkel! Die schweren Kriegszeiten haben unser Vermögen zerrüttet und den größten Theil desselben verschlungen. Lerne mit Fleiß und Ernst, daß du im Stande bist, durch dich selbst was zu werden. Dein treuer Großvater." —

Ludwig las den Brief, legte ihn dann in sein Schreibfach und studirte.

Ein Jahr später kam wieder ein Brief und dieser enthielt folgende Kunde: „An Seiner Edelgeboren, den Grafen Ludwig Preisheim. Mir obliegt die traurige Pflicht, Ihnen den Tod Ihres Großvaters, des Herrn Grafen Roderich Preisheim anzuzeigen. Derselbe entschlief gestern nach einem kurzen Krankenlager selig in dem Herrn. P. Johannes, Pfarrer."

Ludwig las den Brief, stützte lange den Kopf auf seine Hand, legte das Papier in sein Schreibfach und rüstete sich zur Abreise.

Als er nach Tagen heimkam in seine Vaterburg, ging er in das Zimmer seines Großvaters, sah den Stuhl an, wo er oft gesessen, und das Bett, in welchem er gestorben

war. Dann ging er auf den Kirchhof, wo die Ahnengruft war, dort kniete er lange auf dem breiten Stein und weinte.

Dann entließ er alle Leute, die im Schlosse waren, verkaufte dasselbe und deckte die auf dem Gute liegenden Verpflichtungen. Weit drin im Gebirge besaßen die Preisheimer noch ein kleines, altes Schloß mit einigen Grundstücken; das verkaufte Ludwig nicht, sondern stellte einen Verwalter in dasselbe.

Als nun Alles so geschlichtet war, reiste Ludwig wieder in die ferne Stadt und studirte.

Er wählte sich die Naturwissenschaften und die Medizin.

Zeit und Zeit ging nun ruhig dahin und wenn die Ferien kamen, lud er immer einen oder den andern seiner Collegen ein, mit ihm in die Gegend zu reisen, wo das Schloß Preisheim stand.

Als Ludwig in das achtzehnte Jahr ging, da trug sich mit ihm was zu, was sich mit allen Studenten zuträgt, wenn sie in das achtzehnte Jahr gehen.

Er verliebte sich.

Und gerade um dieselbe Zeit verliebte sich auch der Freiherr, der mit Ludwig in einer Klasse saß. Beide suchten in den freien Stunden einsame Wege, dachten an ihre Herzenskönigin und besangen sie durch selbsterfundene Verse.

Auf solchen Wegen trafen die beiden Jünglinge einmal zusammen, gestanden einander, daß sie liebten und schlossen als Schicksalsbrüder engere Freundschaft.

Aber diese Freundschaft war von kurzer Dauer, bald

klärte es sich auf, daß die Mädchen, welche sie liebten, zusammen nur ein Herz hatten und daß dieses Herz einer Gärtnertochter gehörte, die sehr schön war.

Als sich dieses aufgeklärt hatte, trat der Freiherr hin vor Ludwig und sagte: „Wir wollen uns duelliren und dem Sieger sei die Königin."

Darauf entgegnete Ludwig: „Wenn das dein Ernst ist, so bist du ein Narr, wie Alle, denen derlei Ernst ist. Ich will einem Menschen nur mit der Waffe gegenüber stehen, wenn ich zehn andere dadurch retten kann, niemals aber lasse ich die Waffe entscheiden, wo ein einziges Wort zu entscheiden im Stande ist. Das Mädchen selbst soll sagen, ob es Einen von uns nehmen mag und welchen; dem gemäß wollen wir dann ruhig handeln."

Auf diese Worte schrie der Freiherr: „Graf Ludwig, du bist ein Feigling, pfui!" Da der Graf von sehr schöner Gestalt und allerorts beliebt war, so glaubte der Baron voraussehen zu können, daß das Mädchen denselben ihm vorziehen würde.

Von dieser Zeit an mußte Ludwig immer allein gehen. Seine Collegen wollten nichts mit ihm zu thun haben, sie grüßten ihn kaum auf der Gasse, in Gelagen stieß Keiner mit ihm an und auf der Bank im Lehrsaale, wo er saß, saß sonst Keiner, als er. „Ein gräflich Blut und solche Feigheit!" flüsterten sich die Jungen hinter seinem Rücken zu.

Das that dem armen Jüngling weh, nicht so sehr, weil die Collegen ihn mieden und sein gräflich Blut beschimpften, als vielmehr, weil er die Gesellschaft bedauerte, die von derlei falschen Grundsätzen noch so allgemein beherrscht wurde, die

aber die gebildete und maßgebende heißen wollte und von der er lernen sollte. — Diese Menschen sind, trotz aller Intelligenz und Humanität, die sie sich einbilden, im Stande, einander zu morden. Die Bauern nennt man roh und wild, wenn sie sich im Jähzorn durchprügeln. Aber was der Bauer im Jähzorn thut und nach eingetretener Nüchternheit bereut, thut der gebildete Duellirende in kalter Ueberlegung und mehr noch — weil er glaubt, sein gegebenes Ehrenwort ruft ihn, schießt er todt. Ist das etwa ein Beweis, daß Bildung das Gemüth veredelt? — Daß Bildung das Gemüth veredelt ist schon sicher, aber im Allgemeinen läßt sie dasselbe in einem Zustand, in welchem es noch unter der Herrschaft des Vorurtheils steht. Aber das Vorurtheil in der gebildeten Welt hat andere Namen, es heißt zum Beispiel: die Mode, der gute Ton u. s. w. Zum guten Ton nun gehört auch das Duell und aus lauter gutem Ton wird Einer wegen nichtsbedeutender Albernheiten der Flegeljahre zum Krüppel gemacht oder zum Tode geschossen.

Dergleichen dachte unser junger Gelehrter oft und oft und dergleichen gab ihm nach und nach eine andere Gedankenrichtung.

Er sonderte sich immer mehr und mehr von dem Menschenkreis, in dem er lebte und begann mit demselben zu zerfallen. Er widmete sich ausschließlich seinen Studien und als sich aus demselben ein vorzügliches Resultat ergab, kam er zum Entschluß, seinen Wirkungskreis als Mensch und Staatsbürger auf ein Feld zu stellen, das unbelegt von der modernen Aftercultur, einen dankbaren Boden für würdige Mannesthaten bietet.

Wohl nahm er nach seinen vollendeten Studien in einem großen Lazareth der Stadt eine Assistentenstelle an, erwarb sich nebstbei den Doktortitel, lebte im Allgemeinen aber abgeschlossen ganz seinen wissenschaftlichen Forschungen und den Nothleidenden.

Da stand aber gegenüber dem Armen- und Siechenhaus ein großes Palais, in welchem tagtäglich glänzende Mahlzeiten, Bälle, Ballete, Concerte u. s. w. wechselten und die reiche, moderne Welt ihre Orgien feierte.

Die Gegenüberstellung dieser beiden Häuser verleitete unseren jungen Doktor zu Nachdenken und Reflexionen, die für die wogende Gesellschaft draußen vielleicht heilsam gewesen wären, für ihn aber quälend waren.

So wahr und ernst die Aufopferung des jungen Arztes für die leidende Menschheit war, so dachte er doch endlich auch an sich selbst, wie sich seine Zukunft gestalten müsse, daß sein Leben und Wirken zu seinem eigenen und zum Wohle seiner Mitmenschen werden könnte.

— Für dich, du einsamer Schwärmer — sagte er dann oft in Gedanken zu sich selbst — wäre so eine Dorfgemeinde recht, draußen in irgend einem Bergwinkel bei einfachen, biederen Landleuten. Da könntest du ruhig leben, der Menschen Freund sein und sie dir zu Freunden machen, und da würdest du in Einheit mit der Natur dein Leben und Können und Wissen vervollständigen. Den Grafen ließest du hübsch hier in der Stadt, nur den ganzen Menschen nähmest du mit. Man meint, es müßte ja gehen! —

Und es ging.

Eine Zeitung brachte die Nachricht, daß in Dernau,

einem großen Dorfe am Fuße der Alpen eine günstige Chirurgenstelle zu besetzen sei. Preisheim reiste in die Gegend, in welcher auch das Schloß lag, das ihm von den großen Besitzungen seiner Ahnen geblieben war, bewarb sich um die Stelle in Dernau, erhielt sie und zog nach wenigen Wochen für immer fort von der großen Stadt und gründete sein Haus und Heim unter den Bauern am Fuße der Alpen.

So lebte er nun in seinem kleinen Hause und in den ersten Jahren hatte er sehr viel Zeit zum Studiren. Es kam selten Jemand, der ihn zu einem Kranken holte; die Leute gingen lieber zu Winkelärzten und Curpfuschern, wie sie in der Gegend lebten, als zum fremden Doktor aus der Stadt, der immer einen schwarzen Frack an hatte.

Als aber die Zeit kam, in welcher der schwarze Frack seine Dienste nicht mehr versehen konnte, ersetzte ihn der Doktor durch einen grauen Lodenrock, wie ihn die Bauern und die Winkelärzte trugen und über seiner Hausthür ließ er eine Tafel aufhängen, mit den Worten: Ludwig Preisheim, Bader.

Jetzt erst kamen sie — in leichten Fällen und äußeren Krankheiten zuerst, allmälig in bedenklicheren Umständen und endlich wurde er auch zu Lungenentzündungen und zum Typhus gerufen.

Und Preisheim hatte Glück; den Kranken gewann er das Vertrauen ab und den Gesunden die Herzen. Er war sehr gewissenhaft; er gab nicht allein den Kranken die Mittel zu gesunden, sondern auch den Gesunden um nicht zu erkranken. Freilich sagte der alte Todtengräber einmal, als ihm der Doktor einen heilsamen Trank gegen das Fieber zu

bereiten lehrte: „Ja, da bringt sich ja der Bader selbst um's Brot!"

Aber der Bader hatte immer ein's zu essen; für zwei hätte es auch noch 'ausgelangt, aber der Mann schien ganz darauf zu vergessen. — Ja, vielleicht wenn jene Gärtnertochter da gewesen wäre! Unmittelbar vor seiner Abreise aus der Stadt hatte er sie noch einmal gesehen: wie er aus dem Siechenhaus trat, trug man sie hinein. Der Freiherr hatte sie geschickt. —

So klein und niedlich das Häuschen des Doktors war und so viel Arbeit es gab im Garten, in der Studierstube, in der Apotheke, die sich der Doktor selbst eingerichtet hatte, so schlug die Schwarzwälderuhr an der Wand doch Stunden, in denen es ihn schmerzte, daß er allein war. Da ging er wohl oft, die Hände auf dem Rücken, durch das Zimmer und dachte so nach über sich und über den Weltgang und endlich ging er gar in das Stübchen seiner alten Haushälterin und frug: „Hat die Barbara denn gar keine Arbeit für mich? Wenn nicht, so spiel' mir die Barbara ein wenig was auf der Zither!"

Sie waren schon recht steif und unbändig, die Finger der Alten, sie hatten schon viel gefaßt und gegraben im Leben, darum sagte Barbara auf des Doktors Bitte auch immer: „Mein, das wird euch aber gefallen, wenn ich klimpere! Lernt es doch selbst, euere Finger sind noch gelenkig dazu."

Und Doktor Preisheim lernte das Zitherspielen.

Er spielte wohl die Lieder der Bauern, die Jodler und Almer, aber er spielte sie anders; er spielte schön, aber nicht ganz so lustig und frisch wie Andere im Dorfe, die es

konnten. Es ließ sich bei seiner Zither nicht recht tanzen und aufjauchzen, man mußte zuhören, wie man dem Bachrauschen und dem Waldsäuseln zuhört, wenn man auf der Au ruht und träumt. Es war eigen beim Doktor, man sagte später, mit diesem Saitenspiel habe er Todtkranke kerngesund und Kerngesunde todtkrank gemacht. —

Das Schloß des Doktors lag nur wenige Stunden von Dernau im Orte Hochdorf. Der Mann ging öfters den Fahrweg, oder auch den Fußsteig durch den Wolfswald nach Hochdorf und sah das alte Mauerwerk von Außen und von Innen an. Außer dem Verwalter und einigen Dienstboten, welche die dazu gehörigen Felder bearbeiteten, wohnte Niemand im Schlosse. Düster und öde stand es da.

Der Doktor dachte oft nach, was damit anzufangen sei.

Ein Bauer wollte einen Theil des Gebäudes zu einer Heuscheune pachten, aber der Doktor war nicht damit einverstanden. Der Bauer sagte noch: „Nu, viel zu gut, mein' ich, wär' die Rumpelkammer just nicht dazu; es gehen ohnehin die Geister drin um!“

Und richtig, kaum ein Jahr vorüber war, gingen im alten Schlosse die Geister um — mitsammt den Leibern.

Sie waren dem Doktor auf seinen Wegen und Stegen nur zu oft begegnet mit ihren bleichen Gesichtern und hohlen Augen, zähnegeklappert hatten sie in kalten Wintertagen und an düsteren Abenden huschten sie um die Häuser herum und klopften an Thür und Fenster.

Diesen Geistern hatte der Doktor das Schloß einrichten lassen, und das Schloß hieß nicht mehr Schloß, es hieß Armenhaus.

Da ist ein Arbeitssaal und ein Schlafsaal und ein Speisesaal und eine Erheiterungsstube und es sind noch andere Räume, wie sie für ein solches Haus nothwendig sind. Außerdem ließ sich der Doktor in der neuen Anstalt ein Studierzimmer und eine Apotheke einrichten.

So kam er nun oft des Weges von Dernau her und wenn ein Krankes im Hause war, so kam er fast täglich.

Und nun, da der Doktor zwei Häuser hatte, mußte er auch zwei Zithern haben; denn die Bewohner seines Schlosses schenkten ihm's nicht. Da kamen sie stets Alle um ihn herum und bestürmten ihn, daß er spiele; die Greise und die Mütterlein baten wie die Kinder, bis die Saiten klangen. Selbst der taube Josef, der nicht einen Ton hören konnte, erbaute sich und war heiter, wenn er dem Spielenden und den Hörenden zusah. „'s ist, wie wenn ihr in der Kirche säßet," sagte er einmal, „so fromm schaut ihr Alle drein. Kann er denn keine Tanzmusik?" —

In heiteren Sommertagen, wenn es die Kranken zuließen, ging der Doktor gern in's Gebirg.

Auf einer solchen Wanderung begegnete er einmal einem Knaben, der Kräuter sammelte und sie in große Bündel zusammenschichtete.

„Was machst denn du mit diesen Blumen und Wurzeln?" frug er den Knaben.

„Die trag ich in die Stadt und verkaufe sie."

„Willst du sie nicht mir verkaufen? ich bin der Bader von Dernau."

„Wohl, wenn ihr der Bader von Dernau seid, kann

ich euch die Kräuter schon verkaufen, aber ihr müßt mir gleich das Geld geben."

„Das versteht sich ja, aber was machst du denn mit dem Geld, du kleiner Spatz?"

„Ich muß allerlei kaufen, es liegt mein Vater krank daheim, er hat einen bösen Finger und wird den Brand bekommen."

„Wie heißt du denn?"

„Martin."

„Nun, Martin, wenn dein Vater nicht zu weit von hier ist, so will ich mit dir gehen und ihn heimsuchen."

„Da thäten wir euch wohl ein Vergeltsgott sagen," entgegnete der Knabe gutmüthig, „aber mehr, als diese Kräuter kann ich euch nicht dafür geben."

„Närrchen, für das Mitgehen wirst du mir nichts geben, die Kräuter zahl' ich dir schon."

„Ja, was seid ihr denn nachher für ein Bader?" rief der Kleine verwundert aus, „der Roßhardl da unten, der Salben und Wunderpflaster macht, hat für das Mitgehen zu meinem Vater zwei Gulden verlangt; aber wo thät ich zwei Gulden nehmen, um das Geld müßt' ich den ganzen Sommer wurzelgraben und derweil stürbe mein Vater."

Der Knabe schluchzte und fuhr sich mit dem geflickten Rockärmel über die Augen.

Unterwegs zur Hütte des Vaters sagte der Doktor: „Ich wüßte ein Haus, Martin, in welchem dein Vater bald gesund sein würde, und wenn es euch recht wäre, so ließ ich ihn in dasselbe bringen, es thät euch keinen Kreuzer kosten."

„Und dürft' ich auch mitgehen?"

„Ei freilich, bis er gesund wieder mit dir in die Berge gehen könnte.“

„Herr Bader!“ rief der Knabe treuherzig, „wenn ihr uns das thätet, all mein Leben brächt' ich euch die Wurzeln und Kräuter und ich thät keinen Kreuzer von euch nehmen — he, Bader, steigt da nicht auf das Frauenhaar, sonst bekommt ihr Kopfweh!“

Der Knabe zog den Doktor, der eben im Begriffe war auf Laubfarn zu treten, bei dem Aermel seitwärts.

Endlich kamen sie zur Hütte. Als aber der Doktor den Mann sah, wie er dalag auf dem kahlen Stroh in Armut und Schmerzen, wie der kranke Finger dunkelbraun und die ganze Hand mit Blut unterlaufen war und wie es in der Brust des Armen zuckte und tobte, da sagte er nichts von dem Fortbringen nach jenem Hause, da sagte er nur: „Recht viel neugemolkene Milch trinken, guter Mann, recht viel Milch trinken! Und du, Martin, bleib' heut' und morgen schön beim Vater und reiche ihm Labniß. Da hast du das Geld für den Kräuterbund.“

Dann saß er noch eine Zeit auf dem Holzstockel neben dem Lager, reichte dann dem Kranken und dem Knaben die Hand, nahm den Kräuterbund und ging.

Als hierauf der Doktor unterwegs zu einer Kohlstatt kam, rief er dem Köhler zu: „Köhler, wenn ihr Zeit habt, so geht da hinauf in die Hütte zum kranken Mann, 's ist nur der Knabe bei ihm und er wird sterben.“ —

Und siehe, nach drei Tagen trug man aus jener Hütte und durch den Wald einen Sarg. Der Knabe, der ihm

folgte, weinte nicht, er blickte nur immer auf die Baumwurzeln. —

Nach all dem vergingen Jahre. Martin wuchs auf und der Doktor begegnete ihm oft auf seinen Wanderungen im Gebirge.

Martin wohnte allein in der Hütte seines Vaters, er durchzog die Alpengegend und sammelte Wurzeln und Kräuter, welche er theilweise dem Doktor verkaufte, theilweise in das Städtchen trug. Wenn der Bursche dann Abends heim in seine Hütte kam, hatte er nicht selten ein sonderbares Geräthe bei sich, oft gar ein Buch — und er konnte doch nicht lesen. Wenn sich irgendwo im Gebirge ein Unglück zutrug und wenn ein Leid geschah, das sich die Menschen einander selbst angethan hatten, so bekam er immer heftigen Kopfschmerz und schweres Brustleiden, wenn er aber von einer Freude hörte, so lächelte er. Am liebsten ging er einsam durch den Wald, da trat er immer auf Steine und erhöhte Baumwurzeln, daß er keinen Käfer und keine Ameise und kein anderes, lebendes Wesen zertrete.

Zum Doktor sagte er einmal: „Bader, ihr seid studirt in der Arzneikunst, gibt es kein Mittel, das Blut im Menschen so zu machen, daß kein Haß und kein Jähzorn und keine Falschheit in demselben liegen könnte?“

Der Doktor schwieg lange nach dieser Frage, endlich aber antwortete er: „In der Arzneikunst gibt es keines, aber, es sind noch viele andere Künste auf Erden, vielleicht liegt es doch in einer.“ —

Die Fragen des Burschen waren überhaupt oft derart, daß der Doktor keine Antwort darauf hatte und sagen mußte:

„Martin, sinne nicht an derlei Geschichten, das taugt nichts und es sind dadurch schon Leute närrisch geworden." —

Besser erging's dem Doktor, wenn er auf seinen Spaziergängen zum goldlockigen Gaismädchen kam. Das war eines Wegmachers Töchterlein, welches die Ziegen seines Vaters weidete.

Als ihm der Doktor auf seinen Bergfahrten das erstemal begegnete, sagte er: „Kleine, wem gehörst du denn zu?"

Aber die Kleine gab keine Antwort, wendete das Gesicht und lenkte gar mit ihren Ziegen vom Wege ab.

Bei der zweiten Begegnung sagte der Doktor: „Ei sapperlot, jetzt sag mir aber gleich, wie du heißt und wer dein Vater ist!"

„Nau," entgegnete drauf das Mädchen, „Nothburga heiß ich halt und der Wegmacher Hansl ist halt mein Vater!"

Seit dieser Zeit war die Bekanntschaft zwischen dem Doktor und dem Gaismädchen. Und seit dieser Zeit versorgte Nothburga den Doktor mit Himbeeren, Erdbeeren und anderen Früchten, wie sie auf den Bergen wachsen und ein Arzt für seine Apotheke brauchen kann.

Jetzt, wenn sie sich im Walde oder auf der Au begegneten, rief schon immer das Mädchen den Doktor zuerst an: „Nu, Bader, wann führt ihr mich denn wieder einmal zum Tanz? Wann schenkt ihr mir denn wieder einmal einen Strauß aus euerem Garten?" Oder sie sagte: „Bader, euer Zithernschlagen ist recht langweilig, ihr hättet sollen ein Schulmeister werden, der macht in der Kirche auch eine solche Musik; dürft mir's glauben, wenn ihr einmal heiratet, diese traurigen Lieder wird euch euere Frau nicht gelten lassen;

aber jetzt müßt ihr auch schon bald heiraten, sonst werdet ihr früher ein Graukopf und dann mag euch Keine mehr!"

Wenn der Doktor dann nach derlei Begegnungen und Aeußerungen nach Hause kam, übte er sich in lustigen Alpenweisen, aber so frisch und so freudig sie auch anfingen, nie gingen sie lustig aus, es war, als ob die Saiten mitten im Jodeln und Jauchzen auf einmal krank würden — tief herzkrank.

Dann ließ er das Instrument ruhen, stand auf und sah so einmal in den Spiegel.

— Grau, meint sie? — Ei, damit hat's schon noch gute Weile. Zwar hier, das Haar säh beinah' so aus! Je nu, so goldig blond können nicht alle Haare sein, wie die ihren. —

— Ja, Doktor, jetzt mußt du dich bald entschließen! 's mag dir wohl thun und 's mag weise sein, wenn du Eine von der Stadt nimmst, die frischt das Glatte, Feine wieder in dir auf und du kannst mitten auf dem Lande das Leben der Gebildeten haben, wie es einem Doktor ja doch ansteht. Hast du aber der feinen, städtischen Gesellschaft wirklich für immer entsagt, gut, so nimm dir ein Weib aus dem Walde, da bekommst du gleich die Treue und die Herzlichkeit frisch von der Natur weg. Red' mit der Nothburga einmal, Doktor?! —

Und darauf, als der Doktor einmal mit der Nothburga reden wollte, sprang ihm diese schon freudig entgegen, und plauderte: „Meinem Vater darf ich's nicht sagen, meinem Bruder und meiner Gespannin, der Marie, kann ich's nicht sagen, weil sie oben im Grubschlag sind und erst Samstag

heimkommen, und jetzt, sagen muß ich's doch wem und so sag' ich's euch, Bader, aber plaudern müßt ihr nicht!"

„Nun?"

Da zupfte sie am Halstuch und ganz leise sagte sie: „Einen Liebsten hab' ich und einen recht schönen, großen und mannbaren noch dazu. Aber jetzt — schäm' ich mich."

Nothburga wurde roth und sah zu Boden.

„Nun?" sagte der Doktor nochmals, dann schlug er mit seinem Stocke ein Steinchen hin und her, das am Wege lag.

„Ihr kennt ihn gar, er hat ein starkes, braunes Haar, kriegt just einen Bart und gräbt Wurzeln!"

„Der Martin also?"

„Und das will ich meinen! — Aber er weiß es noch selbst nicht ganz — nun, der klein' Finger wird ihm's schon sagen!"

Das Mädchen plauderte weiter und eilte endlich seinen Ziegen nach. —

An einem der nächsten Tage kaufte sich der Doktor ein Pferd, denn die Krankenbesuche mehrten sich und er hatte auch nicht mehr so oft Zeit in das Gebirge zu gehen. —

So kam der Herbst und die Kirchweih im Städtchen.

Drei Tage nach derselben brachte man Nothburga in's Armenhaus; sie war sehr krank und der Doktor mußte ihr zur Ader schlagen.

Nothburga hatte ein großes Unglück erlebt. Auf der Kirchweih erschlugen sie ihren Bruder und einen Tag später führten sie Martin in's Gefängniß — eines großen Verbrechens wegen.

Diese Fälle hatten das arme Mädchen so aufgeregt, daß es in die schwere Krankheit fiel. Der Wegmacher Hans war rath- und thatlos und so trug man die Kranke in's Armenhaus nach Hochdorf.

Dort lag es einige Tage im Typhus hoffnungslos danieder. Aber der Doktor kam täglich und war stundenlang am Lager der Kranken, bis endlich die Krisis vorüber und Nothburga gerettet war. In der entscheidenden Nacht war's, als Preisheim im Walde angefallen wurde und Martin in's Armenhaus brachte. — —

An das Alles mochte der Mann gedacht haben, bis sein Brauner plötzlich im Dunkeln stehen blieb.

Da schreckte er auf und haschte nach der Pistole, aber er ließ sie wieder zurücksinken in den Sack seines Mantels, er war ja mitten im Dorfe Dernau, gerade vor seinem Hause.

Leute nahten, die ihn herzlich begrüßten und ihn gar vom Pferde hoben. Sie standen mit Lichtern herum, da es schon finster geworden war und sie frugen, wie das gewesen sei; sie hatten schon Kunde von dem Anfall im Walde. —

So warm und wohnlich die Stube auch war, so traulich die Lampe leuchtete auf dem sorglich gedeckten Tisch und so lustig die alte Haushälterin auch frug und plauderte — der Doktor blieb wortkarg und verstimmt und ging bald zur Ruhe.

„Glücklich wär' er da," sagte dann in der Küche die Haushälterin zu den Nachbarinnen, die sich noch spät nach dem Bader erkundigt hatten, „aber 's ist ihm doch was, 's ist ihm was! Mein', der Schrecken muß Einem ja frei die Seel' aus der Haut jagen!"

Den andern Tag, als der Doktor seine Geschäfte in, und seine Besuche um Dernau beendet hatte, ritt er wieder nach Hochdorf. Der Tag war heiter, der Schnee an einzelnen Stellen wieder geschmolzen.

In Hochdorf befanden sich bereits einige Herren aus dem Sädtchen, die auf den Doktor warteten. Sie hatten die Nachricht gebracht, daß aus dem Strafhause ein gefährliches Individuum entsprungen sei, welches man erst vor wenigen Wochen eines Raubmordes wegen eingeliefert hatte.

Mit diesen Männern ging nun der Doktor in die Todtenkammer und nach kurzer Untersuchung stellte es sich heraus, daß der im Walde gefundene Todte Niemand Anderer sei, als der entsprungene Sträfling.

Preisheim gab das nächtliche Abenteuer im Wolfswald genau zu Papier und es wurde über Alles gerichtliche Kommission aufgenommen.

Man wollte auch von Martin den Hergang der Dinge hören und verlangte, daß er zur Leiche gebracht werde, aber der Doktor sagte: „Wenn er noch fiebert, so kann ich es heute nicht gestatten.“

Er begab sich zu Martin, den er auf dem Sofa sitzend und an einem Kienholzstück schnitzend fand.

— So bei einer leichten Handarbeit kommen Einem allerlei Gedanken, heitere und alberne und vernünftige, aber nie so traurige und finstere, wie in unbeschäftigten Stunden.

Martin dachte beim Schnitzen an Nothburga. — Ja, die Nothburga, wenn ich die einmal bekäm', dos wär' schon recht und das wär' ein großes Glück für mich. Und die Nothburga thät's doch wohl begreifen, wenn ich ihr's gut meinen

wollte. Und wenn wir — 's wird wohl nicht sein, aber ich meine nur, wenn wir dann einmal kleine Leut' kriegen sollten, dann ließ ich alles Andere draußen gehen und thät mir selbst so eine kleine Welt einrichten und 's müßt erlogen sein, daß ich da nicht das Glück und den Frieden hinein brächt'. Schön wär's wohl und ich mein' das wär für den Martin das Rechte; ja, die Nothburga! — Nein, wenn diese dumme Geschichte jetzt nicht mit mir wär', ich thät sie zuletzt gar noch kriegen; mit ihrem Vater bin ich gut an. Die Nothburga freilich, die mag mich nicht, weil ich simulir, das hat sie mir schon gesagt, aber ich mein', wenn sie mich nähm', ich thät an gar nichts mehr denken, als an sie und ich könnt' auch sonst an gar nichts mehr denken. Ja, die Nothburga! —

So dachte Martin und schnitzte.

Als er den Doktor eintreten sah, freute er sich und sagte: „Eine Arbeit muß ich doch haben und da schnitz' ich halt einen Pfeifenkopf."

„Wie geht's mit dem Fuß?"

„Rechtschaffen gut, nur schmerzen thut er zu Zeiten und brauchen kann ich ihn nicht."

„Das sollst du auch nicht; du sollst jetzt bei mir da ruhig gesund werden und dann in deine Hütte heim gehen."

„Ja, gesagt ist's freilich leicht, gethan ist's schwerer, ich muß ja in's Gefängniß."

„In's Gefängniß wirst du nicht müssen, Martin, es sind eben Herren von dem Gericht da, die Alles begleichen und mit dir reden wollen. Und dann noch was, hast du Scheu vor Leichen?"

„Sonst just nicht, aber Kindesleichen möcht' ich nicht gern sehen." —

Sofort ließ der Doktor den Wurzelgraber in das Speisezimmer tragen, wo die Gerichtspersonen versammelt waren.

Martin gab ruhig Antwort auf die Fragen, die man ihm stellte.

„Ein Krüppel werd' ich wohl bleiben," sagte er zuletzt, „aber ich gäb' gerne meinen ganzen Fuß hin, wenn sie nur diesen Menschen wieder erwischen thäten; meinen Rock und meinen Hut hat er auch."

„Um das hat er dich geprellt, um seine Flucht zu begünstigen," sagte Preisheim, „denn dieser Mensch, mußt du wissen, war ein entsprungener Sträfling."

Der Wurzelgraber schlug die Hände zusammen. Da sucht er das Reich Gottes für die Menschen und geht mit Verbrechern um und entführt sie der Sühne!

Nun führten sie Martin in die Todtenkammer, und als man die Leiche vor ihm aufdeckte, sahen ihm die Männer in das Gesicht.

Nach der ersten, mächtigen Ueberraschung war der Bursche ruhig und er sagte leise: „So schaut's jetzt aus mit ihm?"

„Ist das der Mann, der dir im Walde begegnete und dich zum Anhalten des Pferdes verleitete?" frug einer der Beamten.

„All mein Lebtag, freilich ist er's und meinen Rock hat er auch noch an!" sagte Martin.

Nun erzählte der Doktor mit wenigen Worten, wie man den Flüchtling todt im Wolfswalde fand und daß er sich wahrscheinlich durch einen Sturz vom Pferd, das

unter dem fremden Reiter wild geworden war, das Genick gebrochen habe.

Martin horchte, aber er hatte andere Gedanken; er hatte bemerkt, daß die Leiche an dem linken Fuß nur vier Zehen habe. Dieser Umstand hatte Sinnen und Brüten in ihn gebracht.

„Es ist gut," sagte einer der Gerichtsmänner, und der Doktor ließ Martin wieder zurückführen in seine Stube. Dann traf man Anstalten zur Fortschaffung der Leiche.

Der Doktor rechnete gut, wenn er Menschengemüther berechnete. Er glaubte, daß auf eine grübelnde, nach Gerechtigkeit schmachtende Seele, wie die Martins war, der vorliegende Fall irdischer Sühne keinen ungünstigen Eindruck machen müsse.

Diesmal aber hatte er sich getäuscht.

Martin arbeitete nicht weiter am Pfeifenkopf, er hielt seine Hände über das eingebundene Knie und sah vor sich hin. „'s gibt denn doch ein Reich Gottes auf Erden!" murmelte er, „der Uebelthäter entgeht nicht dem Gerichte. — Und wenn es über den Menschen eine Macht gibt, die auf Erden das Böse bestraft, so muß es über den Menschen doch auch eine Macht geben, die auf Erden das Gute belohnt. Wo ist diese Macht, wo ist das Reich Gottes auf Erden? — Und, Martin, Martin, hat dir nicht Jemand gesagt, daß Einem am linken Fuß eine Zehe fehle? Wer hat dir das gesagt und von wem?"

Der Bursche sann und sann. Endlich fiel es ihm ein; jene Bettlerin in der Köhlerhütte hatte vor Jahren ein Kind verloren, welches dieses Merkmal trug. „Vielleicht," so mur-

melte er wieder, „war dieser Mörder der Bruder jenes Wesens, das sie im Walde begruben und in dessen Herzen ich das Reich Gottes gesucht habe. Freilich, freilich lag's darin, eben, weil es ein Kindesherz war — auch im Herzen des Räubers war es einst gelegen, als es noch gelebt in der Kindheit und Unschuld. Und ich Narr hab' das anders verstanden — — die Kreuzspinne und der Zauberer im Märchen — ach Gott, ja, nun seh' ich's wohl, daß ich den Verstand verloren hab', nun seh' ich's wohl!"

Der Arme begann heftig zu weinen und als gegen Abend der Doktor wieder kam, lag er im Fieber. —

Heiterer war es am Lager der Nothburga. Als das Mädchen den Arzt sah, lächelte es und sagte: „Jetzt werd' ich doch noch einmal gesund, mir hat vom Martin geträumt, daß er ein schneeweißes Kleid an hat und daß er zu uns kommt."

Der Doktor faßte ihre Hand: „Wie steht's mit dem Puls, Nothburga! Ei, recht gleichmäßig. — Wenn er aber doch nicht käme, Nothburga?

„Wer, der Martin? In Gottes Namen, wenn er nur unschuldig ist." — —

In derselben Nacht that der Doktor kein Auge zu. Er saß in seiner Stube und ließ die Sterne durch das Fenster scheinen.

— Nothburga wird gesund, sie wird leben und blühen, sie wird einen Mann glücklich machen, sie wird die Freude und die Weihe seines Hauses werden, sie wird ihm junge Menschen schenken, die seinen Namen weiter tragen in kommende Generationen. — Das Alles keimt in ihr, die jetzt

durch mich der Gesundheit entgegen geht. Ich habe sie gerettet — wem gebührt nun das, was in ihr keimt?

— Martin! Er ist nichts — nichts als arm, arm bis tief hinein in die Seele. Aber er ist jung und war Nothburgas Spielgenosse und sie hat ihn lieb. Nothburga ist treu, sie wird ihn lieb haben, so lang er ist, aber sie wird mit ihm unglücklich werden, denn seine Seele ist voll Grübeln und Zweifeln und sein Herz hat kein Gefühl, außer für seinen Wahn. Und er selbst wird fürchterlich darunter leiden, wird körperlich und moralisch zu Grunde gehen und vielleicht ist es endlich gar der Selbstmord, in dem er sein Reich Gottes sucht. — Das Beste wäre, der Arme hätte es überstanden. — Doch, gibt es nicht Fälle für den Arzt, in welchen es gar seine Pflicht wird . . .

Es wurde an die Thür geklopft.

Wer mag das sein um Mitternacht?

„Herr Bader, wacht auf!“ rief eine Stimme, „kommt zum Kranken!“

Der Doktor machte Licht und ging über die Treppe.

Martin lag in heftigem Fieber und in einer Art Fraisen bebte er am ganzen Körper. Der Arzt ließ ihm Eibischthee bringen, dann befahl er, daß man den Burschen dicht zudecke und bei ihm bleibe.

Hierauf ging er in die Apotheke und bereitete einen Trank gegen Blutaufwallungen.

Später nahm er ein großes Buch und blätterte in demselben und sann. — Haben es die Menschen denn nirgends aufgeschrieben, wen sie still hinüber führen dürfen? — —

Und wie das heiß war in der Stube!

Der Doktor riß einen Fensterflügel auf. Kalte Winterluft strömte herein und losch das Licht aus. Er zündete es nicht mehr an, mit gekreuzten Armen schritt er über den Boden.

Leben und Sterben! Wer ist Herr und Richter über die Geschicke der Menschen? —

Was flattert doch jetzt durch das Fenster herein? Es ist ein kleines, buntes Wesen, wie ein verlorenes Blumenblatt den fernen Maien entführt. Still kreist es um das Haupt des Mannes und läßt sich endlich nieder auf dessen Hand, die über der Brust liegt.

Ein Sphinx?!

Der Doktor erhascht das Thier, macht Licht und betrachtet es. —

„Ein Deilephila Euphorbiae!“ rief er überrascht aus — „und du flatterst noch? Ja, weißt du nicht, daß wir morgen in den November gehen? 's hat dir wohl schon recht gefroren da draußen und du hast doch noch nicht wollen schlafen gehen, hast mein Fenster gefunden und bist zu mir herein geflogen. Ei, du kleiner Falter, was willst du denn hernach über den Winter auf der Erde? Ja freilich, leben willst du und da bist du in mein Stübchen gekommen, daß ich dich bewahre. Nun, wollen ja sehen.“

Der Mann schloß das Fenster und ließ den Schmetterling frei.

— Und ist's noch so kalt und spät, leben und nur leben! — Es möge denn, was sich freut der Luft und des Lichtes, es möge leben, Raum genug dazu hat die Erde! —

Der einfältige, geistesarme Martin sucht das Reich Gottes auf Erden, er ist bereit, sich aufzuopfern für das Glück der Mitmenschen. Ich geschulter, erfahrener Mann, den man den Gelehrten und Guten nennt, soll das ja auch können müssen! Preisheim, du hast dem Geburtsadel deiner Ahnen entsagt, gründe dir einen eigenen in deiner Mannesbrust! — Wohlan, es möge denn sein, ich entsage — ich opfere mich dem Reiche Gottes auf Erden. Martin wird geheilt und frei sein und in Nothburgas Wesen wird seine Seele zur Ruhe kommen, in ihr wird er sich und sein Ziel finden. Und das wird die Auflösung sein, zu der ich ein umschleiertes, nach Glück und Frieden ringendes Menschenwesen führen will. Es leite mich der große Geist! —

Der Doktor zog an einer Schnur, eine Wärterin kam und holte den Trank für Martin.

Hierauf schickte sich der Mann an zu Bette zu gehen. Als er das Licht auslöschen wollte, fand er vor demselben auf dem Tisch den Schmetterling mit verbrannten Flügeln.

— — — — — — — — — — —

Es war am Morgen des eilften November, als der Doktor Preisheim in die Stube trat, wo Martin Holzlöffel und Pfeifenköpfe schnitzte.

Er wünschte dem Wurzelgraber Glück zu seiner Genesung und zum Namenstag.

Diesem wurden die Augen naß und er sagte: „Bader, das ist mir noch mein Lebtag nicht passirt, daß mir wer

zum Namenstag einen Glückwunsch gesagt hätte. Vergelt's euch Gott, daß ihr mir diese Freude gemacht habt."

„Und da hab' ich dir noch ein Angebinde zu übergeben." Der Doktor hielt einen zusammengelegten Brief in der Hand, den er dem Burschen hinhielt.

Dieser wollte nicht angreifen: „Wüßte nicht von wem, wer thät denn mir einen Brief schreiben?"

„Das Gericht, Martin, ei, so sei ruhig, das Gericht schreibt dir, daß du frei bist von Schuld und Verdacht." Er öffnete das Schreiben und las es laut, dabei mußte er seine freie Hand hinter den Rücken halten, denn Martin wollte sie unzähligemale küssen.

Es war eine große Freude in der Stube.

„So wärest du gesund und frei, Martin, was wirst du nun machen?"

„Ja, ich werd' halt jetzt hinauf in meine Hütte gehen und werde über den Winter schnitzen und Strohschuh flechten. Vielleicht thu' ich dann einmal was Anderes auch noch, 's mag wohl sein und man kann's nicht wissen, aber euch, Bader, sag' ich's schon früher und ihr müßt für mich reden. Schaut, ich möcht halt mit der Nothburga was anfangen. Da thät' ich euch wohl bitten, daß ihr mein Brautführer wäret und sonst auch — bin euch viel schuldig geworden! Ihr habt mich in dieses Haus gebracht und ihr habt mich geheilt, mein Fuß ist jetzt ganz passabel. Bader, sagt's jetzt, was ihr verlangt, nach und nach werd' ich euch das Geld schon schicken?"

„Ich verlange nichts, als daß du mir im Sommer wieder die Kräuter bringst," sagte der Arzt, „und ich zahle

dir dafür, was recht ist. — Mit dem Weltglück aber, lieber Martin," der Doktor faßte die Rechte des Wurzelgrabers mit beiden Händen, „mit dem Weltglück laß es gut sein. Es mag Jeder für sich sehen, daß er's findet. Und wenn du denn einmal durchaus beglücken willst, so thue es an einem Einzigen, besser ist es, einem Verschmachtenden den Trunk Wasser zu reichen, als Allen das Himmelreich schenken zu wollen. Und selbst, wenn du dieses auch hättest, die Menschen würden es von dir nicht nehmen, sie thäten dich nur steinigen. Merke dir das und arbeite für dich und deine Hütte; baue dir ein festes, friedliches Daheim und mache es, unbekümmert um alle Stürme draußen, zu einem Reiche Gottes. — Sollte dir aber doch wieder einmal ein schwerer Gedanke kommen, so geb' ich dir dagegen ein Mittel mit, das dein Gemüth erleichtern und erfreuen und dir helfen wird zu jeder Zeit. Komm' mit mir in meine Stube!"

Und als sie in seine Stube kamen, da saßen in derselben auf der Ofenbank — die Nothburga und ihr alter Vater.

Am Abend, als in dem großen Zimmer des Armenhauses die Lichter brannten, als alle, die Lahmen, die Tauben und die Blinden um den Tisch herum saßen, und als die Verlobung vorüber war und Martin, hübsch herausgeputzt, noch seinen Arm um Nothburga schlang, sagte dieser:

„Jetzt erst weiß ich, warum mir damals auf dem Hochpaß die Kreuzspinne zum Herzen gekrochen ist!"

Der Doktor spielte auf der Zither.

— — — — — — — — — — —

28*

Am andern Morgen ging Martin mit seiner Braut und mit seinem Schwiegervater in's Gebirge; er hinkte wohl noch ein wenig, aber er stützte sich hier und da, wo es über Wurzeln und Gestein ging, ein Bischen auf Nothburga.

„Magst dich schon recht anhalten," sagte diese, „ich bin wieder kernfrisch und halt' schon was aus!"

Der Doktor sah den Dreien lange nach, hernach gab er noch einige Anordnungen im Armenhaus und ritt dann einsam der Straße entlang gegen Dernau.

Inhalt.